



Digitized by the Internet Archive
in 2015

Gotthold Ephraim Lessings
sämmliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Achter Band.

Berlin,
in der B o ß'schen Buchhandlung.

1839.

Verlag von Julius Sittenfeld in Berlin.

Verlag von Julius Sittenfeld in Berlin.

Verlag von Julius Sittenfeld in Berlin.

Verlag von Julius Sittenfeld in Berlin.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

I n h a l t.

	Seite
B riefe, antiquarischen Inhalts.	
Erster Theil. 1768.	1
Zweyter Theil. 1769.	103
Wie die Alten den Tod gebildet. 1769.	210
Gedichte von Andreas Scultetus. 1769.	263
Predigt über zwei Texte	310
Berengarius Turonensis. 1770.	314
V ermischte Schriften. Erster Theil. 1771.	
Vorbericht	424
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten	425
Ueber die so genannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. 1771.	529

Briefe, antiquarischen Inhalts.

Αγωνισμα μιλλον ἐς το παρααρημα ἀκουειν
ἢ κτημα ἐς ἀει —

Erster Theil.

1768.

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Dem man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es blosser Zänkereyen über mißverständene Meinungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam

sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Komplimentierten schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangstüchtige, der Verheger, ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schaal und falsch machen, als unsern Umgang? —

Erster Brief. *)

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klog soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinethwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

*) Zuerst gedruckt in der Hamburgischen neuen Zeitung, 97. Stück, 20. Junii 1768, und im Hamburgischen Correspondenten vom 22. Junii, Num. 100.

(*) Beytrag zum Reichspostreuter St. 54.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worinn besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klog schreibt: „Wie hat es einem unsrer besten „Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) „einfallen können, „zu sagen, daß man sogar vieler Gemählde nicht erwähnt finde, „die die alten Mahler aus dem Homer gezogen hätten, und „daß es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu seyn „scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu mahlen? Die Ho- „merischen Gedichte waren ja gleichsam das Lehrbuch der alten „Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegenstände am liebsten „ab. Erinnerete sich Hr. Lessing nicht an das große Homerische „Gemählde des Polygnotus, welches zu unsern Tagen gleichsam „wieder neu geschaffen worden ist? Unter denen vom Philostratus beschriebenen Gemählten sind drey Homerische, und die „vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter „den Herculianischen Gemählten ist eines, welches den Ulysses „vorstellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen „Werken will ich nur die merkwürdigsten anführen, u. s. w.

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich blos, daß Herr Klog nicht meiner Meinung ist, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er sagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recensent könnte antworten: Was Herr Klog keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Klog selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klog beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verschiedene Dinge sind: Gegenstände mahlen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so mahlen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoön nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemählde Homerische Gemählde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemählde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beyspiele, welche Herr Klog mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämhet haben, sie Herr Klogen vorzuhalten. Ich würde mich geschämhet haben, zu verstehen zu geben, Herr Klog habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beyfallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das sonderbarste ist: ich habe diese Beyspiele fast alle selbst angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoön angeführt, den Hr. Klog bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufeln wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leser auf den Fabricius (*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beyspiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten

(*) Bibl. Græc. Lib. II. c. VI. p. 345.

„Kunstisten gewesen zu seyn, Handlungen aus dem Homer zu „malen,“ ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was diese Beyspiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß so sehr die alten Kunstisten den Homer auch genügt, sie ihn doch nicht auf die Weise genügt haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Kunstisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so malen, wie sie ihnen Homer vormahlt; sie sollen nicht so wohl eben die Gegenstände malen, welche Homer mahlte, als vielmehr das Gemählde selbst nachmalen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beybehaltung der Ordnung des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Kunstisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homerische Gemählde, weil sie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eignen Kunst, nicht nach dem Beyspiele einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

Gingegen die Gemählde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemählde zum Homer, als Homerische Gemählde, als Gemählde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klogische.

Herr Klog hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren liesse, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er

meinen Namen giebt, den er zu einem grossen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

Zweyter Brief. *)

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klog ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und Klog ein gar zu berühmter Name geworden. Es sey so, wie Sie meinen!

Aber ich muß bey der ersten wieder anfangen. Herr Klog fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemählde des Polygnotus?

In der Lesche zu Delphi waren zwey große Gemählde des Polygnotus. Welches meint Herr Klog? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach seinem Allegate (*) muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen ausser dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge andere Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemählde gefolgt; einem Lescheus, einem Stesichorus. Wie kann es also Herr Klog ein Homerisches Gemählde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee: aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemähldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedich-

*) Zuerst in der Hamburgischen neuen Zeitung, 115. St., 21. Julii 1768. „Der Brief, welchen wir, in dem gelehrten Artikel des 97ten Stückes, unsern Lesern mittheilten, hat verschiedene andre veranlaßt, in welchen Herr Lessing so wohl den übrigen Bestreitungen des Herrn Geheimderath Klog begegnet, als auch über das Werk selbst, in welchem sie vorkommen, ein umständliches Urtheil fällt. Wir haben die Erlaubnis, sie gleichfals bekannt zu machen, und wollen uns derselben bedienen, ohne im geringsten an der Streitigkeit selbst Theil zu nehmen.“

(*) Pausanias Lib. X. p. 859.

ten Myrias und Noſti gefolgt iſt. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müſte auch dieſes kein Homerisches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre beſſer geweſen, Herr Klog hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beiden Gemählten hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten; ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eignen Erfindung mit einzumischen. Eine Freyheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellungen aus der Trojanischen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klog dieſe Vorſtellungen alle, meinetwegen immerhin Homerische Vorſtellungen und Gemählde nennen mag. Aber noch einmal: was haben dieſe Gemählde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchichte genommen ſind, aus welcher Homer die ſeinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemählten zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlichere Dinge geſagt zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwancken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhigung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt: ich habe in Beyſpielen gezeigt, was für mahlerische Bemerkungen die alten Artiſten ſchon in dem Homer gemacht fanden, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, ſie bloß darum zu loben, daß ſie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyſpielen gewieſen, wie ſie es anſingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz verſchiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldigt Selbſtlob. —

(*) Laokoon S. 227-231. [Band VI, S. 505-507.]

(**) Laokoon S. 219-223. [Band VI, S. 501-503.]

Dritter Brief. *)

Ich komme also zu der zweyten Bestreitung des Herrn Klog. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von „der Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu mah- „len, sind leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher „durch den Pinsel selbst, als durch meine Feder werden würde.“

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Klog vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte, oder unsers beiderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu mahlen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen; oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus schlug nicht blos den neuern Artisten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemahlt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden seyn würde; daß sich der ganze mahlerische Geist des Dichters darinn zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das mahlerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Bers erste wendete ich ein: (**) daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeite, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Mahlerey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art

*) In der Hamburg. neuen Zeitung vom 23. Julii 1768, St. 116.

(*) Tableaux tirés de l'Illiade. Avert. p. 26. 27.

(**) Laocöon XII.

sichtbar sey; daß folglich, — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmale sich mit einander vermische, — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was antwortet Herr Klog auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klog nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klog den Pinsel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich, — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemälde ansehen kann, daß das, was man darinn sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemälde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu mahlen, daß sie von zwey oder mehreren Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe sie unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahlerische erwiesen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verlohren gehen müßten, durch welche sich bey dem Dichter die Götter über die Menschen auszeichnen.

Auch dieses ist leicht zu beantworten? Und am besten mit dem Pinsel? — Abermals Schade, daß Herr Klog den Pin-

sel nicht führet: schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und spielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indesß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinwand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, das sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach, in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und broddingnaisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Drakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sey, progressive Gemählde wären; die eigentliche Malherey aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch igt diese Einwendung für unwidersprechlich halte, bloß weil sie auf das Wesen der verschiedenen Künste gegründet ist! Herr Klog muß über mich lachen; und wenn Herr Klog vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter seyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demselben Gemählde darzustellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch es nur; am Ende ist seiner Feder nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß! —

(*) Laofoon XV.

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen *) Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klog unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemälde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagenen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemälde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemälden sehr schätzbare Kunstwerke darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Caylus aus dem Mahlbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.

Fünfter Brief.

Sie bestehen darauf, daß Herr Klog diese Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyspiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieses Beyspiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

*) „und kahlen“ fehlt in der neuen Zeitung.

„Nur Ein Beyspiel, sagt Herr Klog, anzuführen: so verwirft Lessing des Grafen Caylus Vorschlag, die Bewunderung der Trojanischen Greise über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu mahlen. Er nennt diese Episode einen eckeln Gegenstand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemahlte Susanna, nebst den beiden verliebten Alten gesehen, ob ihnen dieser Unblick eckelhaft gewesen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeigt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu geben? Mahlt der Künstler einen solchen Greis verliebt, so ist das lächerliche Bild fertig. Aber Valthasar Denner und Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt ist das, was Herr Lessing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken sagt, eine Idee, die sie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bey dem Griechen, und der alte Künstler würde sie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und diesen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge entgegen setzen, einen widerlegen heißt: so versteht sich in der Welt niemand besser auf das Widerlegen, als Herr Klog.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eckeln Gegenstand genannt habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: das ist bey alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeschlagne Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojanischen Greise machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müsse?

Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab ich nicht gelegnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beispiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey, in dem Geiste des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemahlt: aber Zeuxis mahlte in dem Geiste des Homer. Jener wäre knechtisch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier sezet: anstatt daß Zeuxis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und indem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht blos nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Verwandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide wer da will: aber er verstehe mich nur erst. Ich will nichts außerordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts abgeschmacktes sagen. *) — Doch weiter. —

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus sie gemahlt wissen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein

*) Der vierte und der fünfte Brief bis hieher in der Hamb. neuen Zeitung, 118. St., 27. Julii 1768, das Folgende im 120. Stück vom 30. Julii.

Greis, der jugendliche Begierden verrathe, so gar ein eckler Gegenstand sey. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er es ist; Herr Klog mag mir von einer Susanna des Rubens schwagen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Eckel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingrediens deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürrn Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man mahle ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist eckel, Trog jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den Trojanischen Greisen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Klog sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt (*) „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen; denn der Affect, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden.“

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klog denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfordert

(*) Laocoon S. 221. [Band VI, S. 502.]

wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann man „denn keinen alten Mann vorstellen ohne ihm dürre Beine, „einen kahlen Kopf, und ein eingefallnes Gesicht zu geben?“ Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und „Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf „eines alten Mannes gefallen könne.“ Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helst, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde; ja ohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klog: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, das er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzu ausdrückliche Geflossenheit verriethe, seine Leser wieder mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klog: (*) „Ich gebe es Herr „Lefingen gern zu, daß wenn Dichter und Künstler die Gegen- „stände, welche sie mit einander gemein haben, nicht selten aus „dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre Nachah- „mungen oft in vielen Stücken übereinstimmen können, ohne daß „zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung „gewesen. Aber ich möchte diesen Satz nicht allzu sehr ausge- „dehnt haben.“ Bin ichs, der ihn allzu sehr ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu verstehen geben

(*) S. 170.

will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnet.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Klog sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern bloß die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herhohlen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klog durch mich gekrönt zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein, schreibt er, ist gleichfalls aus der „Sammlung des Hrn. Casanova, und auch von ihm gezeichnet. „Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche be- „gefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künst- „ler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet.“

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem aufstrebendem Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klog sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe sehen wollen.

(*) S. 203.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klog einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Siebender Brief.

Vergessen hatte Herr Klog meine Einschränkungen wohl nicht: aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.“ Lieber also schlecht weg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheint uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologист hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologист aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatz der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artift, welcher nur das Schöne zu bilden wählen follte, muß alles bilden können. Wen verleitete fein Können, nicht öfters über fein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artift meistens für andere, von denen er nicht fordern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können: und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlet, kann mich so verstehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Antiken ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich, (*) keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine auffer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben“ u. s. w.

Das ist keine igt erfundene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widersprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klogon, und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armse-

(*) Laokoön S. 105. [Band VI, S. 436.]

lige Beyspiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sey aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe: sie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Classe erhalten, in die sie gehören.

Welches Zucken, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klog noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyspielen auf mich ein stürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.“ Dem ohngeachtet kömmt Herr Klog, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezo-gen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin. (**). Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtigt, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besizer, als für freywillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klog kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Tauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meinung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens,

(*) Laokoön S. 16. [Band VI, S. 384.]

(**) Laokoön S. 108. [Band VI, S. 438.]

die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Niedel, wie Herr Klog sagt, (*) soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Niedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwey Orten. An dem erstern (***) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimt sich sogar ihrer gegen den Herrn Klog selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klog hat zwar unter den alten Denkmälern der „Kunst Furien gefunden. (***) Allein Herr Lessing hat schon „diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bildersprache, „als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Bey- „spiele des Herrn Klog zu seyn.“

Diese Stelle führt Herr Klog sehr weislich nicht an. Er durste sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Niedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet so: (†) „Herr Lessing behauptet, daß die alten „Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugege- „ben habe. Ist muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Ent- „deckung gemacht habe, widersprechen, aber aus einem andern „Grunde, als Herr Klog. Es ist hier dem Hrn. Lessing eben „das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann sagt; er ist durch „den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem „Register der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien ge- „sucht und nichts gefunden. Ich schlage nach, Eumenides; „und finde, daß Scopas deren zwey und Calos die dritte zu

(*) S. 242.

(**) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften S. 45.

(***) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

(†) S. 136.

„Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus selbst nachlesen.“

Ich wundere mich nicht, daß Herr Niedeln die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil, in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier, (*) im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beyspiele selbst bestärket, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Niedel vermuthet: sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja so gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Niedel darinn gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Niedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die vom Herrn Klog gegen mich angeführten Beyspiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Niedeln nicht einfallen, daß keine

(*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Deesses.
Memoires de l'Acad. des Inscri. T. V. p. 43.

Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellt waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese, statt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dünkte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Niedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke wie sie die Religion befohlen hatte, die bey den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Niedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, sind unstreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen standen, und von welchen Pausanias ausdrücklich versichert, (**) daß sie durchaus nichts Schreckliches, οὐδεν φοβερον, an sich gehabt. Nun sage mir Herr Niedel, ob Furien, welche nichts von Furien an sich haben, solche Furien sind, deren Abbildung ich auf die alten Artisten nicht will kommen lassen? Ich schreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieser zwey Sätze, ist es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem

(*) Bey Herr Niedeln heißt er Calas. Ein unstreitiger Druckfehler; so wie in der Citation des Clemens p. 47 anstatt 41. (Über wenn Herr Kloß, nicht blos an einem Orte, nicht blos in einem und eben demselben Buche, immer und ewig Zeuxes schreibt: so scheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu seyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieser Mahler nicht Zeuxes, sondern Zeuxis geheissen.)

(**) Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuhl.

Gesichtszuge, in Stellung und Gebehrden, verrathen was sie seyn sollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieser Art? Es waren Furien, und waren auch keine: sie stellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie igt bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Sag vielmehr, als daß sie ihn im geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was sollte ihre Artisten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzen Gesichtern haben verleiten können? Selbst die Hetrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beyrn Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion widerspreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klog selbst ist, welcher mir die unschrecklichen Furien zu Athen nachgewiesen. (*) Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen: Herr Nidel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klog, und Herr Klog giebt mir Waffen wider Herr Nideln. Sie dengen von entgegen gesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehn. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus: so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küssen muß; ich mag wollen oder nicht: geben sie nur Acht!

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III. pag. 289.

Neunter Brief. *)

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klogen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artisten die Perspektiv abspricht.

Im Laokoön hatte ich es gethan: obschon gar nicht in der Absicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angesehen ist. Doch da Herr Klog mich so selten verstanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen sollte? Er warf mich also mit den Perraults in eine Classe, und nahm sich, in seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen, (*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man sich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in seinem Buche von geschnittenen Steinen (**) zum zweyten auf dem Plane erscheint. „Mein Eifer, sagt er, für den Ruhm der Alten, denen ich grosse Dankbarkeit schuldig zu seyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken.“ Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geschnittenen Stein aus Tausenden; durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und (***) durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philostratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perspektiv ausser allem Zweifel gesetzt sey.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klog für

*) Zuerst im 131. und 132. Stücke der Hamburgischen neuen Zeitung von 1768, vom 18. und 20. August. „Wir übergehen den 6ten 7ten und 8ten dieser Briefe, in welchen Hr. Lessing auf verschiedene Vorwürfe des Hrn. Klog von minderm Belange antwortet, um unsern Lesern einige der folgenden mitzutheilen, die von der Perspektiv der alten Artisten handeln, zu deren Vertheidiger sich Hr. Klog aufgeworfen.“

(*) S. 179.

(**) S. 92.

**) Die Worte von „durch Einen“ an, bis hierher, fehlen in der neuen Zeitung.

den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herr Klog gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Ist lassen Sie uns sehen, was Herr Klog von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er sie den Alten zusprechen zu müssen glaubt.

Herr Klog erkläret die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Geschicklichkeit, (*) die Gegenstände auf „einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in „einem gewissen Abstände zeigen.“ Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernetz abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweiset. Fläche ist für die Malererey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläufig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstände unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstände erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv absprechen, würde wahrer Unsinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die

(*) Beytrag zur Gesch. der Kunst aus Münzen S. 178.

Perspektiv, sondern die ganze Zeichenkunst absprechen heissen, in der sie so große Meister waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engern Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedne Plane des Raums verstreuet, mit samt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzeln Gegenstand beziehet; diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nehmlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedner Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemählde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es, nach dieser, das ganze Gemählde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunkts fehlet und die verschiednen Theile desselben verschiedne Gesichtspunkte haben.

Herr Klog scheint von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemählde beide diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoön, (*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzuspochen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsfern auch sehr mittelmäßigen

(*) S. 198. [Band VI, S. 488.]

Mahlern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungekehrten Augenmaasse begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Dinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheint, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klog: „konnten die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenschaft an einem Gemälde rühmen, die niemand sah?“ Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemälde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klog nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, (*) daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemälde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klog sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemälde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, ob schon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemälde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten,

(*) S. 96.

als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümpfer eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoön, die Beschreibungen des Pausanias von den zwey großen Gemälden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspektiv gewesen. Eines derselben, höre ich von Herr Klotz, (*) „soll zu unsern Tagen gleichsam wieder neu seyn geschaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweist, habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus; sondern ein Gemälde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemälden des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu seyn. Denn

(*) S. 140.

weil aus einem so hohen Gesichtspunkte, besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: so gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe umgekehrt gleichem Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, (welches beyrn Pausanias aus dem östern ἀνωθεν, ἀνωτερον und dergleichen erhellet:) so würden diese entfernter oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Herrn Klog in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Alten, sagt er, ist die von uns so genannte Militärperspektiv von oben herein“ — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militärperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maaße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militärperspektiv eigentlich gar keine Perspektiv, sondern ein blosses technisches Hülfsmittel gewisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen

Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm bloß erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militärperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv absprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militärperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Hr. Klog zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militärperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten, wegen der Unwissenheit der Perspektiv vermindern?“ Allerdings sollten sie nicht: sondern Hr. Klog sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaacht.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt sehr scharf hätten nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten sie das Relief flach gehalten, so würde die Münze ohne Geschmack, Gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er sich für einen Mahler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Fassade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen;“ Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So

„würden sie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — „Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „so würde die „Münze ohne Geschmack, gothisch oder nach der Art „unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik, und alle Mufen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Mufen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und Gothisch ist? O Logik, und alle Mufen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; Falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Gesichts, die Erscheinung der Grösse, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malherey. Man kann in keiner den ge-

ringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweydeutig und falsch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Hr. Klog ruffen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefehr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Grösse die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemählde des Celes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trost, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem

jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Ceber abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verzüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemählde des Polygnotus mögen verzüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klog zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiednen Gründen, daß die geringste Verzüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Dachsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläufigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klog versichert, „daß Lucian „von der perspektivischen Anordnung in einem Gemählde des „Zeugis so weitläufig rede, daß diese Stelle bey dieser Strei- „tigkeit nothwendig geprüft werden müsse!“ Er nennt sie un- gemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀπο- τεύειν τὰς γραμμὰς ἐς τὸ εὐδύτατον, was ist es anders, als ein korrekter Contour? was die ἀκριβὴς γραφὴ, die εὐ-

καιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schickliche Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ες δεον, ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων(*) προς το ολον, die ἀρμονια, ist das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemählten, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemählten eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemähltes überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemählde des Zeuxis von der

(*) Herr Klok muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben των μετρων: welche Lesart mir „richtiger scheint, obgleich jene sich auch verteidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων: der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie vor sich hat: und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klok sonst verteidigen wollte. Er zieht sie blos vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Hr. Klok citiret, sondern im Zeuxis dieses Gemählde beschreibt; und daß, wenn Herr Klok sagt, „die Kopie desselben „sey in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken „wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es das erstemal für Rom, Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: *άνω δε της εικονος, οίον άπο τινος σκοπης Ιπποκενταυρος τις έπικυπτει γελων*: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Zungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte, scheint mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehn, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern bloß, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspektivischen Behandlung fähig wären: sondern ich will nur sagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber so dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu kommen: so weiß ich nicht, welches die grössere Armseligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, *το ευσκιον*, die gute Schattirung; *το ευπνον*, das Lebende; und *το εισεχον και εξεχον* das Herauspringende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde seyn, wo gar keine Perspektiv angebracht, wo sie mit den gröbsten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden uuterscheiden; welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu seyn scheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blize in der Hand, von welchem Plinius sagt, *digiti eminere videbantur, & fulmen extra tabulam esse*, mußte er darum, weil er das *εισεχον* und *εξεχον* in

so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv, und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Klog von der Stelle des Philostratus sagen: „sie kann von nichts anders handeln, als von der Kunst des Mahlers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemählde erscheinen zu lassen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Hr. Klog! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas andern. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Klog sagt, wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemählde erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschieffen, fährt Hr. Klog fort, diese Schwächung, oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perspektiv?“ Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klogischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieser: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philostratus herschreiben: was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klogen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er ihre erste

Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klog seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohnstreitig Du Soul: denn als er in der Reizischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem *οκλασαι ες θεον* nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerey, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus dabey angeführt. (*) Nun schlug Hr. Klog selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich aufbehalten sahe: so glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klogen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Hr. Klog die Anführung des Du Soul, Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, so läßt sich seine Anführung, durch Einschiegung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüstet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weist, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet? —

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht. (**)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Hr. Klog der erste, welcher die Stelle des

(*) At, si Perraultos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Piet. Vet. III. 3.

(**) S. 100. deut. Uebers.

Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle blos von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Hr. Klog ist der erste der dieses sagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klog die Ausschweifung über die Perspektiv der Alten, in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieser eine ist gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden.“

„Ueberhaupt, sagt Hr. Lippert, (*) ist die Perspektiv bey „den Alten sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die „solche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit „kann die Liebhaberey einen nicht treiben? Wenn ich die Be- „schreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem „Buche gelesen, worinnen von dessen schöner Perspektiv etwas „gesagt worden, habe ich auch allemal lachen müssen; denn das „sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. „Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der „nach den Regeln dieser Wissenschaft gewesen wäre, erkennen, „aber wohl solche Fehler, die man auch einem Anfänger in „dieser Wissenschaft nicht vergeben würde. Die Alten ahneten „die Dinge so ungefehr nach, wie sie sich dem Auge darstellten, „ohne die Regeln und Ursachen zu wissen, warum die entfern- „ten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erscheinen. Es ist „aber etwas sehr gemeines, daß man von Sachen urtheilet, „wovon man doch nichts versteht.“

(*) Dattyl. Vorbericht. S. XVIII.

Wie kömmt es, da Hr. Klog sonst sich die Einsichten des Hn. Lippert so frey zu Nuzge gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Hr. Klog hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehn lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern dazu ansaparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darum zu finden versprach, als er nicht so gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte. (*)

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstfachen, (**) deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntniße von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Klog an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, (***) und hat diesen Schriftsteller bereits an Hr. Klogen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Klogen! Nun das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweist, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Inschriften,

(*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtung über die Malerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

aus welchem Hr. Klog seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Freylich ist das arg: aber doch, dünkte ich, stellt sich die Deutsche Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo sey der Verfertiger davon gewesen.“ Mein, das kann er wohl nicht geglaubt haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich *une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange*, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritiker wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftsteller, den er zu Hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiedenen Arbeiten desselben: und es fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi

und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wissen, als Hr. F. der den Artikel im Füzßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzugesetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar.“ Dieses versteh ich nicht! ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccartschen Platte sagt!

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muth werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal stosse ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Lessings als eines einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers, bleibt aber dabey, es wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler des Laokoon in die schönsten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Lessingschen Grundes, der aus der Zusammenstellung dieser Künstler mit jüngern beyrn Plinius, und aus dem ganzen Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zwey neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinschrift, mit dem Namen des Althanodors, Algesanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe selbst, ist. Denn diese kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern

(*) Göttingische Anzeigen 22. u. 23. Stück dieses Jahres.

„zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat,
 „überein. Da hier Hr. W. seines Landsmannes Erwähnung
 „thut, so dürfte es jemanden wundern, warum er nicht bey
 „Vorghesischen Fechter eben desselben Deutung dieses Fechters
 „auf den Chabrias angeführt hat; allein diese Vorbeylassung
 „gereicht dem Hn. Winkelmann zur Ehre; er hätte Hr. Les-
 „singen sagen müssen, daß er jenen Fechter mit einer Statue
 „in Florenz verwechselt hat, welche im Museum Florent.
 „Tab. 77. unter dem Namen Miles Beles steht, und einen
 „ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht *obnixo genu scuto.*“

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch ist weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzu stolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Vorghesischen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Herr Winkelmann diese Verwechslung nicht aufgemuzet haben? Aber der Recensent ist so großmüthig nicht: er muß mir sie auf. Bey allem was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbundner seyn, als dem Hrn. Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kam ich?

Hr. Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Vorghesischen Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter diesem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stosch für einen Discobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter als für einen Discobolus, sondern für einen Soldaten erkennt, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und ist diese Statue nicht der Vorghesische Fechter, ist sie der Miles Beles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beide diese Werke Hr. Win-

Kelmann selbst, und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Mensch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borghesischen Fechter erkennet? Oder ist es nicht der Borghesische Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateinischen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erscheinet? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Beles in dem Florentinischen Museo hingegen nicht: wie ist es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechseln können?

Endlich, worinn habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Beles, das ich dem Borghesischen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klog überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Klog „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“ ein ganz nützlichcs Buch für den seyn kann, welcher von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Wichtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, so stehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klog bloß aus fremden, seltenen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Preise. Aber sollte er seine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Funfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Hrn. Klog, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen. —

Hr. Klog hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr dabey thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, sagt er (*), die Anordnung der Sachen, und einige eigene Bemerkungen werden diesen Aufsatz gegen den Vorwurf der Compilation schützen.“

(*) Seite 16.

Einige eigene Bemerkungen? Klingt bescheiden genug! Aber welches diese eigene Bemerkungen sind, kann man nicht eher sagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgesondert hat. Was übrig bleibt, ist freylich sein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieser ist es nicht bloß gethan, um aus einem Compiler ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compiler.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compiler sollte diese, wenigstens verificiren. —

Und ist es auch wahr, daß sie Hr. Klog immer gebraucht hat? Lassen Sie uns doch eine Seite, wie sie mir in die Hand fällt, untersuchen.

„Die geschnittenen Steine, schreibt Hr. Klog (*), machten noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer suchte verschiedentlich ihrem Puzze dadurch einen größern Glanz zu verschaffen. Hierzu nahm man die erhabenen geschnittenen Steine, und eine gute Vereinigung dieser vortreflichen Werke mit dem übrigen Schmucke, mußte in den Augen der Zuschauer eine ungemein schöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Hr. Klog den Bartholinus an. (**). Den Bartholinus! Ist Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entscheidendste von den Stellen der Alten anführen sollen, auf die sich Bartholinus gründet.

Hr. Klog fährt fort: „Auch das männliche Geschlecht besetzte die Kleidung mit Steinen;“ und beruft sich desfalls auf den Claudian. (***) Aber dort, bey dem Claudian, ist nicht die geringste Spur von geschnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Hesten, von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen, und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Hr. Klog hinzu, ahmte in diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach.“ Und das

(*) S. 22.

(**) De Armillis veter. p. 13. & 35.

(***) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

folll Svetonius (*) versichern. Aber das Zeugniß des Svetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls blos von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (*gemmatas indutus pænulas*) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Klog. Zweytens sagt auch Sveton nicht, daß Caligula hierinn der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der *vestitus non virilis*, den Sveton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die *Cyflas*, auf den *Soccus*.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäumt? Oder muß man diese Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher, schreibt Hr. Klog: „um den Ring „des Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Ringe „gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Rings wegen den Isidorus an? Man muß den Isidorus oft anführen, weil er nicht selten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier ist Isidorus der wörtliche Ausschreiber des ältern Plinius; Plinius ist hier die Quelle (**), und diesen hätte Hr. Klog anführen müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen; damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die sie erörtern wollen, gestiffend-

(*) In Calig. c. 52.

(**) Libr. XXXIII. Sect. 4. & Libr. XXXVII. Sect. 1.

lich und umständlich gehandelt wird, sich auf Stellen beziehen, wo man dieser Sache nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, der auch nicht der geringste Nebenzug entwische.

Z. E. um zu beweisen, „daß man in Rom so gar die „Bildsäulen mit Ringen gezieret,“ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol, nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Hr. Klog, und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Klog habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabey vermiste! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche: so mußte sie Hr. Klog gar nicht anführen; denn in der Sculptur blos nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abstehend ein einzler Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen; und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Klog ist es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverlässig voraus, daß

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

(**) Hr. Klog führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Hr. Klogen sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken.

er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophisterey erklären wird.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Hrn. Klog mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Hr. Klog sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstossen.

Den Eingang (von Seite 1-16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Dinge aufmerkamer machen! Möchten sie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweisung geben! Ich will sie gleichsam bey der Hand ergreifen, und sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums führen! Ich will ihnen diese Werke zeigen u.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, schreibt er, meine Leser von der Vortrefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein zu schneiden und ihrer Geschichte, von den berühmtesten Künstlern, deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherley Gebrauche der geschnittenen Steine, und ihren Abdrücken vorausschicken.“

Sie wissen doch was die französischen Taktiker *Enfans perdus* nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich wird ihre Benennung auf die voraus geschickten Kenntnisse des Herren Klog vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon

gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann *de annulis*, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abzuschreiben (*) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Svetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Kloß fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, (**) zu Sammlungen geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die minder kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verlegen zu lassen. *Tantum*, sagt Plinius, (***) *tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes*. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Hr. Kloß zu einem Kenner machen? „Wir lesen, versichert er, daß Scaurus, der Stieffohn des Sylla, zu erst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe.“ Wo

(*) Denn der ist doch wirklich ein blosser Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Kloß *Macrob. Saturn. VII. 18.* weil er bey dem Kirchmann (*de Annulis cap. XI. p. 59.*) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler bey dem Kirchmann; das siebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

(**) S. 23.

(***) *Libro XXXVII. Sect. 1.*

lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm blos: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Herr Klog darum diese Bedeutung in die alten Auctores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch ist übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Mäcen, sagt Hr. Klog, (*) wissen wir, daß er „eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er „gesteht diese Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an „den Horaz, sondern man sieht sie auch aus einem Briefe des „Augustus an ihn.“ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweist, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,

Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet blos die abgeschmackte Kackzelle des Mäcenas, und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Mablaster gaben, für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, bey Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kackzelle. Eher noch hätte sich Hr. Klog darauf berufen können, daß Mäcenas von

(*) S. 24.

Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreyßigsten Buche genutzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wann er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen; sagt Herr Klog, (*) müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indes ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtsiegel nicht so gewöhnlich bey ihnen waren, als sie bey uns sind. Wer sie ganz und gar leugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches *προγονικον σφραγισμα*, wie es Dio (***) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt; aber er behielt sein Geschlechtsiegel, welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes herab biegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geschlechtsiegel der Alten leugnet: aber welcher Compiler hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klog diese Materie schließt! (***) „Wir würden also, sagt er, von der Steinschneiderkunst ohngefähr folgende chronologische Geschichte zu entwerfen haben. Sie scheint im Orient entstanden zu seyn, wurde von den meisten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Klog mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinschneiderkunst beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich,

(*) S. 20.

(**) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.

(***) S. 26.

daß sie den Etruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Ist es also mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Etrurier eine Colonie der Aegypter gewesen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völker, historische Beweise davon; und welche sind es? Doch ich will diese Fragen nicht weiter fortsetzen. Herr Klog hat sicherlich an keine derselben gedacht; sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiedenen Stufen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Etrurien, aus Etrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klog hierauf von dem verschiedenen Stile der Aegyptischen, Etrurischen und Griechischen Künstler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klog die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der „Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen „erhaben geschnittenen Stein gesehen zu haben. Hatten die „Aegypter keinen Geschmack an den letztern? oder hat ein unge- „sehrer Zufall sie unsern Augen entzogen? oder was ist sonst „die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieb, und dessen ich mich bey ihm sehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol. (**)

(*) S. 27.

(**) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

Nun sehe ich den Ort nach, wo Herr Klog bey dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe daß Caylus blos sagt: „Ohngeachtet wir eine große Menge Aegyptischer Steine kennen, welche in die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch „beynahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geschnitten „sind, und die wir pierres camées nennen.“ — (*) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead. (**)

Ich glaube gläserne Pasten von beiden in der Stoffschen, igt Königl. Preussischen Sammlung gesehen zu haben. Hr. Winkelmann sagt zwar, (***) daß das Original des erstern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: so finden sich zwey vortreffliche erhabne Aegyptische Steine mehr, die dem Herrn Klog wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stoffsche Sammlung enthält noch verschiedne andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verstreut sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Klog über die vermeinte gänzliche Vermissung erhabner Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine

(*) Ebendas. S. 26. deutscher Uebers.

(**) Traité de la Methode antique &c. Pref. p. 7.

(***) Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.

tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht blos bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die so genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convergen Fläche aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Herr Klog muß aus seinem Caylus wissen, (*) daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Dingen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klog meinet, daß mit den andern Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabner Arbeit sind nur allein übrig geblieben: ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Etrurischen Künstler. Caylus neiget sich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Etrurische Kunst Aegyptischen Ursprungs macht:

(*) Erster Band, Taf. IX. Nr. 3.

(**) Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — *Egyptyllum, aemeron xanθagov.*

Winkelman will davon nichts wissen; sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Etrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Etrurier den ersten Unterricht darinn bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Etrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurück zu schliessen: dieser erkennt zwar in dem ältesten Etrurischen Stile die Aehnlichkeit mit dem Aegyptischen; aber auch der älteste griechische Stil hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug, sie in den Etrurischen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klog? — O, Herr Klog hält es mit beiden: desto flinker geht das Abschreiben von Statten. Denn so ungefehr eine Verbindung, ist zwischen beiden bald gemacht. „In einigen ihrer Werke, sagt er (*), kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der Etrurier geflossen: ich meine Aegypten. — Die Werke späterer Zeiten zeugen von einer Bekanntschaft mit Griechenland.“ Die Werke späterer Zeiten: sehen Sie, nun hat Caylus und Winkelman Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Etrurische Steine Hr. Klog kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drey Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntschaft der Etrurischen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel, auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compiler kann sich widersprechen, so oft als er will.

Von den Etruriern leitet Hr. Klogen seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit,“ schreibt er, (***) ward die Steinschneiderkunst von den Griechen gebracht, welche dieselbe, nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach

(*) S. 28.

(**) S. 29.

der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern: aber nach seiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klogen diese gar zu grosse Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Hr. Klog, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweist uns desfalls auf Nattern. Natter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Natter finden: gut. Ich schlage also Nattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: *J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment.* Ein Stern verweist mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klog: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, dessen Anführung, buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: *Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis inculpere populis illis (Egyptis) mos erat, &c.*

Ich sage: Herr Klog muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnern haben, wo er ganz und gar von keinen erhabenen geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen „Geschmack an solchen Steinen?“ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhabenen, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; *anaglypho opere gemmis inculpere populis illis mos erat.* — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich —

nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyßigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyßigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Matter, oder Hr. Deschamps, dessen Feder sich Matter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pflüge schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwagt Hr. Klog (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eigenen Stil gehabt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an den römischen Steinen eine trockne Zeichnung, ein ängstliches und plumpes Wesen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geist, noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Klog gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten.“

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten.

(*) S. 30. u. f.

(**) Gesch. der Kunst. S. 291. und 293.

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architekten und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klog ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigillarius, worüber sich Hr. Klog in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Klog zweymal mit grossen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heißen. „Hr. Walch, sagt Hr. Klog, „erklärt es richtiger durch signorum statuarumque ex metallo „fuso fabricator.“ Es kann seyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνοδοιαντοποιοις erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister grosser Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigillarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Nink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Hr. Klog gegen das Wort Scalptor? Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichen Verstande einen Steinschneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt, scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er sagt, adamantis crustæ expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur: hingegen

(*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

sagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc sint dicta de marmorum sculptoribus.

Auch kömmt, in alten Inschriften und Glossen, das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeutet, und von den neuern Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Hr. Klog auf die berühmtesten Steinschneider, neuer und alter Zeit. (**) Mit jenen, thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich „mit Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er „ist keinem Freunde der Kunst unbekannt.“ Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Hr. Klog will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph „Beckern,“ sagt er, „und Marcus Züscher will ich das Lob „des Fleißes nicht streitig machen.“ Marcus Züscher, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Klog nicht streitig machen! Hr. Klog kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Züscher? D! das wird ihm Marcus Züscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Züscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Klog macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu setzen! Hr. Klog fand Züscher beym Mariette als Steinschneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu

(*) Salmastius l. c.

(**) S. 33-80.

einer groben Unwahrheit. Lesen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, sagt Natter in seiner Vorrede (*) se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tufcher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de différentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.

Von den alten Meistern hat Hr. Klog so etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweyten Theile dieses Werks gesammelt; daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß so gar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibet sind. Er hätte sonst den Phrygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido, mit einer offenen Muschel neben sich, unter allen bekannten griechischen Steinen einer der schätzbarsten ist; so wohl in Ansehung der Kunst und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchstaben in dem Namen des Künstlers zu urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen bekömmt. (**)

Er hätte sonst, unter den Werken des Solons die Bacchantin auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die

(*) Pref. XXXI.

(**) Winkelmann, Descript. des pier. gr. p. 137.

uns eine weit grössere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. (*)

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freylich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ohngeachtet vielerley anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioscorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioscurides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiedenen Handschriften des Svetons geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedene ganz falsch gedeutet. Die zwey Köpfe des Augustus bey dem Stosch, können keine Köpfe des Augustus seyn; der sogenannte Diomedes mit dem Palladio, stellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. s. w.

Doch mit den Unterlassungssünden des Hr. Klog muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Hr. Klog von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, (**) gruben in alle Arten von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar schöne Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider Figuren geschnitten. Aber dieses scheint mir selten zu seyn, am seltesten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und grossem Werthe. Selten sind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabnen Werken den Carneol und Agath, von einer Farbe, so wie sie sich bey erhabnen Werken der verschiedenen Agathonyche und Sardonische bedienten.“

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist.

(*) *ibid.* p. 251.

(**) S. 40.

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unsrer Zeit sind, und es ist bloße Declamation, wenn Hr. Klog an einem andern Orte (*) schreibt, „daß jene Neigung „der Alten zu den Ringen mit geschnittenen Steinen, einen „bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da „man bloß geschlossene Steine, ohne daß die Erfindung oder „Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, „die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hoch schätzt, und „mit ungeheuren Summen bezahlt.“ — Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich schon erinnert habe, für viel zu gut, sie von der Kunst verlegen zu lassen. Auch schon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von besserem Geschmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; (***) und nur denen von geringerm Werthe, ließ man durch die Kunst einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich so gehört es sich auch! Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklicheren Behandlung, die kostbarere Materie erfordert: so ist es albern, und zeigt gerade von keinem Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsre Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen;

(*) S. 21.

(**) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich grössere Schwierigkeiten zu übersteigen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Matter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein: (*) warum soll Matter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, das dieses eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum kann vergessen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochnes Glück leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja seine Worte (**) scheinen so gar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachsagte, (***) daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu grossen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

(°) Pref. XVI.

(**) Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. fect. 4.

(***) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

Zwey und zwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klog in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Dyale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnittene Steine finden will. (*) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Djetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (***) sondern ich gründe mich auf etwas anders. Auf den Künstler nehmlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodoros von Samos wird als dieser genannt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodoros in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist,

(*) S. 21.

(**) Sordonychem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, & novissimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glanzen wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geschenck der Kayserinn in ein goldnes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttinn der Eintracht vorgestellt wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vergab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kestbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen.

sein Werk seyn könnte, wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nemlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheint in der That auch nichts anders sagen zu wollen: ἦν δὲ σφραγίς τὴν ἐφορεε χρυσοδετός — ἦν δὲ ἔργον Θεοδώρου τοῦ Τηλεκλεος Σαμίου. „Polykrates hatte „einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodoros war.“ Ich verstehe, in so fern er gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhnus (*) und andere sagen, daß σφραγίς nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben so wohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich: (**) οὕτω (σφραγιῶδες) τοὺς ἐπιστημίους δακτυλίους ὠνομαζόν, τοὺς τὰ σημαντρά, ἢ λίθους ἐν αὐτοῖς ἔχοντας. und beym Theophrast heißen σφραγιῶδες durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß ist es auch nicht zu leugnen, daß σφραγίς öfters im engern Verstande das ἐκμαγαίον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geschnitten ist, und sich in dem Wachs abdrückt. Ja, eben diese Zweydeutigkeit scheint mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bey dem Herodotus σφραγίς σμαραγδοῦ λίθου ἔουσα heißt, heißt bey dem Pausanias (***) ἐπὶ τοῦ λίθου τῆς σμαραγδοῦ σφραγίς: und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in

(*) Σφραγιῶδες differebant ἀπο τῶν δακτυλίων in eo, quod signa quaedam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100.

(***) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuhl.

Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen. (*) Er sagt: *Polyeratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniae ætate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdus solitus.* „Der Edelstein des Polykrates war völlig unverletzt: „und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahr nachher, „zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten.“ Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber siele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodoros von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indes hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter dieses Künstlers nur nicht überhaupt so sehr unrichtig bestimmt hätte. „In Erzt, (**) sagt er, müßte man in Italien weit eher als „in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pausanias „folgen wollte. Dieser macht die ersten Künstler in dieser „Art Bildhauerey, einen Rhœcus und Theodoros aus Samos, „namhaft. Dieser legte hatte den berühmten Stein des Polykrates geschnitten, welcher zur Zeit des Crösus, also etwa um „die sechzigste Olympias, Herr von der Insel Samos war. „Die Scribenten der römischen Geschichte aber berichten, daß „bereits Romulus seine Statue, von dem Siege gekrönt, auf „einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erzt, setzen lassen, u. s. w.

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geschnitten, weil er die große Base von Silber gearbeitet hatte, welche Crösus in den Tempel zu Delphi schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus gewesen. Crösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufzugeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: *Plasticen invenisse Rhœcum & Theodorum*

(*) Lib. XXXVII. Sect. 4.

(**) Geschichte der Kunst. S. 16.

tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah durch den Cypselus, um die dreißigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von blossem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von blossen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgefunden.

Drey und zwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verschwendung und Wollust äusserst ergebenes Volk bekannt gewesen, führt Aelian aus dem Cypolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, *ὅς τις αὐτῶν εὐτελεστατος σφραγιδας εἶχε δεκα μινῶν*; und setzt hinzu: *παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους*; „denn man hatte Ursache die, welche die Ringe gestochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zusatz des Aelians, von dem Zeugniß des Cypolis unterscheiden. Es ist blos die Auslegung des Aelians, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn *σφραγιδες*, wie schon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hießen, so ist darum noch

(*) Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler igiten Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern sechs dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er bloß von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht bloß besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen! (**)
Nec deinde alia, quæ tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: præterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: & cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmæ dignitati. Ismenias erzählt,

(*) Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des Helian daselbst anführt, so sagt er: *Hæc autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium.* Helian aber citirt den Eupolis bloß *ἐν τῷ Μαγικῷ*; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

(**) Lib. XXXVII. sect. 3.

daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schiekt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besizer läßt sich handeln; Ismenias bekommt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bey duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwey Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem, sagt er, puduit tanti æstimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Ebenso hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es sey in Cyprus ein Smaragd für sechs goldene Denare feil geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, und er habe das Geld dafür bezahlen lassen: als man ihm nachher zwey dafür brachte, habe er gesagt, u. s. w.“ Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wiederbekam; was er erst gegeben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwey geben können, da es kein blosser, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes (*), wel-

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß er ein schlechter Mensch seyn, sonst wäre er kein so guter Flötenspieler.“ Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm sagte; Singe: so antwortete er ihm; Und du, blase mir. Εἰποντος αὐτῷ τινος παρα ποτον, ἄσον, εὐ μοι, γῆσιν, ἀλλησον. Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unsflätige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte.

her den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigste Olympiade geblühet. Dngesehr in eben diese Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Marikas den Hyperbolus verstanden habe,

Doch ich will hier nicht von dem Hafe des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Übung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte igt nur das Urtheil des Antisthenes, als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommener Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95 Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Plutarch (*Απογρ. Βασ. και Στρ.* Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Altheas folgendes: *Ισμητιαν, τον ἀριστον ἀνλητην, λαβων ἀχιμαλωτον, ἐκέλευσεν ἀνλησαι. θαυμαζοιτων δε των άλλων, αυτος ὤμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοιτος.* „Altheas, oder wie ihn Plutarch schreibt, Altheas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die andern sehr bewundert, habe Altheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sey ihm weit angenehmer.“ Dieser Altheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110 Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sey? Wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen seyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Altheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Ismenias gewesen seyn; oder dieser Name ist selbst bey dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn ob schon Plutarch das nehmliche Histrörchen noch an zwey andern Orten seiner Schriften wiederholt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung *Οτι ουδε ζην εστιν ἡδεως και Ἐπικουρον* p. m. 2010. und das anderemal in der zweyten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης η ἀρετης* p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden, *Ισμητιας* gelesen wird:

welcher in der zwey und neunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieser Synchronismus leitet zu verschiedenen Schlüssen in der Geschichte der ältesten Kunst.

Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Puz für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypern schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kauffen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der geringste Cyrenäer keinen schlechtern, als für zehn Minen, zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunst aus diesem ihrem Geburtslande gegen Afrika, wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der acht und neun und siebenzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekanner, als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzler Personen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides, (***) daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens machten, daß die Komödienschreiber noch verschiedne Jahre nachher darauf anspielten.

so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und man in verschiedenen *Αμεινίας* anstatt *Ισμενίας* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen sollen. Auch Rylander schreibt in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und Aminias ist endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

(**) Libr. I. §. 110.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes (**), besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nemlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten; Sophisten, Wahrsager, Aerzte, Σφραγιδουνοχαρνοκομητας u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weissen Nägel mit Steinringen bestecken: und man hat nichts als ἀσωτους, Weichlinge darunter verstanden; wie es denn auch die Dacier bloß durch Effeminés übersetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, betriegerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstecken wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in seinen Thesmophoriazusen (***) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

— Σφραγίδες' ἔχειν σφραγίδα

Ἐξάψαμενους. —

Vordem hätten die Männer sich nur ganzer schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die

(*) Hic (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicæ artis hac quoque ostentatione censerentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adversus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, ut palam sit eos tibicinum gloria tumere l. c.

(**) Nub. v. 331.

(***) v. 435. 36.

Weiber hätten sich, für ein sehr wenig, dergleichen können nachmachen lassen;

Πρωτου μεν ουν ην αλλ' υποιξαι την θυραν,

Ποιησαμεναισι δακτυλιον τρωβολου —

aber der verwünschte Euripides sey es, der ihnen die Laconischen Schlüssel mit drey Zacken, und die σφραγυδια δραπηδεςα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Siegeln soll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verstehen seyn. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das δραπηδεςα ist bloß figürlich von der so besondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie eher von Würmern hinein genagt, als von Menschen hinein gearbeitet scheinen sollten. In beiden Fällen erhellet so viel, daß der Gebrauch mit geschnittenen Steinen zu siegeln, unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigster Brief.

Wir haben, über die Nachsichung, zu welcher Zeit die Kunst in Stein zu schneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klog ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine, als Edelsteine unterhalten.

Wenn Hr. Klog aus dem Mariette anführt, daß sich so gar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeiget, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „aber dieses scheint mir selten geschehen zu seyn, am „seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem „Werthe.“

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar bey Hr. Klogen sollte sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neuern Geschmack an bloßen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure „Summen kosten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des

„Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns „unterrichten oder ergötzen könnte.“ Denn bey einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar, und dem Künstler keiner zu hart seyn müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Klog fallen: also nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der andern Hälfte seines Zusages ersparen können: „am seltensten mit dem Rubin, „wegen seiner Härte und großem Werthe.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechseln; das heißt sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir igt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als Hr. Klog.

Wenn nehmlich gleich iger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet: so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. *Tertia auctoritas*, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, *tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis.* (*) Folglich hätte es Hr. Klog gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letztern, und nicht in den erstern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, sondern den Smaragd setzten sie, unter andern Ursachen, auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: *quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari.* Die Rubine hingegen, scheinen ihm nur wenig bekannt gewesen zu seyn, und weder die Griechen wissen von ihrem *Αυραξ*, noch die Römer von ihrem *Carbunculus* etwas zu sagen, was dem Smaragde im geringsten den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieses: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höhern Werthe, als der Rubin, sondern es

(*) XXXVII. sect. 16.

war auch sogar verbotthen, ihn zu schneiden; wegen seiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieses lehrt uns Plinius: *quapropter decreto hominum iis parcutur, scalpi vetitis.*(*)

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (**) gegen dieses Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, sagt er, worauf sich Plinius „gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt „gewesen, in Smaragd zu schneiden. Die alte Geschichte be- „lehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Poly- „krates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fisches „wiedergefunden ward, war ein Smaragd, den Theodoros, ein „berühmter Künstler des Alterthums, geschnitten hatte. Desglei- „chen meldet Theophrast, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, „Siegel von Smaragd zu führen, um sich durch ihren Anblick „das Gesicht zu stärken. Ja, Plinius selbst hatte verschiedene „Beyspiele von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich.“

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Vors erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sey ein positives, wirklich niedergeschriebnes und unter einer gewissen fest gesetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken: und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft seyn können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (*decreto hominum iis parcutur*) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verboth. Denn, da man den Smaragd nur seines lieblichen Anblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllet, ohne es zu sättigen: so konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn seyn, sein Convolut durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und alles was diese verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch so künstlich geschnitten?

(*) l. c.

(**) De l'Origine des Loix, des Arts &c. Tom. I. Part. II. p. 238.

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben seyn? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: *ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur*. Wenn nun aber dem Künstler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen *imaginum lacunas* heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beispiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt sich bey jedem noch etwas ins besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonix aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast (*) beweiset vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt bloß: *διο και τα σφραγυδια φορουσιν ἐξ αὐτης, ὡς εἰ βλέπειν*; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Zmenias in Cypren kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals *scalpi etiam smaragdos solitos*. „Man schnitt damals auch sogar Smaragde.“ Das *etiam* ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verboth gesagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunst die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hände kamen.

(*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

Das Verboth, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus gesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey: und so nach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätigt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringern Gattung sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meisten dürften vielleicht das seyn, was die Italiener *Plasma di Smeraldo* nennen. *Plasma di Smeraldo*, sagt Hr. Winkelmann, (*) ist die Mutter oder die äussere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort *Plasma*. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische *πλάσμα* halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochne *Prasma*; denn Zanetti, (**) und andere, schreiben allezeit *Prasma*, anstatt *Plasma di Smeraldo*; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund *Plasma* und *Prasma* zu zwey verschiedenen Steinen. (***) Er ist auch ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter *Plasma* einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere bloß bey Hr. Lipperten verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heißen soll. Was er *Plasma* heißt, muß eben der Stein seyn, den er anderwärts *Prasma* nennt; und an einem dritten Orte, *Pras* (†). Denn kurz, *Plasma* und *Prasma* und *Pras* ist alles eins.

Aber wie das? Alle drey sind nichts als der *Prasius*,

(*) Anmerk. zu der Gesch. der R. S. 18.

(**) Dactyl. Zanett. p. 17.

(***) Dactyl. Erstes Tausend Nr. 178. und zweytes Tausend Nr. 391.

(†) Ebend. s. Erstes Tausend, Nr. 270.

oder die *gemma prasina* der Alten. In *Prasina* war der Punkt verwischt, in ward für *m* gelesen, und so entstand das *Prasma*, oder *Plasma*, welches wir Deutsche igt in *Pras* verkürzen, nachdem das alte *Präsem* (*) aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer scheinen, unter *Prasius* oder *Prasites*, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grüne des *Smaragds* näher kamen: so machten die neuern Steinkenner für sie den zusammengesetzten Namen, *Prasma di Smeraldo*, *Smaraldpräsem*, welches im lateinischen *Smaragdoprasius* heißen muß, und keinesweges vom *Gori* (**) durch *Prasma Smaragdinea* hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmelungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häuffen.

Die Alten kannten so vielerley Arten von *Pras*, oder *gemmis viridantibus*, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man *Smaragd* nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer *Smaragd* seyn. Denn da es *Plinius* ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, so kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte sich *Plinius* so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bey ihm, der dieses Vorgeben bestätigt. Diesen nemlich, daß die *Smaragde* meistens hohl geschliffen wurden; (***) indem *plerumque & concavi, ut visum colligant*: eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder convergen Form der alten Gemmen, einmal in einem besondern Briefe; wo es sich zeigen wird, daß die Meinung des *Salmasius*, (†) welcher das

(*) *Boetius de Boot ex recens. Adriani Toil. p. 203.*

(**) *Dactyl. Zanett. I. c.*

(***) *Lib. XXXVII. sect. 16.*

(†) *Ad Solinum p. 196.*

Verboth die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigster Brief.

„Selten, sagt Hr. Klog hinzu, sind auch ihre Werke in „Sapphir.“

Was für einen Sapphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unsern? Denn er wird wissen, daß dieses zwey ganz verschiedne Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich *inutilem sculpturæ, intervenientibus crystallinis centris.* (*) Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie ihn ja, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hat; und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von ungesehr, als in der Meinung einen kostbarern Stein zu schneiden.

„Am häufigsten, fährt Hr. Klog fort, brauchten sie zu hohl „gegrabnen Werken den Carneol oder Agat, von einer Farbe, „so wie sie sich bey erhobnen Werken der verschiedenen Agatonyche und Sardonyche bedienen.“

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen? Warum schreibt Hr. Klog beständig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein α ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schizschenden Aussprache des α , dieses α in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klog thut, ist also ein Beweis, mit welcher Dscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Dscitanz schreibt er Berill und Amethyst, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Klog in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinfenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

(*) Libr. XXXVII. sect. 39.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen: so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfarbige Steine.

Πολλα μὲν οὖν ὄρα γ' ἐστὶν ἀγατοῦ χρωματ' ἰδεσθαι. (*)
 Nur nach der unter diesen verschiednen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe, bekam er verschiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt, (**) quæ unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmassius hat sehr richtig angemerkt, (***) daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heißen sollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Masse des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem sie alle durchsichtigere Hornsteine begreifen, sie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Kloss aber sich mit diesen ausdrücken wollen: so hätte er bedenken müssen, daß so nach der Carneol selbst mit zu den Achaten gehört. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu hohlgegrabnen Werken am häufigsten den „Carneol und Achat von einer Farbe“ gebraucht: denn wer wird erst eine einzelne Art nennen, und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter diesen am häufigsten den Carneol dazu gebraucht haben, in so fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

(*) Orpheus de Lapidibus. v. 103.

(**) Lib. c. sect. 54.

(***) Ad Solinum p. 135.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klog, ist eine sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiedenen Daktylitheken, und besonders der Lippertschen, zusammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgeheftet! Was für Monstra von Namen, kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx, dessen sich, nach Hr. Klogen, die Alten zu erhobnen Werken verschiedentlich solten bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bey den Alten ganz unerhört, und selbst die spätern Schriftsteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie alle heißen, kennen ihn nicht, so daß er aus einer ganz neuen Hecke seyn muß. Aber was sollen wir uns dabey denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabey denken. Der Dnyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammen setzen? Blos die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Dnyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär seyn können. Ganz anders ist es mit dem Sardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Dnyx, dessen Streiffe von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der so zahn und fromm alles auf Tren und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discussionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geschnitten seyn soll: (*) „so haben wir, nach dem Hrn. Klog, nun „nicht mehr nöthig, uns auf bloße Muthmassungen zu verlassen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“ (**) Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedford, dieser Diamant! Was

(*) Zweytes Tausend. Nr. 387.

(**) S. 42.

für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klog bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedford ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben, daß der erfahreste Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers seyn? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamante gehabt: so wäre es eine grosse Einfalt, jemanden in der Welt, er sey wer er wolle, auf sein blosses Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigster Brief.

Aber Hr. Klog hat sich eine zu gute Entschuldigung ausgespart, warum er so kahle und verwirrte Kenntniße von Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nehmlich, (**), „daß in Ansehung der Benennungen, welche die alten Schriftsteller den Edelsteinen beygelegt haben, eine grosse Dunkelheit herrsche. Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten.“

(*) S. Hills Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.

(**) S. 44.

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übertragen. Doch bey dem allen, es mag so seyn: wir wollen von Hr. Klogen nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versichert, daß man wissen kann.

Und so giengen wir weiter, und kämen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon: und das ist freylich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen seinen Lesern verständlich zu seyn.

Hr. Klog schreibt: (*) „die neue Entdeckung von dem Steinschneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Christ glaubte gemacht zu haben. Er überredete sich, daß die Alten mit Diamant allein geschnitten hätten, ohne sich des Rades dabey zu bedienen.“ —

Alles was Hr. Klog wider diese Meinung sagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieser gerechter gegen Christen ist. Hr. Lippert schreibt blos, Christ, (den er, wie ich sehe, gar nicht einmal nennt) (**) habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geschnitten habe. „Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klog läßt dieses Auch aus, und stellt uns folglich Christen als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wert haben wollen, daß die alten Steinschneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Christ weit entfernt.

Christ behauptete blos, daß sich die alten Steinschneider des Rades seltner bedienen, als die neuern; (***) daß sie mehr mit der

(*) S. 45.

(**) Vorrede zur Daktyl. S. XXX.

(***) Ego vero non dubito, quin Græci præsertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Comment. Lips. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

Diamantspitze gearbeitet, als die neuern; (*) und daß besonders die sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser von ihnen gefertigt werden können. (**). Dabey leugnete er keinesweges, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich eben so wohl die Spuren des Rades, als der Diamantspitze zeigen. (***) Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen ältern, und besonders aegyptischen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben scheine, und sich durchaus keine Spur der Diamantspitze äussere. (†)

Das war Christi's Meinung: und diese Meinung nennt Hr. Klog gerade zu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein
 „haben schneiden sehen, muß auch die Natur und Gestalte der
 „Diamante gar nicht kennen. Wie stellt er sich wohl vor, daß
 „der Diamant gefast werden könne, um die kleinen Tiefen aus-
 „zugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamant-
 „körner mit einer so grossen Spitze, als hierzu erfordert wird,
 „versehen können? Was muß er für Begriffe von der Grösse
 „und Kostbarkeit der Diamante haben, wenn er sich einbildet,
 „daß man grosse Diamante so spizig zuschleifen könne, als diese
 „Arbeit erfordert? Kurz, die ganze Sache ist unmöglich, und
 „wenn Christ oder andere sich in den Werkstätten umgesehen
 „hätten, so würden sie niemals diese Meinung behauptet haben.“

Im Vorbeygehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werk-

(*) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius subtiliusque præstaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem &c. *ibid.*

(**) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior foli mucroni adamantis & crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo terebræ ac rotarum. *ibid.* p. 336.

(***) — tanquam si in omni annulo sculpendo opus utrumque, terebræ ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; & conspectus exemplorum in dactyliotheccis multorum, tanquam in re præsentis, istud fere probat. *ibid.*

(†) Deinde veteres aliquæ gemmæ, præsertim Aegyptiæ, arrosæ tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. *ibid.*

stätten mehr umgesehen, als Hr. Klog. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klog gegen Christi Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klog drückt sie nach seiner Art aus: das ist, er mischt ein wenig Nonsens mit unter. — Er fragt z. E. „wie glaubte Christ, „daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so grossen Spitze, „als hierzu erfordert wird, versehen könne?“ Freylich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen seyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit grossen Spitzen versehen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unsinn, der „aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwissenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu „dieser Kunst gehören, entstanden ist!“ Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert, zum größten Theil, selbst. Christ verstand unter dem *mucrone adamantino* eben so wenig Diamantkörner, als grössere spizig zugeschlossene Diamante: sondern spize Splitter von zerschlagenen Diamanten. Die Möglichkeit solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu: und er ist nur verlegen, wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Klog also nicht besser, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte; auch bey mir gilt der Künstler in seiner Kunst alles. Aber Ein Künstler, macht nicht alle aus: und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frey stehen, sich auf die Seite des einen oder des andern zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

Kurz; Matter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Matter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey

ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen: denn Christ, wie ich schon gesagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherley chimärischen Begriffen verwahret hat, die wir uns sonst von dem Verfahren der alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantspize so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klog herabsetzt? „Allerdings, sagt Hr. „Klog, braucht man die Diamantspize, aber alsdenn erst, wenn „durch das Rad das Gehörige verrichtet ist. Nehmlich; man „kann mit dieser eingefassten Diamantspize, wovon das Werk- „zeug beym Mariette abgebildet ist, die vom Rade noch übrig „gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien „sanfter und verlauffend machen.“

Wer hat dem Hrn. Klog das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehen, daß man die Diamantspize nur dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung beym Natter, fast auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Etrurischen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantspize ausgegraben zu seyn scheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verschiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spize des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen? (**)

— Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen.

Erkennet nicht Natter an den beiden Dthryaden, daß, so wie an dem einen alles mit dem Rade geschnitten sey, so sey

(*) Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les muscles sont trop creusés & paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. *Traité de la Meth. ant.* p. 10.

(**) Il paroît aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'exécuter avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. *Ibid.* p. 12.

an dem andern das meiste mit der Diamantspize gefertigt? (*) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspize die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zweyten gehabt?

Aeußert sich nicht Natter von seinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Dnyx, daß in Betrachtung der correcten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artift habe sich meistens der Diamantspize dabey bedient? (***) Und was ist das viel anders, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt? (***)

Alles das endlich zusammengenommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspize an den alten Werken erkennet, als Hr. Klog einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic possuisse etiam? (†)

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterschen Werke, die ohnstreitig unter allen neuern Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspize, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekant, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug,

(*) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa maniere particuliere de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

(**) Cette piece est estimable par sa beauté, & par la correction du dessein, dans une espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, & que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage & les cheveux; car il est plus facile d'y reussir de cette façon-la qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(***) Siehe oben S. 48. Note **

(†) l. c. p. 339.

daß Mather, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christi Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klog desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klogen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die igt so verächtlich auf ihn zurückschielten. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, zusammen gelesen haben.

Acht und zwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christi angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klog weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.

„Freylieh, fügt Hr. Klog hinzu, (*) wird diese Kühnheit „diejenigen beleidigen müssen, welche in den alten Schriftstel- „lern keine Fehler finden wollen, und ehe sie diese zugeben, lie- „ber auf Unkosten ihrer eignen Ehre die seltsamsten Erklärun- „gen und Bertheidigungen unternehmen. Aber unpartheyische „Kunstrichter, welche sich überzeugt halten, daß man an je- „mand Fehler finden, und seine Einsichten und Verdienste doch „zugleich hochschätzen könne, werden wider diese Muthmassung „desto weniger aufgebracht werden, je mehr sie Bewegungs- „gründe, ein solches Urtheil zu fällen, und Entschuldigungen „für den, welcher es ausspricht, auch bey dem Plinius, dessen „grosse Gelehrsamkeit sie übrigens mit Recht verehren, gefun- „den haben.“

Geschwäg, das nur abzielen kann, nähern Untersuchungen

(*) S. 51.

vorzubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese bloße Möglichkeit. Besonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bey der unzähllichen Menge von Steinen, bey dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigene Worte beweisen? — Das sagt Hr. Klog, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt blos, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdenn noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gewandtweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten Streit veranlasset.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel über diese Härte dennoch zu siegen, und fügt hinzu: (*) *cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.*

Diese Stelle, sagt Hr. Klog, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspize gearbeitet. Ich habe erwiesen, daß Christ diese lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Christ schloß aus

(*) Libr. XXXVII. sect. 15.

dieser Stelle, daß die Alten mit der Diamantspize gearbeitet; aber keineswegen, daß sie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch, Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantspize die Rede sey; sondern von dem Diamantpulver, welches anstatt des Smirgels an das Rad gestrichen worden. Dieses Rad werde vorne ein wenig außgedrehet, damit der Smirgel oder das Diamantpulver besser haften: und daher das Wort *includuntur*.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn sich auch schon das Wort *includuntur* so auslegen läßt; so braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius sagt: *cum feliciter rumpere contigit*. Hr. Lippert merke auf das *feliciter*. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und passet keinesweges auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieser ist weder ein *feliciter* noch *infeliciter* zu denken; wohl aber bey einer solchen Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Hr. Klog ist über dieses *feliciter* hingehuscht. Aber er hält sich an das *includuntur*; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem bloßen Bestreichen verstehen lasse: was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.

Das ist nun freylich der kürzeste Weg, sich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftstellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künstler wollte den Plinius retten: der stolze Gelehrte verweist ihn in die Schule, in die Werkstätte, da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Hr. Klog hat Recht: das *includuntur*, und noch weniger das *feliciter* erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe?

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Klog wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können; wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bey dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantspize aus dieser Stelle verdrengt werden?

Hr. Klog giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspize brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie gesagt; wenn die Diamantspize auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klog giebt, warum sollte Plinius diesen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch größern, den Natter selbst, wie ich gezeigt habe, eingestehet: so begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspize als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedne Härte der wahren, und sagt: (*) *tanta differentia est, ut aliæ ferro scalpi non possint, aliæ non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.*

(*) Libr. XXXVII. sect. 76.

Diese Stelle hat Hr. Klog selbst angeführet; aber wie es scheint bloß, um den kindischen Fehler des Harduin aufzumügen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Klog hat sehr Recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider bloß mit der Diamantspige gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Klog sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb: zwey Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspige; hier des Rades: was will denn Hr. Klog noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klog sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worinn sich Plinius auch hier geirret habe. „Auch hier, sagt er, vermißt man eine genaue und „richtige Kenntniß der Steinschneiderkunst.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheint, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einseht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, *ferro retuso*, versteht, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem *terebrarum fervor*?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestättigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Torveitk der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses *ἀντιτροπον* von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Torveitk zuerkennen will.

Dreyßigster Brief.

Hr. Klog erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelsteine gesäget und geschnitten wurden. Denn was er von der Säugung des Marmors sagt; (*) *arena hoc fit, & ferro videtur fieri, serra in prætenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante*: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutschen Künstler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyßigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle; nicht also das Rad, sondern nur eines von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheint er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiserne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu

(*) Lib. XXXVI. sect. 9.

brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc fit, & ferro videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren seyn soll.

Nun lesen sie die Stelle des Plinius: (*) Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitæ. Vicere postea ex Armenia vectæ.

Naxium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unsers Smirgels brauchten; und ward aus Cyprischem Schleifsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armenischem Schleifsteine verfertiget wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte, (**) wo er die verschiedenen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cyprischen Diamants gedenket: so soll jener Cyprische Diamant, und dieser Cyprische Schleifstein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins seyn. Er meint, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleifstein, weger seiner Härte adamas genannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifstein nenne. Hæc tam varie, setzt er hinzu, (***) quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel iudicium vel otium desuit componendi similia inter se, quæ apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meint, das soll de ære cyprio zu meinen seyn; (†) der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypren gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupfermi-

(*) Lib. XXXVI. sect. 10.

(**) Lib. XXXVII. sect. 15.

(***) Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.

(†) *ibid.* 1094.

nen finde; und was man den Cyprischen Diamant genennt, das sey nichts als der Cyprische Schleifstein. Ueber den sonderbaren Mann! Wozu denn nun alle diese Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieselbe Insel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich blosser Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypem hat wirklich Diamante, und noch igt sind die Cyprischen Diamante unter dem Namen der Diamante von Bassa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner diese Diamante nicht so recht für ächte wollen gelten lassen. Aber eben dieses macht es um so viel wahrscheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cyprischen Diamante des Plinius sind ihm von der schlechteren Gattung; weder so hart noch so klar, als die Aethiopischen, Arabischen und Macedonischen.

Ein und dreyßigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cyprischen Schiefer sprechen; (denn alle Schleif- und Probiersteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr besonderer Gebrauch giebt ihnen den besondern Namen:) und kam auf die Cyprischen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Salmasius zu widerlegen. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meursius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden. Er sagt, das Narium sey nicht von Cyprischen sondern von Cretischen Schiefem gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypem schreiben wollen; denn nicht auf Cypem, sondern auf Creta liege ein Narus. (*) Und es ist allerdings wahr, daß bey andern Schriftstellern, Narischer Stein durch Schleifstein aus Creta erkläret wird. (**)

(*) Cypri lib. II. cap. 5.

(**) Id. Cretæ lib. I. cap. 12.

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, (*) daß dieser Naxische Schiefer zwar wirklich in Cypem gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beynamen erhalten.

Doch dieser Einfall empfiehlt sich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf seinen Schriftsteller durchaus keinen Fehler kommen zu lassen. Ehe wir den Alten einen so unnöthigen Transport von Cypem nach Creta verursachen: dächte ich doch, wir ließen den Plinius sich lieber verschrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius seyn, und sind wirklich darinn; obschon gewiß die wenigsten von ihm selbst herkommen mögen. Ganz anders ist es mit Fehlern, wie sie ihm Hr. Klog aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwissenheit, der er so leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cypriischen Schiefer nicht gleich in Cypem in die Form der Schleifsteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinschneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man sie erst deswegen nach Naxus auf Creta bringen müssen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxischen Stein in Cypem oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unsern Steinschneidern, eben so wenig als den Armenischen, statt des Smirgels, empfehlen: ich habe eine ganz andere Absicht, warum ich seiner gedenke.

Genug, es war ein pulverisirter Schleifstein, dessen sich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifstein, wiederhohle ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen so allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anstatt des Naxium, anstatt des Armenischen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigstens scheint sich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinschneidern eben so gewöhnlich gewesen, als den unsrigen der Smirgel: (***) denn er entschuldiget diese, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Kostbarkeit der Diamante; daher die wenigsten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden

(*) Ad Plinii l. c.

(**) Vorb. der Dakt. S. 34.

könnten, und also, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver bestrichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Ersparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künstlern machen will, (*) ihnen so nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen grossen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: so darf ich doch kühnlich leugnen, daß sie es zur Ausschleiffung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der igitigen Kostbarkeit der Diamante sagen, was er will: so waren sie bey den Alten doch noch ungleich kostbarer; denn sie waren ungleich feltner. Die Alten wußten von keinen Brasilischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmet haben. Unsere Künstler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelskörpers erwähnt, durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armenische Schieferpulver nennet. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigster Brief.

„Die Alten, sagt Hr. Klog, (**) kannten die Kraft des „Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie be- „dienten sich, welches unleugbar ist, desselben.“

Welches unleugbar ist! Warum wär es denn unleugbar?

(*) Vorb. der Daft. S. 33.

(**) S. 42.

Weil es Hr. Klog bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus? (*) „Weil es Plinius ausdrücklich sagt; und weil, wenn Plinius auch nichts sagte, die Meisterstücke der alten Steinschneiderkunst, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden.“

Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß sie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armenischen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Mordant (Mordant,) eben so gut, obschon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugnisse des Plinius; in welcher Absicht sich Goguet auf zwey Stellen desselben beruft.

Die erste ist die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von *parvis crustis* eines glücklich zerschlagenen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienen. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen *crustis* kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann; sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiset noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben ließen: *verum omnes adamante scalpi possunt.* (**) Denn können hier nicht eben so wohl jene *parvæ crustæ* des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klog auf den Beweis, der in der ersten Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun; indem er selbst bekennet, daß das Wort *includuntur* nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß angestrichen

(*) Il est constant que les Anciens ont parfaitement connu la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement; & quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, & que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoître.

(**) Lib. XXXVII. sect. 76.

werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius blos habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trog, mir bey Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu diesem Behufe angeführet werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraus sagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: *Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a sculptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.* Ich habe schon angemerkt, daß man auf das *feliciter* hier sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu *contigit* gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise trift, daß man den Diamant zerschlägt.“ So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, *qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre.* Aber das ist falsch, das kann Plinius nicht haben sagen wollen; denn es war kein blosser glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte; ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; *hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata.* Folglich gehört das *feliciter* zu *rumpere*, und Plinius wollte sagen, „wenn es sich trift, daß er glücklich „springt:“ nehmlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zersprang: es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht ge-

wußt haben, der Diamant lasse sich durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art seyn, von welcher es sey: sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide erteilen können, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am ersten beytreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst die Diamante zu schleifen und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sey, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt: wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses scheint, antwortet Goguet, „allerdings schwer zu begreifen: gleichwohl ist „es nun nicht anders. Auch finden sich mehr solche Beyspiele „von Schranken, die sich der menschliche Geist gleichsam selbst „zu setzen pfleget. Auf einmal bleibt er stehen, wenn er eben „dem Ziele am nächsten gekommen, und ihm noch kaum ein „Schritt fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch so selten, als möglich, darauf berufen; eben, weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten. *)

*) Auf einem kleinen Zettel hat sich Lessing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweisen schienen, daß die Alten die Kraft des Diamantstaubes nicht gekannt haben:

„1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als ist, sagt, daß sie mit einem andern

Drey und dreyßigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit seltner, weit kostbarer gewesen, als sie igtiger Zeit sind: so würde man diesen Grund freylich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

Plinius scheint ihre Seltenheit durch das *expetuntur a scalptoribus* selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten.

Aber was thaten diese? Mußten sie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand sich ein andrer Stein, dessen Splitter das nehmliche verrichteten. Er sagt von dem *Dstracitis*: (*) *duriori tanta inest vis, ut aliæ gemmæ scalpantur fragmentis ejus.*

Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er igt heiße, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort *crustas* nannte, nennt er hier *fragmenta*: und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwey verschiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeigt, daß Plinius seiner Sache hierinn sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, alles zusammen genommen, kann ich behaupten,

Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Wocksblut überwältigt werden.

2. Weil er nicht allein von diesen andern, sondern auch von noch mehr Edelsteinen sagt, daß sie sich durchaus nicht schneiden lassen; z. B. von den Scythischen und Aegyptischen Smaragden, *quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari.*“

J. J. Eschenburg.

(*) Lib. XXXVII. sect. 65.

daß er von der Steinschneiderkunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiednen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspize; er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bey gewissen Steinen die Stelle der Diamantspize vertreten können; er gedenkt verschiedner Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelförpers bey dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig ihrer erwähnt, indem er auf die Materialien kömmt, deren sie sich bedienet?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klogen wer da will: mich hat er zu scheu gemacht, ihm irgend etwas auf sein blosses Wort zu glauben. —

Von ungefehr sehe ich eben igt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht bloß Agat, sondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der Griechischen Sprache so vortrefflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein blosses t verwandele, und dieses brachte ihn auf das Wörtlein *ἀγαθος*. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steines ab, und schrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius, weitläufig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Hn. Klog allenfals einen Vorgänger nennen; den Andreas Vaccius nehmlich, welcher wie ich vermuthete auf eben diese Weise seine Kenntniß der Griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, ver-versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis & gratiosissimus.

Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben: und diese wichtige Neuerung war dem Herrn Klog allein vorbehalten.

Vier und dreyßigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Mattern gesagt, daß er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?

Nicht blos auf das Werkzeug Parallellinien zu schneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in seinem Werke weder mit stechen ließ noch sonst beschrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sey.

Nicht blos darauf: sondern noch auf einen ganz andern Umstand. Aber gedulden Sie sich. Hr. Klog hat uns Matters Leben versprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstopplung topischer und chronischer Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke wird: so wird Hr. Klog diesen Umstand nicht blos berühren, er wird sich weitläufig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Matter hatte nicht blos seine Geheimnisse. Matter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klog von beiden diesen Punkten sagen wird! —

Zweyter Theil.

1769.

Fünf und dreyßigster Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was gegen meine Deutung „des so genannten Vorghesischen Fechters zur Zeit noch erinnert „worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit.“

(*) S. den ersten Theil dieser Briefe S. 43.

Was besonders Herr Klog dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler seyn. Ich schlug vor, die Worte des Nepos, *obnixo genu scuto*, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen, mit gegen das Knie gestemmtem Schilde; sondern nach *genu* ein Komma zu machen, und *obnixo genu* besonders, und *scuto* besonders zu lesen. Hierwieder sagt Herr Klog, ich weis selbst nicht was. Er räumt mir ein, daß man *obniti* in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, *obnixo pectore*, *obnixa fronte*, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, *obnixo genu*. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem *pro autoritate* gesprochenen *alia ratio est*, mit einem *in solens dicendi ratio* begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klog, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort *pro autoritate* zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfals auf Männer beruffen, die auch ihr Wißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der erste, der *obnixo genu* von *scuto* trennet. Unter andern muß es auch Stewechius so zu trennen, für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius: (*) *Chabrias, Atheniensium dux rei bellicæ peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, iussit suos in acie sublitere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare & excipere.*

Aber Herr Klog weis nicht, was *obnixo genu* heißen soll. Er fragt: *quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat.* In Wahrheit, wenn das so recht gefragt ist: so muß sich das gute Latein zuweilen, von dem gesunden Menschenverstande sehr weit entfernen. Denn *obniti* zeigt ohnstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drengen zu lassen, den er

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

einmal einnimmt. Es kömmt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Auctores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klog keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungs-partikel, ein & oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungs-partikel: folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr Klog gezählt? Es sey: aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich blos und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Klog noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven desselben würde deutlich genug zeigen, ob die angelegte Hand anders seyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann sagt gar: der Arm. Und das wäre freylich schon mehr. Doch auch so ist, aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu schließen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klog selbst. (*) Es soll mir lieb seyn; wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

(*) Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego to obnixus hoc sensu occurrere, & potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne pro-

Sechs und dreyßigster Brief.

Aber ich habe ja den Borghesischen Fechter mit dem Miles Beles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Klog selbst versichert, diese Unmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Göttingschen Anzeigen gefunden. (*)

Oy, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur ist erst, da ich diese Freundschaft nicht erwidern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klog nun sagen, wenn er hört, daß der Göttingsche Gelehrte seinen Vorwurf zurück nimmt, und bekennet, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Beles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borghese passen dürfte? Wird Herr Klog sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen: er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr so überzeugt, daß der Borghesische Fechter Chabrias ist, als ich es

„curri quidem ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hominum excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Kloßen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obninitur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum que non possit deesse, si το scuto conjungi deberet cum τω hasta. Denique dextra manus statuæ, quæ projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

(*) Hamb. Corresp. Nummer 154. d. v. J. [24. Sept. 1768.]

in meinem Laokoon gewesen zu seyn scheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen selbst gewissermaaßen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borghesischen Fecter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winkelmann sagt: (*) „die ganze Figur ist vorwärts geworffen, und ruhet auf dem „linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das „äußerste ausgestreckt.“ Das aber ist nicht so: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht seyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannschen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns selbst veranlaßt haben. Wahr ist's, der erste Blick, den ich auch in einem solchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke seyn, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheint; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte seyn, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt: (**)
Sciendum præterea, cum missilibus agitur, finistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladii pugnatur, tunc dextros pedes inante milites ha-

(*) Geschichte der Kunst S. 395.

(**) De re milit. lib. I. c. 20.

here debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, & proximior dextra sit, quæ plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeussierungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor stehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefällttem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müssen nachstoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, so nahe zu seyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Vorghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage seyn, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite, und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht: so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es igt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabey würde eingefallen seyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen: und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaassen darf.

Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmassung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechslung des Borghesischen Fechters mit dem Miles Beles zu Florenz, ich mir in dem dreizehnten dieser Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten der Winkelmannischen „*Monumenti inediti* in unsern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm „Schuld giebt, als habe er den Borghesischen Fechter mit dem „sogenannten Miles Beles im Museo Florentino verwechselt. „Herr Lessing hat Recht; der Recensent hätte allerdings dieses „wenigstens durch ein, es scheint, ausdrücken sollen. Herr „Lessing lehnt auch wirklich einen solchen Verdacht auf eine „nachdrückliche Weise von sich ab. Hierzu kommt in der That „noch dieses, daß der Miles Beles den Schild eben so wenig „vor sich an das Knie gestemmt hält, und daß also das „*obnixo genu leuto* eben so wenig statt findet; obgleich sonst „die Stellung eines Kriegers, der seinen Feind erwartet, „und insonderheit das gebogene Knie, auf die beschriebene „Stellung des Chabrias eher zu passen schien; in so fern man „annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf „die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, „und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt haben. Eben diese „Vorstellung hatte dem Recensenten Anlaß zu jener Vermuthung „gegeben, welche freylich Herr Lessing mit Grunde von sich ab- „weist, und abweisen kann. Jene Stellung läßt sich vielleicht „auch eben so gut, und noch besser im Stehen denken, so daß „der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem an- „dringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ —

(*) S. 43.

(**) Göttingische Anzeigen St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

Das ist alles, was ich verlangen; das ist alles, was ich von einem rechtschaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter herbellern, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben; die Sache mag noch so geringschäßig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachlässigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüsse, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borghesischen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir diesen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man sagt, der Borghesische Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sey nicht der Borghesische Fechter: so ist das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit suchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Göttingische Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sey; nur Hr. Klog hat, ohnstreitig aus eigener Erfahrung, einen solchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat blos sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheint er nicht bestehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, indem das *obnixo genu scuto*, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des Nepos eben so wohl zusammen räumen lasse, als der kniende des Miles Veles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt blos umständlicher und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Lessing vorgebrachte Meinung, daß der Borghesische Fechter den Chabrias vorstellen solle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recensent damals freylich nicht beybringen konnte. Nepos beschreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias so, daß sie einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: *reliquam phalangem loco vetuit cedere,*

„obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere ho-
 „stium docuit. Der natürliche Verstand der Worte scheint der
 „zu seyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anstemmen,
 „und so den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind
 „nicht einbrechen konnte. Diese Erklärung wird durch die bei-
 „den Parallelstellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage
 „der Sache mit den übrigen Umständen selbst, bestätigt; denn
 „der Angriff der Lacedemonier geschah gegen die auf einer An-
 „höhe gestellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.)
 „Hiermit scheint der Borghesische Fechter nicht wohl überein
 „zu kommen, dessen Stellung diese ist, daß er nicht sowohl
 „den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle be-
 „griffen ist; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder
 „herabwärts, sondern aufwärts richtet, und sich mit dem auf-
 „wärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt,
 „zu verwahren scheint; wie nicht nur das Kupfer zeigt, son-
 „dern auch Hr. Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung mit
 „Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der diese Unähnlich-
 „keiten gar wohl bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im Ne-
 „pos durch eine andere Interpunction der Stellung des Bor-
 „ghesischen Fechters näher zu bringen. Dem sey also: aber
 „auch dann wissen wir weder die Stelle im Diodor und Po-
 „lyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit
 „cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium
 „damit zu vereinigen. Doch alles dieses muß Hr. L. nicht
 „als Widerlegung, sondern als Schwierigkeiten ansehen, die
 „er in der Folge seiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen
 „wird. Denn sonst würden wir noch anführen, daß der ganze
 „Körper des Borghesischen Fechters in unsern Augen den gan-
 „zen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines
 „Fechters, aber gar nicht das Ansehen eines atheniensischen Feld-
 „herrn hat. Aber nach Kupfern läßt sich so etwas nicht beur-
 „theilen, und hiebey könnte die Vorstellungskraft sehr verschieden
 „seyn. Noch müssen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in
 „Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Abhandlung de Dea Ange-
 „rona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleich-
 „falls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben.“

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig entscheidend darinn halte.

Der Göttingsche Gelehrte erkennet in der Borghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines atheniensischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals wiederfahren sey, und daß dieses Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu seyn scheine.“ Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine bloß idealische: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoön mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte, in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er siehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beständig beschäftigt gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigent-

(*) Laokoön S. 13. [Band VI, S. 382.]

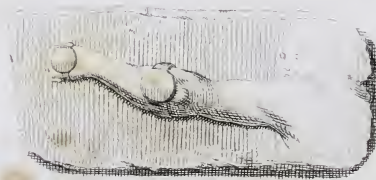
lich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheint sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hin sehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterey bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte. Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich schon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechselt: so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich so mannigfaltig habe irren können: gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es betauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenscheine ertheilet zu seyn, glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehret seyn?





Ant. Tischlern del. J. G. M.



Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts und das Schild hat fast perpendicular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tieferen Gesichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedne Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studiret, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden, augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

Ich habe es Winkelmannen zwar nach geschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in so fern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber scheint einen ans der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke (**) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bey welchem dieses geschehen sey: nemlich bey einer Belagerung.

(*) S. Taf. 1.

(**) Monumenti antichi & inediti, Tratt. prel. p. 91. & Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Verstellung, zu erklären. Denn nur bey dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey dieser kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blossen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoosß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingschen Gelehrten, dieses die schliessendere! „Der Soldat des Chabrias „sollte den anprellenden Feind blos abhalten; die Stellung des „Vorgheßischen Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den „Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen „ist: folglich kann dieser nicht jener, jener nicht dieser seyn.“ Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

Acht und dreyßigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzelnen, so wie es existiret hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es ungefehr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgibt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Dydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterey, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, *obnixo genu scuto*, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweydeutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! *Scuto* kann eben sowohl zu *obnixo* gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle hermenevtische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche

ſie erzählte, er ſchwerlich in ſeiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch *obnixo genu scuto* ſo ſchwankend andeutet, von einem durch *τας ἀσπίδας προς το γονυ κλινοντας*, und von dem andern durch *τας ἀσπίδας ἐς γονυ προερεισαμενους* ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſeyn? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**). Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß ſolglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner ſeyn.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein; obgleich der Göttingſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Velites als Triarios zu ordnen ſcheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaſung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.“

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borghesiſche Fechter mag meinewegen nun immer der Borghesiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrifft, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tiefgelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Weffel. T. II. p. 27.

(**) Strat. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 43.

Neun und dreyßigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweydeutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey so laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indesß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erstern war unsere ganze Seele geschäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch igt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn ist, gesehen habe; als daß ich endlich bey dem Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu suchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen? Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verschaffen können: wie wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewänne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Uebersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sich die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Göttingsche Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Beles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsezet. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachsse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der

Figur des verwundeten Achilles zu sehen meint, welche das linke Schienbein vorsehend, auf dem rechten Knie lieget, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt seyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hieran wohl Recht? — Wo ist ein Wort bey dem Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — *τη τάξει μενοντας* — *μη προδραμειν, αλλα μενειν ησυχη*; 2) die Spieße gerade vor zu halten — *projecta hasta* — *εν ορδω τω δορατι μενειν* — *τα δορατα ορδα προτειναμενους*; 3) die Schilder gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — *obnixo genu scuto* — *τας ασπιδας προς το γονυ κλινοντας* — *τας ασπιδας ες γονυ προ ερεισαμενους*. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das *ορδα δορατα* will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, *δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως*, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese *καταφρονησιν* abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verrieth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darinn schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch ist das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterer auf dem Knie empfängt.

Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde gesteihten Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolf, Fußvolf mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken siehet, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich blos gegen das Geschöß aus der Ferne, so wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind blos festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Beles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingische Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide

auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias auffuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Beles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angelegt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten:“ so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Beles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Beles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen *δερματινοι θυροει* aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*)

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gestehet, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias sich nicht bloß auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das *obnixum genu des Nepos*, das *κλινειν προς το γονυ* des Diodorus, und das *ἐς γονυ προεγειδεσθαι* des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klogen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klog nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf ~~das~~ *eigentlichste* und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (**). Die Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, *ὄχανον* und *πορπαξ*; und ich meine, daß *ὄχανον* eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will) *πορπαξ* aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann. (***) An dem *ὄχανον*

(*) S. 103.

(**) „Linguett hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den „doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den „Arm steckten. Auf andern ist nur eine dergleichen Handhabe zu sehen. I. c.

(***) Lipsius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und *ὄχανον* und *πορπαξ* für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeigt selbst die Stelle bey dem Evidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob *πορπαξ* den Armriemen oder die Handhabe bedeute. *Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπίδος. ὡς δε τινες, το διτηρον μεσον της ἀσπίδος σιδηρον, ὃ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης.* Ich sage also auch nicht, daß *ὄχανον* und *πορπαξ* nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verstanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragrie-

blieb das Schild beständig fest: den *πορπαξ* aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheinete Lipsius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die *Triarii* geführt, schliessen will, daß ihre Spieße nicht allzulang künnten gewesen seyn, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen. (*) Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spieße mit grösserer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Speiß zu fassen, und das Schild nur bloß an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte?

men gemeinet seyn kann. Alsdann, sage ich, heisset *ὄχανον* der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er sagt, daß die *ὄχανα* der Schilder von den Cartern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn *πορπαξες*, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon seyn, um sie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carter erfunden bloß, daß es besser sey, die Schilde an dem Arme selbst zu befestigen, als um den Hals zu tragen. *ὄχανον* und *πορπαξ* mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander stehen. Daher saß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und sich die Deckung desto weiter erstrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieser aber war öfters von Eisen, und gieng durch das Schild durch. Dem *πορπαξ* entspricht das lateinische *ansa*, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle des Ammianus sagt: *Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore*. Denn diese Stelle selbst zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, *ansa* geheissen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde seyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum sarissæ. Qui potuissent? scutum majus sinistra *Triarii* gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.





*magn.
Gem.*



magnitudo Gemmae

Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befestiget war: so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesezten linken Fuß herabsinken, und wenn es lang genug war: das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befohl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herab sanken, *τας ἀσπίδας προς το γονυ κλινοντας*; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, *ἐν ὄρω τῷ δορατι μενεῖν*, mit gefällten Spiessen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben sowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus seyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zu Führung des Spießes zu brauchen: so werfen Sie einen Blick auf einen Stein bey'm Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgesezte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführt würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

(*) S. Taf. II. Bey'm Natter ist es die neunte Tafel.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klogen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klog nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey Anmerkungen beyfügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen.“ (*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler, sagt Hr. Klog, „pflegten gern ihre „Steine hoch und schildförmig zu schleiffen.“ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja igt drey ganz verschiedne Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en œuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασία προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunstgriffe,

die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sey, dennoch sehr feine und lautere Steine wären: er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man ist unter tausenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bey einer andern Gelegenheit selbst mittheilen kann. (*) Natter hat sehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienen. Omnes gemmæ, sagt er, (**)
mellis decoctu nitescunt, præcipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet seyn; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an einem andern Orte, (***) der Blüthe des Burbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um in Ermanglung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Burbaumblättern oder Blüthen abzureiben, Falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

(*) Zum Schluß seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de raffiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(**) Lib. XXXVII. Sect. 74.

(***) Lib. XVI. Sect. 18.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfangen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Klust schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum' gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) *Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt.* So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weiß nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl; *atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt.* Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel vorausah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: & *cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret.* Es ist wahr, nun versteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Ge-

(*) Libr. XXXVII. cap. 6.

schmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduins Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß *Compositores gemmarum* so viel als *mangones*, *adulteratores gemmarum* seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bey dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der *Dyal*, dem *pretiosissima gloria* als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich *inennarrabilem difficultatem* habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der *Dyal* keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeigt, so wie man ihn wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen: so muß ihm sein Platz bey andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht *Paschalius* (*) die *Compositores gemmarum* sehr richtig mit den *Binderinnen* der *Blumenkränze*, (*Στεφανοπλοκοίς*) dergleichen *Glycera* war, mit welcher *Pausias* wetteiferte.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klog lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte: und sie konnten die äußern und vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen. Die

(*) *Coronarum* lib. II. cap. 12.

„alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu bilden. Man hat aber doch Beispiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convergen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloss in der glatten Area des Steines erkennet man noch seine Convergenz. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Aussenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemma: so würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objectes in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Hr. Klogen bekannt seyn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüppelig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich eben sowohl auf der platten ersparen: der Unterschied des Raums zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Klog fährt fort: „Jene schildförmig geschliffene Steine „waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem „bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieser Art, die „wir nicht genug bewundern können.“

Das soll doch wohl ein zweyter Nutzen seyn, den Hr. Klog den geschnittenen Steinen beylegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu sizen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!“ Nur der schildförmige hierzu bequem? Das versteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

D, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet.

Hr. Klog weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zwey und vierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klogen tadle, hat nicht Hr. Klog, sondern Hr. Lippert gesagt. Herr Klog hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zustand, diesen bloß ausgeschrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebnen getadelt habe. Als Hr. Klog Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertsche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Hr. Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspektiv auf alten Kunstwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabner, oder bey geschnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flacher gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein andrer Vortheil that bey geschnittenen Steinen noch mehr; sie nahmen einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in welchen sie auf oberzählte Art die Figuren einschnitten; die Fläche, welche nun im Abdruck hohl erschien, machte, daß die Nebenfiguren, wie von der Seite oder herumgestellt und von der

(*) S. XIX.

„Hauptfigur entfernter ausfahen, da diese, wie gesagt, stärker
„ausgedruckt war.“

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserm Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspektiv behandelt zu seyn, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein, und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt seyn kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung
„macht freylich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen
„Weite des Raumes, wodurch beym ersten Anblick der Verstand
„betrogen wird. Er wird aber auch bey genauer Betrachtung,
„wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel ge-
„setzt, den man, ohne Begriffe von Kunstregeln nicht sogleich
„heben wird, und von der Schönheit des Werks gereizt, ver-
„gibt man leicht, was mancher, auch als ein Unwissender, nur
„für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und
„nach der Kunst zugleich urtheilet.“

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermassen im Stande ist, mit dem Künst-

ler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Hr. Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bey Hr. Klogen finden? Nicht eine Syllbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsehlich seyn sollte; daß Hr. Klog dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eignen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Klogische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und „schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die Steine hoch und „schildförmig zu schleifen, brauchten die Alten, wie ich schon „im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen „flach zu schneiden, und doch auch die vom Leibe abstehende „Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu „bringen.“ Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Klog hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreysten sich die „alten Künstler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

„des Steines anlegte; und sie konnten die äussern vom Leibe „abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen.“ Kann man wörtlicher, und doch zugleich ungetreuer abschreiben! Herr Klog behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten sagt.

Hr. Lipperts Meinung ist die! Da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kan durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nehmlich was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

In einem Beispiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Ratter, wobey das Profil gezeichnet ist; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich seyn, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Biegung desselben weiter eine Stütze oder

Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachs von selbst zurückbleibt:) so hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er sonst nicht anders, als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehende Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen ließen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigsten Tafel beym Natter. Beide Arme desselben sind ohne alle Verkürzung; besonders scheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich so seyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu seyn. Gleichwohl müßte sowohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht seyn mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu seyn, blos weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convexen Steine, vor Lipperten, schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er, bey der sechszehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der siebzehnten von dem Schwanze des Löwen

(*) Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

sagt. (*) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die convergen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele anbringen, wo die Converität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Converität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Converität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?“

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klog ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convergen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Converität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convergen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter gegeben, (***) und dadurch den Vorzug der convergen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfste, so-

(*) La queue du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'élève presque perpendiculairement à sa tete; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

(**) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à être gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pu placer la tete sur la meme ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, & par consequent le tout seroit devenu trop grossier & pesant. Il paroît par-la que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; & cela depend du genie de l'artiste.

wohl dem Gelehrten, der die Künste keinet, als dem Künstler, der die Litteratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem sich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes äußert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt: er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden. Und das habe ich doch wohl bewiesen!

Wahr ist es, auch die Worte des Hrn. Klog, „daß sich „die alten Künstler durch die schildförmige Fläche von dem „Zwange befreyet, den ihnen der enge Raum des Steines an- „legte,“ sind gewissermaassen Worte des Hrn. Lippert. Wenigsten bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Hr. Klog von dem Seinen hinzufügt, beweiset auch unwidersprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt hüten mußte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuslicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine zu sprechen. Besonders erklärt er sich, bey Nummer 139 des ersten Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Klog gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, schreibt Herr Lippert, (**) schon längst etwas „von den hohen Steinen sagen sollen, die sich zu unserer heu- „tigen Art zu siegeln nun nicht mehr schicken, da wir uns, „anstatt des bey den Alten gewöhnlichen Wachses, des Sie- „gellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Ursache angeben, „warum den Alten ein hoher und schildförmig geschliffener „Stein geziel. Erstlich um die äußern Theile einer Figur,

(*) S. 15.

(**) S. 59.

„des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung
 „der Arme und Beine, womit sie sich ohnedies nicht gern ab-
 „gaben, geschickt herauszubringen, ohne sich wegen des Raums
 „zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen
 „müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen ge-
 „wesen. Die zwote Ursache konnte diese seyn, weil, da das
 „Wachs nicht so hart, als unser Siegellack, ist, das Bild
 „leicht würde seyn gedrückt, und also verwischt worden; nach-
 „dem es aber auf diese Art zu stehen kam, so verhinderte der
 „nunmehr durch den Abdruck entstandene hohe Rand, daß es
 „nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bey den
 „besten und ältesten Steinen.“

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler liest, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheint. „Ohne sich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geschehen müssen, wenn der Stein wäre glatt geschliffen gewesen.“ Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steines darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äussern Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußere Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künstler würde gezwungen haben: nicht in so fern dieser Raum des platten Steines enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kam auch ein schildförmiger Stein geschliffen seyn, aber nicht platt.

auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem platten Steine da an Masse fehlet, wo das äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines herauskohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herauskohlen, und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klog? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klog, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klog Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit eckeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beispiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen uach, auf welche der Künstler wegen der Convezität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klog so lächerlich mißverstanden? und

zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Con-
 vergität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur
 gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte?
 Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen drit-
 ten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens
 hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel
 ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darinn, daß
 bey einem convergen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge
 und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten,
 und jenes folglich in den convergen Stein weiter eindringen und
 einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als ihm in den plat-
 ten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein schief zu wenden,
 wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem
 Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur
 daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen
 Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen
 bequemer sind,“ als die platten: in so fern sie es nehmlich
 gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudrin-
 gen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß
 auch der Künstler seine Figur nach dieser Bequemlichkeit ein-
 richten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes
 Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er
 sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand:
 so ist ihm die Converität des Steines gerade mehr nachtheilig,
 als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit
 dieser oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach
 Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese
 bald jene zuträglicher, und eben so gut, als Herr Klog behaup-
 ten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in

(*) No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un
 Outil que l'on y applique, & c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de
 travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre
 & l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une
 pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, &
 faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre.
 Voyés le No. 10, ou le même Outil touche bien plutôt aux bords de la
 pierre plate.

dem mehr oder weniger Erhabnen bequem sey, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sey, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu seyn scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen sphärisch converen Stein geschnitten werden. So wie man verlanget, daß sich dieses Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner converen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der convere Stein sich bald mehr, bald weniger dazu schicken. Soll das Schild seine convere Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem converen Steine den Umbo des Schildes so tief herausgehohlen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist eben so klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem converen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünf und zwanzigsten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaragde zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nemlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeheth, iudem plerumque & concavi, ut visum colligant: so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iudem gehe, und der Sinn dieser sey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verbothen gewesen. (**) Doch nicht zu gedenken, daß

(*) S. 78.

(**) In seiner Anmerkung über die Worte des Sclinius: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi,) ne offensum decus, ima-

dem iis sonach Gewalt geschieht, wenn man es auf das nächststehende Subject zieht; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen sey: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nehmlichen Ursache, die concaven dazu seyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, desto geschwinder nähern sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthiget, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

ginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta & resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo & a veritate & Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt, cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redet.

überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigensinnes gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß seyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbeugen müssen.

Fünf und vierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.

Denn da er selbst verschiedne alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte: (*) so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützt: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden saget, *idem plerumque & concavi, ut visum colligant*, diese Meinung noch mehr bestätigen zu kön-

(*) Differt. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; & tamen in iis vel femiexstantes figuræ, vel incisæ pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

nen. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse præsumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Bettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßigere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch converge Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedienet, bedienet sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist

es, was Plinius durch *visum colligere* meint, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens *concau* geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugeesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder *concau* noch *conver* geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. *Idem plerumque & concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis par-citur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione lupini imagines re-rum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo.* Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, *quorum corpus extensum est*, als zu den *concavis* zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Bettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht *concau*, er muß *conver* geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton

beschreibt ihn uns *oculis caëliis & hebetioribus*, (*) und Plinius sagt noch ausdrücklicher: *Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes*. (**)

Es würde mir schwerlich eingefallen seyn, einen so puren puten Antiquar, als Bettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch igt Herr Lippert in die Fußtapfen desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen sind, auf welche Bettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, schreibt er, (***) bey den so subtilen
 „Werken der alten Steinschneider, verdient hier einen Platz.
 „Dieses so Feine hat mehr denn ein scharf sehend Auge erfo-
 „dert. Die Augen der Alten haben aber deswegen nicht schär-
 „fer, als die unsrigen, gesehen. Es ist also zu vermuthen, daß
 „sie die Augen, so wie es unsere heutigen Künstler auch bey
 „dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, und sich mit
 „Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. Aber diese
 „verfertigen zu können, gehöret zur Dioptrik. Daß aber die
 „Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen, finde ich nicht,
 „oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß
 „Euclides, ohngefehr dreyhundert Jahr vor Christi Geburt,
 „die Mathesis und auch die Dptik gelehret, und daß hernach
 „aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur Dptik ge-
 „nommen; aber daß die Dioptrik besonders gelehrt worden,
 „habe ich nirgends finden können. So viel könnte seyn, daß
 „man sie zur Dptik mitgerechnet, weil man den Namen
 „Anaclastica einer Wissenschaft beygelegt, die zur Dptik mitge-
 „rechnet worden, welche es vermuthlich gewesen ist. Man hat
 „aber viel ältere rundgeschliffene Steine, als Euclides ist, und
 „die ein Alter von mehr als dreystausend Jahren zu erkennen
 „geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man
 „auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der

(*) Cap. 51.

(**) Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.

(***) Vorbericht S. XXXV.

„Buchstaben ihr Alter sicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß sie das Alter des Euclides sehr weit übersteigen. „Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und nur zufälliger Weise können erfunden worden seyn. Ein einziger Tropfen Wasser, der von umgekehrt auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabey denken darf, daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine sind ganz rund und schildförmig, wie die *Microscopia*, geschliffen; auch brauchten die Alten öfters Crystall, oder andere eben so reine und durchsichtige Edelsteine, besonders den Beryll. Es durfte nur ein Crystall von ungehehr linsenförmig geschliffen worden seyn, so war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er einen geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuschauer, wenn er aufs Theater kam, anzusehen.“ (*)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern bloß, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Vaccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: & mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte also den Vaccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Vaccius auch die Worte, tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nehmliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Vaccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen; denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen seyn, ob die Alten ihre dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Dptik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darinn falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt. Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik: wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die

Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedner Dichte gehen, eine *ἀνακλασιν* (Brechung) leiden: aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so umgefehr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedne Fläche dieses künstlichen Mittels, die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik gefertigt worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neuern Zeiten der Brillen schon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von umgefehr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von umgefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur umgefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entsiehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelpen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von umgefehr linsenförmig geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß

(*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik S. 366.

die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Dptik hat mich daher ein wenig befremdet. (*) „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bey ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsern Kugel ist der vierte Theil des Durchmesser, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen sollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr gestanden haben. Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine grössere Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, die wir jezo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht, das Glas zu schleifen, sie konnten es nur in Kugeln blasen.“ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend seyn könnte, Falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht nähern vorbeu sehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefehr so gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre so geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand durch sie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsern Kugel, zu vergrößern,

(*) S. 381.

eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) *Litteræ quamvis minutæ & obscuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur*, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neuern Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als De la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu seyn scheint, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemeyn angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: *Omnia per aquam viden-*

(*) *Natural. quæst. lib. I. cap. 6.*

tibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weiß ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine *qualitas occulta*, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganzen falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procopodorus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Ärzten des Kaisers Emanuel Comnenus heißt:

Ἔρχονται, βλέπουσιν ἔνδυσ, κρατοῦσι τοῦ σφυγμοῦ τοῦ

Θωροῦσι καὶ τὰ σκυβαλά μετὰ τοῦ ἕλιου —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls
„und beschauen die Auswürfe mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille, oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren,

gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zufage, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Befichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt: (*) „dieß ist in der That auch der wahre Verstand; wie man eben „diese Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten findet: oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären; „wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt „haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dünkte ich, sollte so eckel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα του ὕδατος* sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. *Invenio Medicos*, sagt Plinius, (**) *quæ sunt urenda corporum, non aliter utilis id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis.* Hier ist dem Plinius diese Kugel von KrySTALL; an einem andern Orte ist es ebenfalls eine gläserne mit Wasser gefüllte Kugel. (***) Sie sey aber von KrySTALL oder von Glas, mit oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die

(*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

(**) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(***) Libr. XXXVI. Sect. 67. *Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.*

nehmliche durchsichtige Kugel, welche brennet, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieser nemlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius, (*) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius sagt: *Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες αντι της κρυσταλλου.* Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglaste, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nemliche Kugel, die er an der andern Stelle beschreibt; also die nemliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunst seyn, das reine Glas sowohl als die edlern farblosen Steine, *crystalla* zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen?

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nehmliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: *Est autem coloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilæ sole adverso in tantum exandescant, ut vestes exurant.* Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen bauchicht geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit schlechterdings

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. *Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.*

zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle iziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachlässiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärfere? eine Unterscheidung erfordert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

(*) Lib. XX. sect. 51. & lib. XXXVII. sect. 16.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klogischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines, dienen
 „den Alten bey erhaben geschnittenen Werken oft zur Erreichung
 „ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben
 „und die schönste Mahlerey zuwege zu bringen. Sie wußten
 „hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich
 „der Natur näherte, und machten dem Mahler seinen Vorzug
 „zweifelhaft. Die Farben sind so gebraucht, daß die Farbe,
 „welche zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf eine
 „andere zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung ist vermieden.“

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwannigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Ländeley! Also war es, bey erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Mahlerey daraus entstand? Die schönste Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen auslegt, dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klog fällen wollen, ohne sich vor dem Rothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (**)
 „viele geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir
 „vor, als die Akrosticha und Chronodisticha in der Poesie.

(*) S. 53.

(**) Anmerkungen :c. S. 31. (Cassel 1768. in 12.)

„Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeinlich ihr ganzes Verdienst.“ Auch Hr. Lippert erkennet diesen Zwang fast an allen so mahlerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Dactylolithek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu also in einem Büchelchen so viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmacks empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Aferwerken der Kunst zu warnen.

Sagen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Aferwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genuzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius, (*) *e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.*

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhabene geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weiß wohl, daß man igt einen jeden erhabenen geschnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch igt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhabener geschnittener Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der

(*) Libr. XXXVII. sect. 75.

Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Voet: (*) Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weisse und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Voet, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, ohnstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere, als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, fast mit den nehmlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigræ superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Voet schrieb; und aus solchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Voet zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller, schreibt Caylus, (in seiner Abhandlung vom Obsidianischen Steine S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäsalpinus „abgeschrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzu- „gesetzt. Er ist nicht zu entschuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und „den Cäsalpinus unter der Zahl der Schriftsteller, deren er sich bey Verfer- „tigung seines Werks bediente, nicht einmal genennt hat.“ Diese Anklage ist hart: aber Voet hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Voet mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürenberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Voet nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von umgekehr geſchehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Voet für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Mahlerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem izigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhabenen geschnitzten Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so saulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit: und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neuern Deutsche haben Camee ohnstreitig gerade zu, von dem Italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeux gehen. Nun lassen Sie uns vors erste den Menage^(*) unter Camayeux nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen: Menage selbst aber, zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäsrichte oder gewässerte Achate habe, welche

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

vollkommen wie Wasser ausfähen, (*) so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht; welches so viel heiße, als Himmlische Wasser, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wäfrichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts ähnliches hatten? Raumb daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hängen, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bey. (**) Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräisches, sondern ein Rabbinisches Wort ist; das ist, ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil sie tief gegraben worden. (***) Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer diesen Ableitungen, ist mir weiter keine bekannt, als

(*) A cause qu'on voit des Achates ondées, representant parfaitement de l'eau.

(**) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

(***) A cause du creux ou ces pierres sont taillées.

die von *καρυα*, die Cerutus (*) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. *Καρυα* heißt Brand; und daher sey *Camæ* gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Dnyre darunter: aber woher beweiset er, daß die Dnyre nur an solchen Orten erzeugt würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen *Camee*, in diesem Verstande, gleichwohl nur den geschnittenen Dnyren beygelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Dnyren voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch fahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellet, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italienische *Cameo*, das Französische *Camayeu*, das Lateinische *Camehujā*, wie es *Boot* nennt, (**) bald *Gemohuidas*, bald *Gammenhü*, bald *Gemmahuja*, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, *Gemma huja* geschrieben. (***) Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Syllben von *Camayeu* oder *Cameo*, das lateinische *Gemma*; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Syllben in *Camehujā* oder *Gemmahuja* bedeuten sollen.

(*) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. *Camæ* a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca *καρυα*, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis & calidis inveniri.

(**) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort *Camehujā* zuverlässig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers. Seite 61.

(***) *Gemohuidas* schreibt es *Erasmus Stella*, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, *Brückmann* 1736 wieder auflegen lassen. Parte III. cap. 5. *Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, sese principem offert, quod usu vulgatio est, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.*

Gammenhü schreibt es *Conrad Gesner*: (de Figuris lapidum p. 98.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß *huja* so viel als das Deutsche hoch, aufgeschwollen, trüchtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinischdeutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß *huja* so viel ist, als *onychia*; und *Gemmahuja* folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte *Gemma onychia*. Aus *Gemma onychia* ward *Gemmahuja*; aus *Gemmahuja* ward *Camehuja*; aus *Camehuja* ward *Camayu*: so wie wiederum aus *Gemmahuja*, *Gammenhü*, *Cameo*; ja allem Ansehen nach, auch das Rabbinische *Kamia*.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser seyn: daß, vom *Cæsalpinus* an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der *Camehuja* oder *Cameo* nicht eine besondere Art Steines, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines sey; nemlich des *Dnyx*. *Onyx*, oder *Dnickel*, oder *Niccolo*, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist: *Cameo* aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind. (*) Ist nun aber

Tiguri 1565.) *Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Specstein appellat, & Gammenhü.*

Gemmahuia schreibt es Joh. Keutmann: *Nomenclatura rerum fossilium* p. 32.

Gemma huja schreibt es Agricola: (beym Gesner I. c.) *Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, & Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.*

(*) *Cæsalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122.* Hos omnes hodie *Niccolos* vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, *Cameos*.

jeder Cameo ein Dnyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nehmlichen Worte seyn, wenn sie es so leicht und natürlich seyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäsalpinus, wurde der Camehujā bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen besondern Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen seyn, wenn man sich um die Abstammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.

Zu einem besondern Steine machte den Camehujā, Rentzmann. (*) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia seyn, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellet. (**) Aus dem Leonardus hat Voot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch umgekehrt, was Sie von dem Kaman, wie ihn Voot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Dnyx, machten den Gemmahujā, Stella und Agricola. Und zwar Stella

(*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

(**) Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; & frequentissime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quæ in ipso sculptæ sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus seyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derselbe Stein seyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus; daß der Kamam an dem Dnyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zur Pääntis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, wohl verführen könnten; nemlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unser deutsches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nemliche Ding bezeichnen; er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Pääntis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilsam sey, weil er selbst seines gleichen gebähre. Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gæanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Pääntis geworden. (*)

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab. (**). Doch das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen so thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher

(*) Indeß läßt sich freylich von Gæanidas eben so wenig Rechenschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γερων oder von γωνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γωναιζοντας, welches sodann Marbodius ausgedrückt hätte, wenn er von der Pääntis, oder wie er das Wort schreibet, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

(**) (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, eadem veterum Pæantides non recte facit.

zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Specksteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen des Specksteins, auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Carnehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwey Syllben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (**)

Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil

(*) Pract. Mineralsystem S. 100.

(**) (Plinius Libr. XXXVII. sect. 21.) Exponenda est & Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transfuit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. sect. 6.) steht anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indes giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beym Richalet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzt, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Cassedonia, sagt Lact. Denn

des Werths von diesem Unterschiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so wichtig sind, als der ganze Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheissen hat und eigentlich heissen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur; der also zuverlässig ein Dnyr seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Dnyre dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemählde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemählten dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux; wie sich Pernetz (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet sind, und hierinn die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnit-

der milchfarbene trübe Achat, den wir iht Chalcedon nennen, hiez in spätern Zeiten weisser Dnyr. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zufage, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devoit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

tene Steine (Dnyre versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyre noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Dnyre begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhüt erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemähde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüte, oder Gemähde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigster Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klog zur Erläuterung seiner zweyten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Klogen zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben,

und Herr Klog hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, sind seine Worte, gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, besteht, und auf welchen der vierspännige Wagen der Aurora erhaben geschnitten ist.“ Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klog: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Dnyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Jidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unzugänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Dnyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen. (**)

(*) (Plinius Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beybehalten, bey dem es sanderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammen geküttet.“ Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bey ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Jidorus hätte er auch noch den Marbodus für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex hinc unus lapis iste colores;

Albus & hinc niger est, rubeus supereminet albo.

(**) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius

Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist so- nach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Dnyx, höchstens einen vielfreisigen Dnyx nennen sollen. Denn ob man dem Dnyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; so ist dieses doch nur von dem Dnyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweyfarbichte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Dnyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmälige Verdunkelung der weissen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Dnyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal

mus, worinn er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: *sardoniches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in sarda.*

für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klog aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettischen Sammlung, sagt er, wird „ein Tiger aus dem orientalischen Steine, Maco, bewundert, „wo sich der Künstler der Flecken des Steines bedient hat, um „die Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: *exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco also; nicht Maco: und nun erathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokhastein meint; einen Stein, den ist fast jeder kleine Galanteriekrämer kenne, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht sagen, Herr Klog; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben. Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bey seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht blos bey diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, sondern aus andern östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführt wird. (*)*

Neun und vierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besondern Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob seine Leser etwas dabey würden denken können, oder nicht. Möchte er doch wohl öfters selbst nichts dabey denken.

(*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast S. 86. *Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.*

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigsten Briefe, wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Liberius erkannte: (*) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (**). Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von dem nehmlichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. *Se non parum admirari, schreibt er, (***) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornasset pulchritudine,*

(*) Tab. IX. p. 17.

(**) Laet Libr. I. cap. 23.

(***) Præf. Interpret. Gem.

barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent & plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darinn auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bey dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Beot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weissen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kommt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Almandin, und kei-

nes Almandin. (*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Vorfahren, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher diesem Steine dieser Name? Voet will, er habe ihn vermittelst des Pæderos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeinlich dem schönsten Opal wegen seiner besondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, schreibt Voet, (***) hæc gemma vocata est, a puero & amore, quod pueri pulcherrimi & innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Voeten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehemals nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Ist wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Wayse, er ward sehr jung zur Wayse.“ Doch das war ehemals allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte; ob schon nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waisen sind, liebenswürdige Knaben? Voet hätte so sinnreich nicht seyn dürfen: das deutsche Wayse ist nichts als das übersezte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (†) Hätte Voet bey dem Stella dieses gelesen, so

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophrastus's History of Stones, p. 44.

(***) Lib. II. cap. 46.

(†) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad infaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco

würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Waise sey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben seyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erklärt, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beybringt, daß die Deutschen diesen Namen mehrern Edelsteinen beylegte, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören.

Fünzigster Brief.

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatsardonix, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll: so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen. (*) Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edlere Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, daß man „den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt: (**)

„Der Achat wird von den mehresten „Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, für „das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir „in diesem Abschnitte beschrieben haben.“ Und was hatte er

Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

(*) St. 96. Jahr 1768.

(**) Abhandlung von Edelsteinen S. 85.

in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im „Anbruch glatte oder glänzende, halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, die auch von einigen hornartige, der „Ähnlichkeit zufolge, genennet werden.“ Ja er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen wird der „Chalcedon, der Carneol u. s. w. von undurchsichtigen der Dnyx „für Achatarten angenommen.“ — Aus welchen Büchern hat dem nun das Jenaische Vir, vielwissenden Jones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und so, wie die mehresten Schriftsteller vor Brückmannen den Achat zum Geschlechtsnamen aller edlern Hornsteine, den Chalcedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogel n statt aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der Jenenser fort, „ist kein „Monstrum, wie Lessing glaubt, wenn gleich Achat und Dnyx „zu einem Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monstrum seyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Dnyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Dnyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Dnyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir igt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Dnyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Dnyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmannen (***) den ganzen

(*) Mineralsystem S. 132.

(**) S. 71 und 80.

Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weisse Schichte des Dnyx, die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thulich, (*) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durchsichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chalcedon oder Dnyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmann den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. So viel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu Einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Dnyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nehmlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten: denn er sagt, „daß die reguläre Lage „der farbigen Streife den Achat zum Dnyx mache, müsse er „darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenschaft des Dnyx wären, und es auch genug Achate gäbe, „die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und „gleichwohl darum noch nicht zu Dnyxen würden.“ Daß doch solche Herren meistens das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine

(*) S. 86.

reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Dnyx sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Dnyx sind: aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bey Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Dnyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch ist, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verworfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur den Herrn Klog nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Dnyx darunter verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinet zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klogen,

(*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchen der Dnyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyre bedienen,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatfardonyr und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyre und Achatfardonyre, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir Achate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtign Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klog selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klog deren eben nicht erfunden. Trog meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtseyn der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn

zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publicum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrate, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehemals einem Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte. (*)

Was ich auf alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klog sagt, „unser Zwist interessire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? *) Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschägigsten; **) sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Herr Klog und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publicum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen, sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studierter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erhoblen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das

(*) Man sehe den künbigen Aufsatz des Hrn. Klog, im 133sten Stücke des Hamburg. Corresp. vorigen Jahres. [19. August 1768.] Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort, war dem 135sten Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet. [25. August 1768.]

*) In der neuen Zeitung „Wenn ich mir das Publicum als Richter denke, so darf dieses keine Ursache seyn, das Publicum damit zu verschonen.“

**) In der neuen Zeitung folgt „Erlauben Sie mir also immer, mein Herr, diesen unsern Zwist noch um ein Wort zu verlängern. — Aber Herr Klog sagt zugleich: „er sehe nicht ein,“ u. s. w.

Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klog sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden.“ Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Klogen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klog spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweist, ohne einen Büßling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kenne, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverständene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauer süßen Tone, mit einer schnöden Mine, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire „dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste „und Wissenschaften davon haben könnten! u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klog, daß ich niemanden „in der Welt beleidigen wollte —

Beleidigen! vorsehlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klogen das zutrauen? Einem vorsehlich eine unangenehme

Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen? *)

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten.“ — Mein Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klog im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr Klog in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klog nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode vom Thersites um deswillen tadele, weil Thersites eine häßliche Person sey; dieses sey ihm nie eingefallen; er habe ihn deswegen weggewünscht, weil er eine lächerliche Person sey, und durch seine Gegenwart die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöre.“

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klog den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Syllbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Borr. S. 21.

*) Dieser ganze Absatz fehlt in der neuen Zeitung.

Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer blos eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klog, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klog wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epischen Gedichts, ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte: so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt: sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoön versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Klog ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geschmack, ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunsttrichter. Zu diesem finde ich in Hr. Klogen igt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klog den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erschien ein zweyter Aufsatz von ihm, in dem nehmlichen Correspondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Mine nicht ganz gethan seyn dürfte: er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für

(*) Et. 154. 55. vor. Jahr. [24. und 27. September 1768.]

eine Beschönigung giebt! „Wenn Hr. Lessing, lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. „Hr. Lessing verlangte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 „meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte „mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen „über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für „meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu „sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art „gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Lessing erwies, „gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit „zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler aufzusuchen, und dadurch Herrn Lessing beschwerlich zu werden. „Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine „Hypothese vom Borghesischen Fechter zuerst angegriffen haben. „Ehe noch in den Göttingischen Anzeigen (1768. S. 176.) „diese Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. „Lessing zwey Statuen mit einander verwechselt habe. Denn „die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese S. 217.) kann „ganz und gar nicht dem Chabrias beygelegt werden.“

D des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis igt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt. (*) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingische Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn diese Verwechslung geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nach-

(*) Brf. 36.

beter, der bey allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besieht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederhohlen, ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser seyn würde: neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoön gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenden Stücke der Deutschen Bibliothek des Hrn. Klog — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben; oder geschwind noch lesen müssen?

Zwey und funfzigster Brief.

Herr Klog sehe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sehe, daß ich ihm den Krieg in sein eigenes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Wichtigkeit haben, daß ich den Hrn. Klog um sein Urtheil über meinen Laokoön ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich

bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffneth hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner frühern, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthiget, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beispiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen: so kann mir nicht anders als vergönnt seyn, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, Sie in meinem „zartesten Alter bey meinem Vater in Bischofswerde gesehen zu „haben, wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, „begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich „freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie „von Person zu kennen das Glück habe. Warum ich es für „ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, „daß man Ihre Freundschaft durch eine Sprache verdienen „könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen möchte, da sie so oft „von der Verstellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir „immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, „daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer „aufrichtigsten Verehrer zu seyn, und daß vielleicht wenige Sie „so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich „bin Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo „Barbarey und Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrieß- „liche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheutert worden. „Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß „nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrie- „den bin. Ja ich bin so frey zu glauben, daß Sie mir erlau- „ben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche „in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch

„mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht
 „schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der
 „Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnit-
 „tene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus
 „ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Ge-
 „dicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh.
 „Matthæi Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiae 1577.)
 „wo es im 2ten Theile S. 132 steht, mir gleichfalls ange-
 „merkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.

„Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht
 „unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht be-
 „kannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen
 „sey. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem
 „Commentar über den Tyrtaus eingewebt, welchen Richter igt
 „mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer
 „Theil aber ist zu frey, als daß er wenigstens von mir bekannt
 „gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter
 „mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie
 „mir erlauben, Ihr Freund zu seyn. Unterdessen bin ich doch
 „allezeit

Ihr

Halle, den 9 May,
 1766.

gehorsamster Diener,
 Klog.

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne
 aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet
 gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und
 wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesitteste
 Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klog
 erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause sei-
 nes Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erin-
 nern müssen. Herr Klog versichert mich, allezeit einer der auf-
 richtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als
 Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klog war auch Schrift-
 steller. Herr Klog bekennet, vieles aus meinem Buche gelernt
 zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn
 man vieles nicht weis, kann man aus dem ersten dem besten

Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Hr. Klog ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihn sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klog zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klog; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche „meinem Laokoon wenige Leser, und ich weiß, daß er noch we- „nigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, „den einen davon in Ihnen zu bestechen, so geschah es gewiß „weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen „zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sey blos in der „Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt „zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffner Mann „erst gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung spre- „chen sollte. Der häßliche Dersites soll unter uns eben so „wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. „Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? „Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht „zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache „ist, daß sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst ent- „decke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr aus- „sührliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart: es mögen also gar wohl meine eigenen Worte gewesen seyn. Aber was daraus für Hr. Klogen? Es waren, wie Sie gesehen, erwidernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja so wenig auffodernd, daß sie ihn vielmehr hätten stuzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn igt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter seyn; und daraus schliesse ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der gültigen zu seyn, fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es blos; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz ausserordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharffinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck seyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharffinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse und Scharffinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch geringere, welche diesen Scharffinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharffinn auf solche Kenntnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spizfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eines, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für

den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Drey und funfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Klog um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verboten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erschien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Klog Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Klog es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen: so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in „Halle, mein werthester Herr, gewartet, und mit dieser Hoff-

(*) Voluminis III. Pars III.

„nung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt
 „bey sich führet, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr.
 „Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt
 „mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu
 „umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin zu reisen, und ich
 „hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein
 „Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir von
 „dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch
 „den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu
 „schreiben, was ich bey dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons
 „gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift
 „gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben
 „bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem
 „Bewußtseyn seiner Verdienste, erlaubt dem andern gern, seine
 „schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen,
 „und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht,
 „so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt
 „ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke ver-
 „spricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle
 „von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß
 „einige Berlinische Gelehrte sich über meinen Auszug aus der
 „allgemeinen Welthistorie gewundert hätten, um die ganze Ar-
 „beit wieder aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich
 „befand, da sie mir angetragen wurde, nöthigten mich, eine
 „Sache zu unternehmen, bey der ich blos den Fleiß eines Tage-
 „löhners anzuwenden brauchte. Allein, schon der Wink eines
 „einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und lie-
 „ber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der Männer,
 „gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig seyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath
 „mich in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Stein-
 „schneiderkunst zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen
 „Jahren gemacht, und an dessen Ausführung mich die allhier
 „herrschende Barbarey, und der Mangel an Hülfsmitteln
 „gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrich-
 „tigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich
 „die Ehre zu seyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct.
 1766.

gehorsamster Diener,
 Klog.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Hrn. Klog ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trugbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klog, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hrn. Klog auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und

gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hrn. Klog verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Unrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Klogen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Vernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kizelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kizelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands

gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kizeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kizeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie blos ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum Musæ tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig seyn: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so betauere ich Sie, daß Sie an den unrichten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weis ich nichts davon, und ohne sichern Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun: das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig seyn, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.“ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klog sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu seyn scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blat mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirk-

lich gelesen habe; ich finde manchmal so gar, daß ich für meinen gefunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät seyn sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es scheint nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheint nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich seyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzubereichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.“ —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klog antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich; wozu diese Freymüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel; erspare deiner Freymüthigkei

die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit selbst ersparest; schweig! — Und ich schwieg.

Fünf und funfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweyte Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre.“

So sagt Hr. Klog! „Damals, sagt er, (*) „als ich noch „an keine Deutsche Bibliothek gedacht, (als meine Deutsche „Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner „Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Messe „verkauft, (**)) stand ich bey Herr Nicolai und seinen Freun- „den noch in Gnaden. Aber sobald ich mich an die Spitze „der über den critischen Despotismus Unzufriednen stellte, so „sah man mich auch mit andern Augen an: dann schrieb der „jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungs- „artikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf Befehl „eines großen Ministers unterdrückt wurde: dann ergriff „Hr. Magister Lessing die Feder: dann ward ich selbst in der „Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen bloß und allein wider den Hrn. Magister Klog die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen, das Vergnügen gehabt habe: aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämückerische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klogische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klogen gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Mi-

(*) S. 468.

(**) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

nisters nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen censurirt. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimderrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klosen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekanntem Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Klog nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschrieb! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter

(*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entfeglicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Niedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recensionen die Partheylichkeit gar zu sichtbar sey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstfachen betrifft.“ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Hr. Lessing ertheilte, machen einen Gegensatz aus, bey welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen.“ Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Ohnstreitig, weil Hr. Niedel das simpelste und natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das simpelste und natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Niedel zwiz-

(*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43tes Stück.

schen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klog, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzubestehen, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorget, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige seyn, und Hr. Klog will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden, wenigstens nur in Absicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Plage, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und lasse mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag seyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frey. Mücken können dazwischen hin schwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersegen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind. Dennoch darf Hr. Klog mich zum geschwornen Vorsechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Eckel.

Sechs und funfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klogen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal seyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu seyn scheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klogen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klog? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?

Herr Klog war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren seyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten, war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzusplechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klogens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmählich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennet: was thut da Herr

Klog? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreungen von weiten anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Hr. Klog erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! (*) Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, (***) lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Wiedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen.“ (***) — Abscheulicher

(*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

(**) Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plaît; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais.

(***) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiæ jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi Icti nomen sibi paraverat, at postea cum ad bibendi studium & vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, & insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in

Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klog diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, *Acta litteraria scripsit Klotzius*, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kueipschenke wissenschaftlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klogen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger ausschließender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, ausserordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Wehrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in *utroque Cæsar*; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

chartam coniceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famæque confuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, &c.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kobl, den er zum sieben und siebenzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klog urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß seine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Klog, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Klog, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer Preussischen Festung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt; wer ist der Hr. Klog? so will er wissen, was dieser Herr Klog geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht bloß durch

sich, so viel Glück machen, als sie machen können: sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wann Hr. Klog Staatsminister wäre, und wann er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klog sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen

sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stifteten sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jenals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klogianismus heißen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klättscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr ver-
lange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klog klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem „Stil, der oft mehr als bloß satyrisch sey, kurz aus dem Tone „erbelle, welcher uns, wider unsern Willen, an den Verfasser „des Bademeccum für Herr Langen zu denken zwingt.“ (*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klog klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klog! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheinderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klogen da erteilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehungen; auf igt, und wo möglich, auf künftig.

(*) Deutsche Bibl. siebentes Stück. S. 465.

Der Stil, der oft mehr, als bloß satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo bloß satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klog zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und böseartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnißch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klog ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!“

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst, hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klog, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klog erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermesslich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermesslicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehret, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klog nicht auch Herr Magister Klog wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

Wie die Alten den Tod gebildet:

Nullique ea tristis imago!

STATIUS.



Fig. 218.

eine Untersuchung.

1769.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unser izesiges Publicum gegen alles, was Streitschrift heißt und ihr ähnlich siehet, nicht für ein wenig allzu eckel hielte. Es scheint vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen

Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt enig seyn würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;“ denn so nennet die Artigkeit alles Streiten: und Zanken ist etwas so unmanierliches geworden, daß man sich weit weniger schämen darf, zu hassen und zu verleunden, als zu zanken.

Bestünde indeß der größere Theil des Publici, das von keinen Streitschriften wissen will, etwa aus Schriftstellern selbst: so dürfte es wohl nicht die bloße Politesse seyn, die den polemischen Ton nicht dulden will. Er ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich!

Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnt dabey so selten. — So selten? Es sey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminckte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung seyn, daß wenigstens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß, ist dazu Eine Wahrheit so wichtig als die andere: und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

Ich will meine Denkungsart hierinn niemanden aufdringen. Aber den, der am weitesten davon entfernt ist, darf ich wenigstens bitten, wenn er sein Urtheil über diese Untersuchung öffentlich sagen will, es zu vergessen, daß sie gegen jemand gerichtet ist. Er lasse sich auf die Sache ein, und schweige von den Personen. Welcher von diesen der Kunstrichter gewogener ist, welche er überhaupt für den bessern Schriftsteller hält, verlangt kein Mensch von ihm zu wissen. Alles was man von

ihm zu wissen begehret, ist dieses, ob er, seiner Seits, in die Wagtschaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches in gegenwärtigem Falle den Ausschlag zwischen ihnen ändere, oder vermehre. Nur ein solches Beygewicht, aufrichtig ertheilet, macht ihn dazu, was er seyn will: aber er bilde sich nicht ein, daß sein bloßer kahler Ausspruch ein solches Beygewicht seyn kann. Ist er der Mann, der uns beide übersieht, so bediene er sich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuarischen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er sagen, was ihm beliebt. Wann er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht stellen können; ich hätte noch dieses und jenes seltene oder kostbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabey sind es nur längst bekannte Denkmahle der alten Kunst, die mir freygestanden, zur Grundlage meiner Untersuchung zu machen. Schätze dieser Art kommen täglich mehrere an das Licht: und ich wünschte selbst von denen zu seyn, die ihre Wißbegierde am ersten damit befriedigen können. Aber es wäre sonderbar, wenn nur der reich heißen sollte, der das meiste frisch gemünzte Geld besizet. Die Vorsicht erforderte vielmehr, sich mit diesem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel gesetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunstwerk verweist, das nur er noch kennet, das er zuerst entdeckt hat, kann ein sehr ehrlicher Mann seyn; und es wäre schlimm für das Studium, wenn unter achten nicht sieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boissard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm gesehen haben, kann schlechterdings kein Betrieger seyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen.



Veranlassung.

Immer glaubt Herr Klog, mir auf den Fersen zu seyn. Aber immer, wenn ich mich, auf sein Zurufen, nach ihm umwende, sehe ich ihn, ganz seitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Lessing, lautet sein neuester Zuruf dieser Art, (*)
 „wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artisten
 „den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt hätten, (s. Laokoon
 „S. 122. [s. Band VI, S. 446]) eben den Werth beizulegen, den
 „seine zween andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, und
 „nie schwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann
 „sich sogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze,
 „welches mit dem einem Arme auf einem Aschenkrüge ruhet, in
 „der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike
 „sey. Vielleicht überredet er sich eher, wenn er die geschnittenen
 „Steine ansieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet ist.
 „(s. Buonarotti Off. sopr. ale. Vetri t. xxxviii. 3. und Lipperts
 „Daktyliothek, zweytes Tausend, n. 998.) Im Museo Florenz-
 „tino sieht man dieses Skelet, welchem ein sitzender Alter et-
 „was vorbläst, gleichfalls auf einem Steine. (s. Les Satires

(*) In der Vorrede zum zweyten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

„de Perse par Sinner S. 30.) Doch geschnittene Steine, wird
 „Herr Lessing sagen, gehören zur Bildersprache. Nun so verweise
 „ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherschen Museo.
 „(s. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII.) Ist er auch hie-
 „mit noch nicht zufrieden, so will ich ihn zum Ueberflusse erin-
 „nern, daß bereits Herr Winkelmann in seinem Versuch der
 „Allegorie S. 81. zweer alten Urnen von Marmor in Rom
 „Wiedlung gethan, auf welchen Todtengerippe stehen. Wenn
 „Hr. Lessingen meine vielen Beyspiele nicht verdrüßlich machen,
 „so setze ich noch Sponii Miscell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III.
 „hinzu: besonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freyheit
 „genommen, wider ihn einiges zu erinnern, so muß ich ihn auf
 „die prächtige Sammlung der gemahlten Gefäße des Hrn. Hamil-
 „ton verweisen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu er-
 „blicken. (Collection of Etruscan, Grecian and Roman Antiqui-
 „ties from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)“

Es ist, bey Gott, wohl eine große Freyheit, mir zu wider-
 sprechen! Und wer mir widerspricht, hat sich wohl sehr zu be-
 kümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich
 Hr. Klog verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten
 Mann verdrüßlich machen. Wenn ich sage, „es ist noch nicht
 Nacht: so sagt Herr Klog, „aber Mittag ist doch schon längst
 vorbey. Wenn ich sage, „sieben und sieben macht nicht funf-
 zehn: so sagt er, „aber sieben und achte macht doch funfzehn.
 Und das heißt er, mir widersprechen, mich widerlegen, mir un-
 verzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick seinen Verstand etwas mehr,
 als sein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artisten den Tod nicht
 als ein Skelet vorgestellt: und ich behaupte es noch. Aber sa-
 gen, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vor-
 gestellt: heißt denn dieses von ihnen sagen, daß sie überhaupt
 kein Skelet vorgestellet? Ist denn unter diesen beiden Sätzen
 so ganz und gar kein Unterschied, daß wer den einen erweist,
 auch nothwendig den andern erwiesen hat? daß wer den einen
 leugnet, auch nothwendig den andern leugnen muß?

Hier ist ein geschnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen: alle sind ungezweifelt antik, und alle stellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiß das nicht? Wer kann das nicht wissen, dem gesunde Finger und Augen nicht abgehen, sobald er es wissen will? Sollte man in den antiquarischen Werken nicht etwas mehr, als gebildet haben?

Diese antike Kunstwerke stellen Skelete vor: aber stellen denn diese Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet schlechterdings den Tod, das personifirte Abstraktum des Todes, die Gottheit des Todes, vorstellen? Warum sollte ein Skelet nicht auch blos ein Skelet vorstellen können? Warum nicht auch etwas anders?

Untersuchung.

Der Scharfsinn des Herrn Kloss geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten: aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Kloss, mehr oder weniger, Theil nehmen: so will ich für diese hier zweyerley beweisen.

Vors erste: daß die alten Artisten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorstellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweyte: daß die alten Artisten, wenn sie ein Skelet vorstellten, unter diesem Skelete etwas ganz anders meineten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artisten stellten den Tod nicht als ein Skelet vor: denn sie stellten ihn, nach der Homerischen Idee, (*) als den Zwilling Bruder des Schlafes vor, und stellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Ähnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit über einander geschlagenen Füßen. (**)

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem sich nur

(*) D. π v. 681. 82.

(**) Pausanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Laokoön S. 121.

wenige Ausnahmen sünden dürften. Diesen nehmlich, daß die Alten die sinnliche Vorstellung, welche ein ideales Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beybehielten. Denn ob dergleichen Vorstellungen schon willkürlich sind, und ein jeder gleiches Recht hätte, sie so oder anders anzunehmen: so hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß sich der Spätere dieses Rechtes begeben, und dem ersten Erfinder folge. Die Ursache ist klar: ohne diese allgemeine Einförmigkeit, ist keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch, jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechischen Artisten einmal angenommen, wird sie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer seyn beobachtet worden. Sie zeigte sich ohnstreitig an den Bildseulen, welche beide diese Wesen zu Lacedämon hatten: denn sie erinnerten den Pausanias (*) an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführet.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt sich im geringsten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite stand?

„Vielleicht, schrieb Winkelmann, (**) war der Tod bey den „Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter „allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, also „gestaltet.“ — Als Gerippe nehmlich.

Doch Winkelmann hatte zu diesem Vielleicht nicht den geringsten Grund. Philostrat (***) sagt blos von den Gaditanern, „daß sie die einzigen Menschen wären, welche dem Tode Pääne fängen.“ Er erwähnt nicht einmal einer Bildseule, geschweige daß er im geringsten vermuthen lasse, diese Bildseule habe ein Gerippe vorgestellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorstellung der Gaditaner angehen? Es ist von den symbolischen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beyläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philostrats, *τον θανάτου μολοι ανδρωπων παιανιζονται*, nicht mit Winkelmannen übersetzen möchte, „die Gaditaner wä-

(*) Laconic. cap. XIX. p. 253.

(**) Allego. S. 83.

(***) Vita Apollo. lib. V. c. 4.

ren unter allen Völkern die einzigen gewesen, welche den Tod verehret.“ Verehret sagt von den Gaditanern zu wenig, und verneinet von den übrigen Völkern zu viel. Selbst bey den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Besondere der Gaditaner war nur dieses, daß sie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß sie glaubten, durch Opfer und Pääne seine Strenge mildern, seinen Schluß verzögern zu können. Denn Pääne heißen im besonderern Verstande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels gesungen werden. Philostrat scheint auf die Stelle des Aeschylus anzuspielen, wo von dem Tode gesagt wird, daß er der einzige unter den Göttern sey, der keine Geschenke ansehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Pääne gesungen würden:

Οὐδ' ἐστὶ βωμὸς, οὐδὲ παυνιζέται. —

Winkelmann selbst merket, in seinem Versuche über die Allegorie, bey dem Schlas an, (*) daß auf einem Grabsteine in dem Pallaste Albani, der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, nebst seinem Bruder, dem Tode, vorgestellt wären, „und eben so abgebildet fänden sich „diese zwey Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Collegio Clementino zu Rom.“ Ich wünschte, er hätte sich dieser Vorstellung bey dem Tode selbst wiederum erinnert. Denn so würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorstellung des Todes da nicht vermissen, wo er uns nur mit verschiedenen Allegorischen verschiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünschen, Winkelmann hätte uns die beiden Denkmähler etwas näher beschrieben. Er sagt nur sehr wenig davon, und das Wenige ist so bestimmt nicht, als es seyn könnte. Der Schlaf stützet sich da auf eine umgekehrte Fackel: aber auch der Tod? und vollkommen eben so? Ist gar kein Abzeichen zwischen beiden Geniis? und welches ist es? Ich wüßte nicht, daß diese Denkmähler sonst bekannt gemacht wären, wo man sich Raths erhohlen könnte.

Jedoch sie sind, zum Glück, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was sich nicht auch auf mehreren, und längst vor ihm bekannten, bemerken ließe.

(*) S. 76.

Er sahe einen jungen Genius mit umgestürzter Fackel, und der ausdrücklichen Ueberschrift Somno: aber auf einem Grabsteine bey dem Boissard (*) erblicken wir die nehmliche Figur, und die Ueberschrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derselben eben so wenig ungewiß seyn. Ohne Ueberschrift kömmt sie eben daselbst noch oft vor: ja auf mehr als einem Grabsteine und Sarge kömmt sie doppelt vor. (**). Was kann aber in dieser vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf ist, das andere wohl schicklicher seyn, als der Zwillingbruder des Schlafes, der Tod?

Es ist zu verwundern, wie Alterthumsforscher dieses nicht wissen, oder wenn sie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergessen konnten. Ich will hiervon nur einige Beispiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bey, welchen Bellori in seinen Admirandis bekannt gemacht, (***) und von dem letzten Schicksale des Menschen erkläret hat. Hier zeigt sich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefssinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichname stehet, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnames gestüzet ist, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. (†) Diese Figur, sagt Bellori, sey Amor, welcher die Fackel, das ist, die Affekten, auf der Brust des verstorbenen Menschen auslösche. Und ich sage, diese Figur ist der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe, oder Jüngling, muß ein Amor seyn. Amor, und das Heer seiner Brüder, hatten diese Bildung mit mehreren geistigen Wesen gemein. Wie manche aus dem Geschlecht der Genii, wurden als Knaben vorgestellt! (††) Und was hatte nicht seinen Genius? Jeder Ort; jeder Mensch; jede gesellschaftliche Verbindung des Menschen; jede Beschäftigung

(*) Topograph. Parte III. p. 48.

(**) Parte V. p. 22. 23.

(***) Tab. LXXIX.

(†) Man sehe das Titelfupfer.

(††) Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 121.

des Menschen, von der niedrigsten bis zur größten; (*) ja, ich möchte sagen, jedes unbelebte Ding, an dessen Erhaltung gelegen war, hatte seinen Genius. — Wann dieses, unter andern auch dem Herrn Klog, nicht eine ganz unbekannte Sache gewesen wäre: so würde er uns sicherlich mit dem größten Theile seiner zucker süßen Geschichte des Amors aus geschnittenen Steinen, (**) verschonet haben. Mit den aufmerksamsten Fingern forschte dieser große Gelehrte diesem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da schrie er Amor! Amor! und trug ihn geschwind in seine Rolle ein. Ich wünsche dem viel Geduld, der die Musterung über diese Klogische Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede stoßen müssen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor seyn muß: so braucht es dieser auf dem Monumente des Bellori am wenigsten zu seyn.

Und kann es schlechterdings nicht seyn! Denn keine allegorische Figur muß mit sich selbst im Widerspruche stehen. In diesem aber würde ein Amor stehen, dessen Werk es wäre, die Affekten in der Brust des Menschen zu verlöschen. Ein solcher Amor, ist eben darum kein Amor.

Vielmehr spricht alles, was um und an diesem geflügelten Jünglinge ist, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schläfe erwiesen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgestellt: so würde auch schon das uns hinlänglich berechtigen, von seinem Zwillingbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. *Somni idolum senile fingitur*, schrieb Barth auf gut Glück nur so hin, (***) um seine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

*Crimine quo merui, juvenis placidissime divum,
Quove errore miser, donis ut solus egerem
Somne tuis? —*

(*) Idem ibid. p. 128.

(**) Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. gesch. St. von S. 194 bis 224.

(***) *Ad Statium, Silv. V. 4.*

lehnte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von sich selbst, nicht von dem Schlafe gesagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divum &c.

Es sey, weil es zur Noth seyn könnte: aber der Grund ist doch ganz nichtig. Der Schlaf war bey allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienst, gab ihm diese Grazie zur Ehe. Gleichwohl sollten ihn die Künstler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmahle das Gegentheil mehr sichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf blos, wie wir gesehen, auch noch ein zweyter Schlaf, der nichts anders als der Tod seyn kann, ist sowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekanntern des Boissard, gleich einem jungen Genius, mit umgestürzter Fackel zu sehen. Ist der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier, nicht der Tod seyn? Und muß er es nicht seyn, da auffer der umgestürzten Fackel, auch alle übrige seiner Attributen die schönsten, redensten Attribute des Todes sind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloschene, umgestürzte Fackel? Wann dort der Schlaf, diese kurze Unterbrechung des Lebens, sich auf eine solche Fackel stüzet: mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerm Rechte ihm, als dem Schlafe, zu. Denn seine Ueberraschung ist noch plößlicher, sein Uebergang noch schneller.

— — — *Seu me tranquilla Senectus*

Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

sagt Horaz. (*)

Und der Kranz in seiner Linken? Es ist der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bey Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlassenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmahl. (**)

Endlich, der Schmetterling über diesem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele, vorstellet?

(*) *Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.*

(**) *Car. Paschalii Coronarum lib. IV. c. 5.*

Hierzu kommt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und gestützt auf diesen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Wesen könnte und dürfte diesen Stand haben: wenn es nicht der Tod selbst wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war: und nicht allein die Menschen, welche ihn berührten oder nur sahen; sondern auch die Götter selbst. Der Anblick eines Todten war schlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

— — — Εμοι γαρ οὐ θεμις φθιτουσ ὄραν·

sagt Diana, bey dem Euripides, (*) zu dem sterbenden Hippolyt. Ja, um diesen Anblick zu vermeiden, mußten sie sich schon entfernen, sobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

Οὐδ' ὄρμια χραίνειν θανασιμοισιν ἐκπνοαίς·

Ὅρω δε σ' ἤδη τοῦδε πλησιον κακου

und hiemit scheidet sie von ihrem Lieblinge. Uns eben diesem Grunde sagt auch Apoll, bey eben dem Dichter, (***) daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlassen mußte, weil Alceste sich ihrem Ende nahe:

Ἔγω δε, μη μίαισμα μ' ἐν δομοίσις κίχη,

Λειπῶ μελαθρων τήνδε φίλτατην σεσηνη.

Ich halte diesen Umstand, daß die Götter sich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für sehr erheblich. Er ist ein zweyter Grund, warum es Amor nicht seyn kann, der bey dem Leichname steht: und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher sich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod selbst.

Oder meinet man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen seyn dürfte? Nämlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeist des Menschen. Wäre es denn, könnte man sagen, so etwas ungereimtes, daß der Genius des Menschen trauernd bey dem Körper stünde, durch dessen Erstarrung er sich auf ewig von ihm trennen müssen? Doch wenn das schon nicht ungereimt wäre, so wäre es doch völlig wider

(*) Hippol. v. 1437.

(**) Alc. v. 22. 23.

die Denkungsart der Alten; nach welcher auch der eigentliche Schutzgeist des Menschen den völligen Tod desselben nicht abwartete, sondern sich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwischen Seele und Leib geschah. Hiervon zeugen sehr deutliche Stellen; (*) und folglich kann auch dieser Genius der eigentliche Genius des eben verschiedenen Menschen nicht seyn, auf dessen Brust er sich mit der Fackel stützt.

Noch darf ich eine Besonderheit in dem Stande desselben, nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Bestätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derselben Stelle des Laokoon berührte. (**). Sie hat Widerspruch gefunden, diese Muthmaßung: es mag sich nun zeigen, ob sie ihn zu behalten verdienet.

Wenn nemlich Pausanias die gleich Anfangs erwähnte Vorstellung, auf der Kiste in dem Tempel der Juno zu Elis, beschreibet, wo unter andern eine Frau erscheine, die in ihrer Rechten einen schlafenden weissen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen schwarzen Knaben, *καρδευοντι εοικοτα*, welches eben sowohl heißen kann, der jenem schlafenden Knaben ähnlich sey, als, der zu schlafen scheine: so setzt er hinzu, *αμφοτερουσ διεσραμμενουσ τουσ ποδασ*. Diese Worte giebt der lateinische Uebersetzer durch, *distortis utrinque pedibus*; und der Französische durch, *les pieds contrefaits*. Ich fragte: was sollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu diesen umgestalteten Gliedern? was können sie andeuten sollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, schlug ich vor, *διεσραμμενουσ τουσ ποδασ* nicht durch krumme, sondern durch über einander geschlagene Füße zu übersetzen: weil dieses die gewöhnliche Lage der Schlafenden sey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erst wird es, wegen einer Verbesserung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müssen glaubte, nöthig seyn, die ganze Stelle in ihrem Zusammenhange anzuführen: *Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καρδευοντα ανεχουσα τη δεξια χειρι, τη δε ετερα μελανα εχει παιδα καρδευοντι εοικοτα, αμφοτερουσ διεσραμμενουσ τουσ ποδασ*. Sylburg fand das

(*) Wonna Eerxcit. III. de Geniis, cap. 2. S. 7.

(**) S. 121. [Band VI, S. 446.]

διεστραμμενους anstößig, und meinte, daß es besser seyn würde, διεστραμμενον dafür zu lesen, weil εοικωτα vorher gehe, und beides sich auf παιδα beziehe. (*) Doch diese Veränderung würde nicht allein sehr überflüssig, sondern auch ganz falsch seyn. Ueberflüssig: denn warum soll sich nun eben das διαστρεφεισθαι auf παιδα beziehen, da es sich eben sowohl auf ἀμφοτεροους oder ποδας beziehen kann? Falsch: denn sonach würde ἀμφοτεροους nur zu ποδας gehören können, und man würde übersetzen müssen, krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte παιδα gehet, und man übersetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders διεστραμμενος hier krumm heißt, und überhaupt krumm heißen kann!

Zwar muß ich gestehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoön schrieb, schlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen sollten seyn gebildet worden. Ich habe erst nachher beym Rondel (***) gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes, die Ungewißheit und Betriegllichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet sich dieses Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären sollte, würde es höchstens nur zur Hälfte erklären. Der Tod ist doch wohl ohne Träume: und dennoch hatte der Tod eben so krumme Füße. Denn, wie gesagt, das ἀμφοτεροους muß schlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα sich beziehen: sonst würde ἀμφοτεροους, zu τους ποδας genommen, ein sehr schaler Pleonasmus seyn. Wenn ein Mensch krumme Füße hat, so versteht es sich ja wohl, daß sie beide krumm sind.

Oder sollte wohl jemand auch nur deswegen sich die Lesart des Sylburg (διεστραμμενον für διεστραμμενους) gefallen lassen, um die krummen Füße blos und allein dem Schlafe beylegen zu können? Nun so zeige mir dieser Eigensinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es sind sowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen.

(*) Rectius διεστραμμενον, ut antea εοικωτα, respiciunt enim Accusativum παιδα.

(**) Expos. Signi veteris Tolliani p. 294. Fortuitorum Jacobi Tollii.

Wo ist ein einziger, an welchem sich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; sind die krummen Füße des Letztern in keiner antiken Vorstellung desselben sichtbar: so meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit diesen krummen Füßen überhaupt eine Grille seyn dürfte. Sie gründen sich auf eine einzige Stelle des Pausanias, auf ein einziges Wort in dieser Stelle: und dieses Wort ist noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Denn *διεστραμμενος*, von *διαστραφειν*, heißt nicht sowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus seiner Richtung gebracht; nicht sowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus: und *ποδες διεστραμμενοι* sind also nicht nur eben sowohl durch queer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu übersetzen; sondern durch jenes sogar noch besser und eigentlicher zu übersetzen, als durch dieses.

Doch daß *διεστραμμενος* bloß so übersetzt werden könnte, würde noch wenig entscheiden. Der eigentlichere Sinn ist nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausschlag gebendem Gewicht ist also dieses: daß die *ποδες διεστραμμενοι*, so übersetzt wie ich sage, durch über einander geschlagen übersetzt, nicht allein, sowohl bey dem Tode als bey dem Schlafe, die schönste angemessenste Bedeutung haben, sondern auch häufig auf alten Denkmählern zu erblicken sind.

Ueber einander geschlagene Füße sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen gesunden Schlafe nimmt. Diese Lage haben die alten Künstler auch einstimmig jeder Person gegeben, die sie in einem solchen Schlafe zeigen wollen. So schläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; so schläft die Nymphe auf einem alten Monumente bey dem Boissard; so schläft, oder will eben entschlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides. Es würde sehr überflüssig seyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich igt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage schlief. — (Dem Herrn Klog unverwehrt, geschwind seine Kupferbücher durchzublätern, und

mir mehrere zu zeigen!) — Aber diese einzige Figur ist auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf. (*) Bis auf die schlafenden Thiere, beobachteten die alten Künstler die angegebene Lage. Die zwey antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den Königlichen Alterthümern zu Berlin, schlafen mit über einander geschlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf selbst, in dieser den Schlafenden so gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgestellt sieht. Ich verwies auf den Schlaf beyrn Maffei, (**), und ich hätte eben sowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweisen können. Zwey kleinerer, ehedem bey dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterschieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren, ist die Lage der über einander geschlagenen Füße, das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern, ruhen so auf ihren Urnen: und sogar an stehenden Personen ist ein Fuß über den andern geschlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erscheinen die Mercure und Faune so manchmal in diesem Stande; besonders, wenn wir sie in ihre Flöte, oder sonst ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle diese Wahrscheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widersprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichste ist noch der, der sich von einem Gelehrten herschreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Lessingische Erklärung des *διεστραμμενους τους ποδας*, sagt der Verfasser der critischen Wälder, (***) „scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich „eben so sagen: sie schliefen mit über einander geschlagenen „Süßen, d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin,

(*) Beyrn Maffei, (T. XCIV.) wo man sich über den Geschmack dieses Auslegers ärgern muß, der eine so unanständige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

(**) Tab. CLI.

(***) Erstes Wäldchen S. 83.

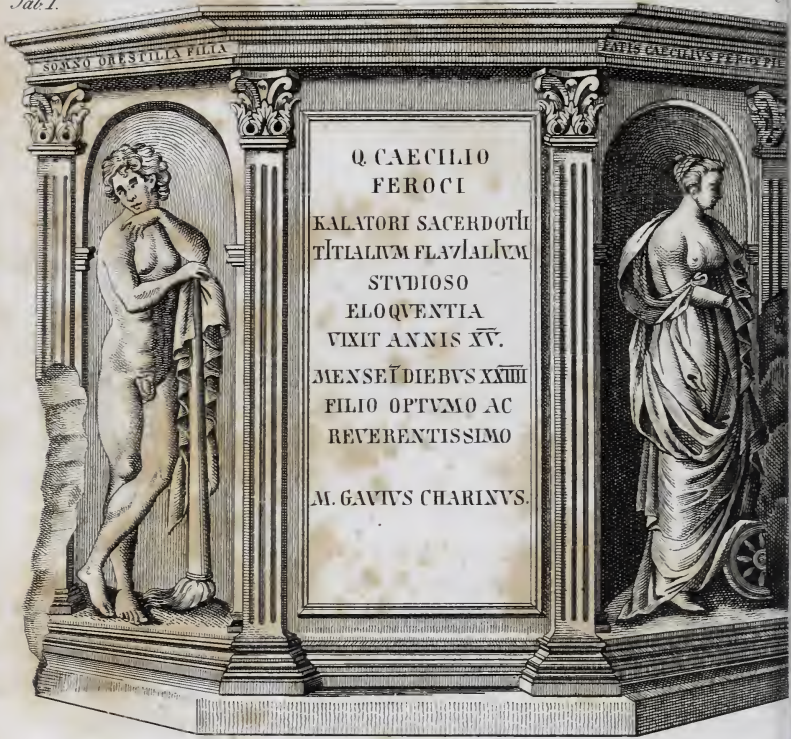
„um die Verwandtschaft des Schlafes und Todes anzuzeigen u. s. w.

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt *διστραμμενος* etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt ist, nothwendig krumm seyn? Wie könnte man denn einen mit übergeschlagenen Füßen auf Griechisch richtiger und besser nennen, als *διστραμμενον* (*κατα*) *τους ποδας*? oder *διστραμμενους τους ποδας*, mit unter verstandenem *εχοντα*? Ich wüßte im geringsten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Construction der Sprache wäre. Wenn Pausanias hätte krumm sagen wollen, warum sollte er nicht das so gewöhnliche *σκολιος* gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächst läßt sich freylich vielerley. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor sich hat, einer entgegen gesetzt zu werden, der so wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen gesetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verschränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern, kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieser Verschränkung auch zugegeben: würde sodann das *διστραμμενους*, welches sie ausdrücken sollte, nicht ebenfalls etwas ganz anders heißen, als krumm? Würde diese Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch seyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners also nicht eben der Schwierigkeit ausgesetzt seyn, der er meine ausgesetzt zu seyn meinet, ohne daß sie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieser nicht absprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde bey dem Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beygebracht, erwiesen ist, daß die alten Artisten den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet; wenn es erwiesen ist, daß sie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schläfe gegeben: so werden sie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geschlagenen Füßen vorzustellen, nicht unterlassen haben. Und wie, wenn eben dieses Bild bey dem Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich stehet es, den





einen Fuß über den andern geschlagen; und diese Besonderheit des Standes, glaube ich, kann eben sowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu bestätigen, als die anderwärts erwiesene Bedeutung derselben das Charakteristische dieses besondern Standes festzusetzen hinlänglich seyn dürfte.

Doch es versteht sich, daß ich so geschwind und dreist nicht schließen würde, wenn dieses das einzige alte Monument wäre, auf welchem sich die über einander geschlagenen Füße an dem Wilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher seyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künstler den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet haben, so haben sie ihn doch nur als liegend, und wirklich selbst schlafend so gebildet; von dieser Lage des Schlafes im Schlafe, ist also auf seinen stehenden Stand, oder gar auf den stehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu schließen, und es kann ein bloßer Zufall seyn, daß hier einmal der Tod so stehet, als man sonst den Schlaf schlafen sieht.“

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur bey dem Bellori zu sehen glaube, können dieser Einwendung vorbeugen. Ich eile also, deren so viele anzuführen, als zur Induction hinreichend sind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüssige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichsten in Abbildung beygefügt zu finden.

Zuerst also (*) erscheinet der schon angeführte Grabstein bey dem Boissard. Weil die ausdrücklichen Ueberschriften desselben nicht verstatten, uns in der Deutung seiner Figuren zu irren: so kann er gleichsam der Schlüssel zu allen übrigen Denkmählern heißen. Wie aber zeigt sich hier die Figur, welche mit Somno Orestilia Filia überschrieben ist? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick seitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, und den einen Fuß über den andern geschlagen. — Ich darf nicht unermindert lassen, daß von eben diesem Denkmahle sich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius, in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die ein-

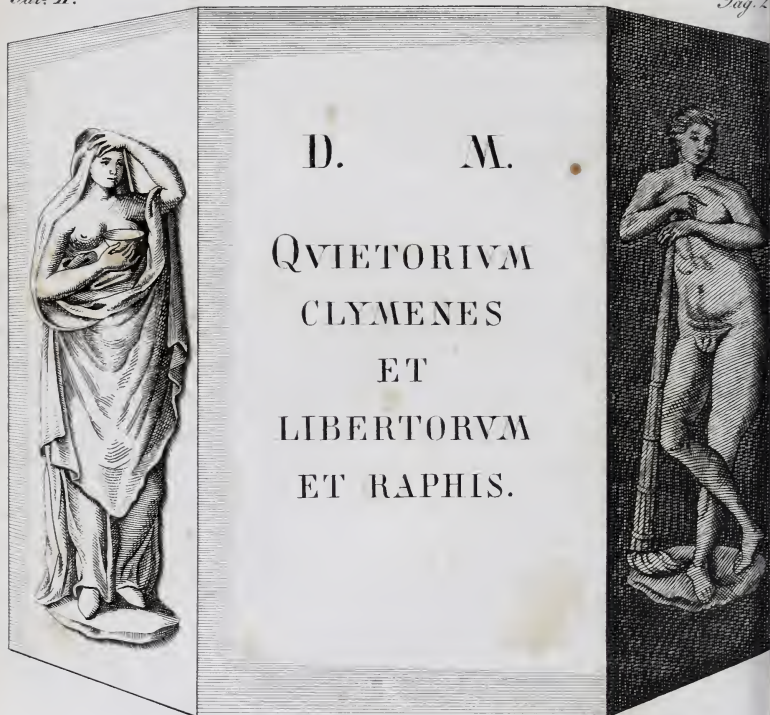
(*) E. die beygefügten Kupfer, Num. 1.

zelne Figur des Schlafes seinem Commentar über den Kallimachus einverleibet hat. (*) Daß es schlechterdings die nehmliche Figur des nehmlichen Denkmahls bey dem Boissard seyn soll, ist aus der nehmlichen Ueberschrift unstreitig. Aber um so viel mehr wird man sich wundern, an beiden so merkliche Verschiedenheiten zu erblicken. Die schlanke, ausgebildete Gestalt bey dem Boissard, ist bey dem Pighius ein fetter stämmiger Knabe; dieser hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geschweigen. Wie diese Abweichungen von Spanheimen nicht bemerkt werden können, ist begreiflich; Spanheim kannte das Denkmahl nur aus den Inschriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte sich nicht, daß die Zeichnung bereits bey dem Boissard vorkomme, und glaubte also etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er sie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger ist Grävius zu entschuldigen, welcher seiner Ausgabe der Gruterschen Inschriften die Zeichnung aus dem Boissard beyfügte, (***) und gleichwohl den Widerspruch, den diese Zeichnung mit der wörtlichen Beschreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieser ist die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita: und in jener erscheinet sie, gerade gegen über, so wie wir sie hier erblicken, ganz anders; nicht geflügelt, nicht eben von starken Haaren, nicht fett, nicht schlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine solche Mißhelligkeit ist anstößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bey dem Leser erwecken, besonders wann er sich noch dazu nicht einmal davor gewarnt findet. Sie beweiset indeß so viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmahle können genommen seyn: eine derselben muß nothwendig aus dem Gedächtnisse seyn gemacht worden. Ob dieses die Zeichnung des Pighius, oder die Zeichnung des Boissard sey, kann nur der entscheiden, welcher das Denkmahl selbst damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letz-

(*) Ad ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern.

(**) Pag. CCCIV.





tern, befand es sich zu Rom, in dem Pallaste des Cardinals Cesi. Dieser Pallast aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerstört. Verschiedene von den Alterthümern, welche Boissard daselbst sahe, mögen sich igt in dem Pallaste Farnese befinden; ich vermuthe dieses von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus. (*) Andere glaube ich in andern Cabinetten wieder gefunden zu haben: kurz, sie sind verstreuet, und es dürfte schwer halten, das Denkmahl, wovon die Rede ist, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden ist. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben so wenig für die Zeichnung des Boissard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß ist, daß der Schlaf Flügel haben kann: so ist es eben so gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die zweyte Kupfertafel zeigt das Grabmahl einer Clymene, ebenfalls aus dem Boissard entlehnt. (**) Die eine der Figuren darauf, hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß diese Aehnlichkeit, und der Ort, den sie einnimmt, uns im geringsten ihrentwegen ungewiß lassen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf seyn: und auch dieser Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, hat den einen Fuß über den andern geschlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls: und es wäre doch sonderbar, wenn sie Boissard hier zum zweytenmale vergessen hätte. Doch wie gesagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pausanias giebt dem Schläfe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umständlichen Beschreibungen dieses Gottes und seiner Wohnung, ihm deren bey. Brouckhuysen hat sich sehr versehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schläfe sogar zwey Paar Flügel, eines an

(*) *Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, & armato pectore. Topogr. Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geschichte der Kunst. S. 98.*

(**) Par. VI. p. 119.

dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte. (*) Denn obſchon Statius von ihm ſagt:

Ipsæ quoque & voluerem gressum & ventosa citavit

Tempora:

ſo iſt dieſes doch im geringſten nicht von natürlichen Flügeln, ſondern von dem geſtülgeten Petasus und von den Talaria zu verſtehen, welche die Dichter nicht bloß dem Merkur beylegen, ſondern auch häufig von andern Göttern brauchen laſſen, die ſie uns in beſonderer Eil zeigen wollen. Doch es iſt mir hier überhaupt nicht um die Flügel, ſondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, daß *διεσγαμμενον* derſelben in mehrern Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Kupfertafel ſiehet man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boiffard genommen iſt. (**)
Die Inſchrift dieſer Pila kömmt auch bey dem Gruter vor, (***)
wo die zwey Genii mit umgekehrten Fackeln zwey Cupidines heißen. Doch wir ſind mit dieſem Bilde des Schlafes nun ſchon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen ſollten. Und auch dieſer Schlaf ſtehet beidemale mit dem einen Fuße über den andern geſchlagen. Aber warum dieſe nehmliche Figur hier nochmals wiederholt? Nicht ſowohl wiederholt: als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides iſt der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es ſind die ähnlichen Zwilingsbrüder, Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir ſie hier ſehen, ſo und nicht anders werden ſie auf den von Winkelmannen erwähnten Monumenten, auf dem Grabſteine in dem Pallaste Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegio Clementino erſcheinen. — Man laſſe ſich die Bogen, die dieſen Geniis hier zu Füßen liegen, nicht irren: ſie können eben ſowohl zu den beiden ſchwebenden Geniis gehören, als zu

(*) Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et sic quidem poetæ plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus & in capite adſingit, L. 10. Theb. v. 131.

(**) Par. V. p. 115.

(***) Pag. DCCXII.



SER. VALERIVS
SEVERIANVS
FIDIO DVLCIS SIMO
B. M.
FEC. VIX. AN. XL.







FESTO AVG. L.
GEMETHLIANO
ANTONIA LAETA
CONTVBERNALI

diesen stehenden; und ich habe auf mehr Grabmählern einen losgespannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, sondern als ein von diesem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter seyn könne, weiß ich zwar nicht: aber doch sagt eine alte Grabschrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht, (*) daß er es gewesen,

Τοξά μιν ἀνδρασει ταν εὐτονον ἀγειν ὀικου·

und daraus zeigt sich wenigstens, daß er nicht nothwendig das Rüstzeug des Amors seyn muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wissen.

Ich füge die vierte Tafel hinzu, und auf dieser einen Grabstein, den Boissard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er sich ohne Zweifel auch noch finden wird. (**). Hinter einer verschlossenen Thüre stehet, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorstehend, und mit der Hand auf diese verschlossene Thüre zeigend. Die Vorstellung ist zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia, einfallen sollte, (***) aus welcher keine Erlösung zu hoffen: und wer könnten die Thürsteher dieses ewigen Kerkers besser seyn, als Schlaf und Tod? Bey der Stellung und Action, in der wir sie erblicken, braucht sie keine umgestürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen: nur den einen über den andern geschlagenen Fuß hat auch ihnen der Künstler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieser Stand seyn, wenn er nicht ausdrücklich charakteristisch seyn sollte?

Man glaube nicht, daß dieses die Beispiele alle sind, welche ich für mich anführen könnte. Selbst aus dem Boissard würde ich noch verschiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schläfe zugleich, den nehmlichen Stand der Füße beobachtet. (†) Eine ganze Erndte von Figuren, so wie die auf der ersten Tafel erscheinet oder erscheinen

(*) Sepulc. Car. XIV.

(**) Parte V. p. 22.

(***) Tollii Expof. Signi vet. p. 292.

(†) Als Par. III p. 69. und vielleicht auch Part. V. p. 23.

sollte, würde mir auch Maffei anbieten. (*) Doch wozu dieser Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmähler, das beyrn Bellori ungerechnet, sind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall seyn könne, was eines so nachdenklichen Sinnes fähig ist. Wenigstens wäre ein solcher Zufall der sonderbarste, der sich nur denken ließe! Welch ein Ungesehr, wenn nur von Ungesehr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewisse Dinge gerade so wären, als ich sage, daß sie nach meiner Auslegung einer gewissen Stelle seyn müßten: oder wenn nur von Ungesehr sich diese Stelle gerade so auslegen ließe, als wäre sie in wirklicher Rücksicht auf dergleichen Monumente geschrieben worden. Nein, das Ungesehr ist so übereinstimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, so sehr es auch nur meine Erklärung ist, so wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Ansehen zuwachsen kann, dennoch so vollkommen erwiesen ist, als nur immer etwas von dieser Art erwiesen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, diese und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus: (**)

Postque venit tacitus fulcis circumdatus alis

Somnus, & incerto somnia vara pede.

Es ist wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf seyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Ursache! Und doch ist auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die sich mir hier anträgt. Denn die eigentliche ist diese: daß das *Vara* überhaupt, sicherlich nicht vom Tibull ist; daß es nichts, als eine eigenmächtige Lesart des Brouckhuysen ist. Vor diesem Commentator, lasen alle Ausgaben entweder *nigra* oder *vana*. Das letzte ist das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuysen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzi-

(*) Museo Veron. Tab. CXXXIX.

(**) Lib. II. Eleg. 1. v. 89. 90.

gen Buchstaben, seinem Autor eine fremde Gedanke unterzuschieben, verleiten. Aber wenn schon die alten Dichter die Träume öfters auf schwachen, ungewissen Füßen einbergaukeln lassen; nehmlich die täuschenden, betriegerischen Träume: folgt denn daraus, daß sie diese schwachen ungewissen Füße sich auch als krumme Füße müssen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß schwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch schwache Füße seyn müssen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuschend und betriegerisch; sie glaubten eine Art sehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit diesen feinen Kindern, war ihnen eben sowohl *Futuri certus* als *pessimus auctor*. (*) Folglich konnten auch die krummen Füße, als das *Symbolum* der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schläfe, als dem allgemeinen Vater derselben, zukommen. Und doch, gestehe ich, würden alle diese Vernünfteleyen bey Seite zu setzen seyn, wenn *Brouckhuysen*, außer der mißverständenen Stelle des *Pausanias*, auch nur sonst eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was *varus* heißt, erklärt er mit zwanzig sehr überflüssigen Stellen: aber daß *varus* ein Beywort des Traumes sey, davon giebt er keine Beweisstelle, sondern will sie erst machen; und, wie gesagt, nicht sowohl aus dem einzigen *Pausanias*, als aus der falschen Uebersetzung des *Pausanias* machen. Denn fast lächerlich ist es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigstens einen *Genius* mit krummen Füßen in einer Stelle des *Persius* (***) zeigen will, wo *genius* weiter nichts heißt als *indoles*, und *varus* weiter nichts als von einander abstehend:

— — Geminos, horoscope, varo

Producis genio. —

Ueberhaupt würde diese Ausschweifung über das *διεγραμμενους* des *Pausanias*, hier viel zu weitläufig gerathen seyn, wann sie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn

(*) *Seneca Herc. Fur. v. 1070.*

(**) *Sat. VI. v. 18.*

num auch mit seinen und seines Bruders übergestellten Füßen seyn, wie es will; mag man sie doch für charakteristisch halten, oder nicht: so ist aus den angeführten Denkmählern doch so viel unstreitig, daß die alten Artisten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweisen wollte.

Ja, so sehr ich auch von dem Charakteristischen jener besondern Fußstellung selbst überzeugt bin: so will ich doch keinesweges behaupten, daß schlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne sie seyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall sehr wohl denken, in welchem eine solche Fußstellung mit der Bedeutung des Ganzen streiten würde; und ich glaube Beyspiele von diesem Falle anführen zu können. Wenn nehmlich der über den andern geschlagene Fuß, das Zeichen der Ruhe ist: so wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erst erfolgen soll, wird eben darum eine andere Stellung erfordern.

In so einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beyrn Stephanonius, oder Licetus, (*) zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aschenkrug hält, scheineth mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausschleudern zu wollen, und siehet dabey mit einem traurigen Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriechet. Die gespreizten Beine sollen ihn entweder im Fortschreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weise nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück schleudern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchst gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche sowohl der erste poetische Erklärer der Stephanonischen Steine, als auch der hieroglyphische Licetus von diesem Bilde gegeben haben. Sie gründeten sich sämmtlich auf die Voraussetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor seyn müsse: und so wie sie sich selbst unter einander aufreiben, so fallen sie alle zugleich mit einmal weg, sobald man auf den Grund jener Voraussetzung gehet.

(*) Schemate VII. p. 123. dem Anfange dieser Untersuchung vorgesetzt, S. 1. [213.]

Dieser Genius ist also weder Amor, der das Andenken des verstorbenen Freundes in treuem Herzen bewahret; noch Amor, der sich seiner Liebe entschlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann: sondern dieser Genius ist nichts als der Tod; und zwar der eben bevorstehende Tod, im Begriffe die Fackel auszuschlagen, auf die, verloschen, ihn wir anderwärts schon gestüzt finden.

Dieses Gestus der auszuschleidernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, so oft mir die sogenannten Brüder, Castor und Pollux, in der Villa Ludovisi vor Augen gekommen. (*) Daß es Castor und Pollux nicht sind, hat schon vielen Gelehrten eingeleuchtet: aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es sind zwey unbekleidete, sehr ähnliche Genii, beide in einer sanften melancholischen Stellung; der eine schläget seinen Arm um die Schulter des andern, und dieser hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er seinem Gespielen genommen zu haben scheint, ist er bereit, auf einem zwischen ihnen inne stehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeföhret, um sie mit Gewalt auszuschlagen; hinter ihnen stehet eine kleinere weibliche Figur, einer Isis nicht unähnlich. Del Torre sahe in diesen Figuren zwey Genii, welche der Isis opferten: aber Maffei wollte sie lieber für den Lucifer und Hesperus gehalten wissen. So gut die Gründe auch seyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beybringt: so unglücklich ist doch sein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweisen, daß die Alten den Lucifer und Hesperus als zwey besondere Wesen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwey Namen, so wie des nehmlichen Sternes, also auch der nehmlichen mythischen Person. (**). Es ist schlimm, wenn ein Mann, der die geheimsten Gedanken des Alterthums zu errathen sich getrauet, so allgemein bekannte Dinge nicht weiß! Aber um so viel nöthiger dürfte es seyn, auf eine neue Auslegung dieses trefflichen Kunstwerkes zu denken: und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorschlage, so will ich

(*) Beym Maffei Tab. CXXI.

(**) Hyginus Poet. Astr. Libr. II. cap. 42.

doch nichts, als sie dazu vorschlagen. Augenscheinlich ist es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde ist: und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden soll; was soll denn die andere auf dem Rücken? Daß Eine Figur beide Fackeln zugleich auslöscht, würde nach meinem Vorschlage sehr bedeutend seyn: denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben diesem Vorschlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen seyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte, eine Isis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen soll: so würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, diese

— ΣΕΥΝ ΠΕΥΕΤΕΙΟΑ — ἡ δὲ καὶ ἀνδρῶν,

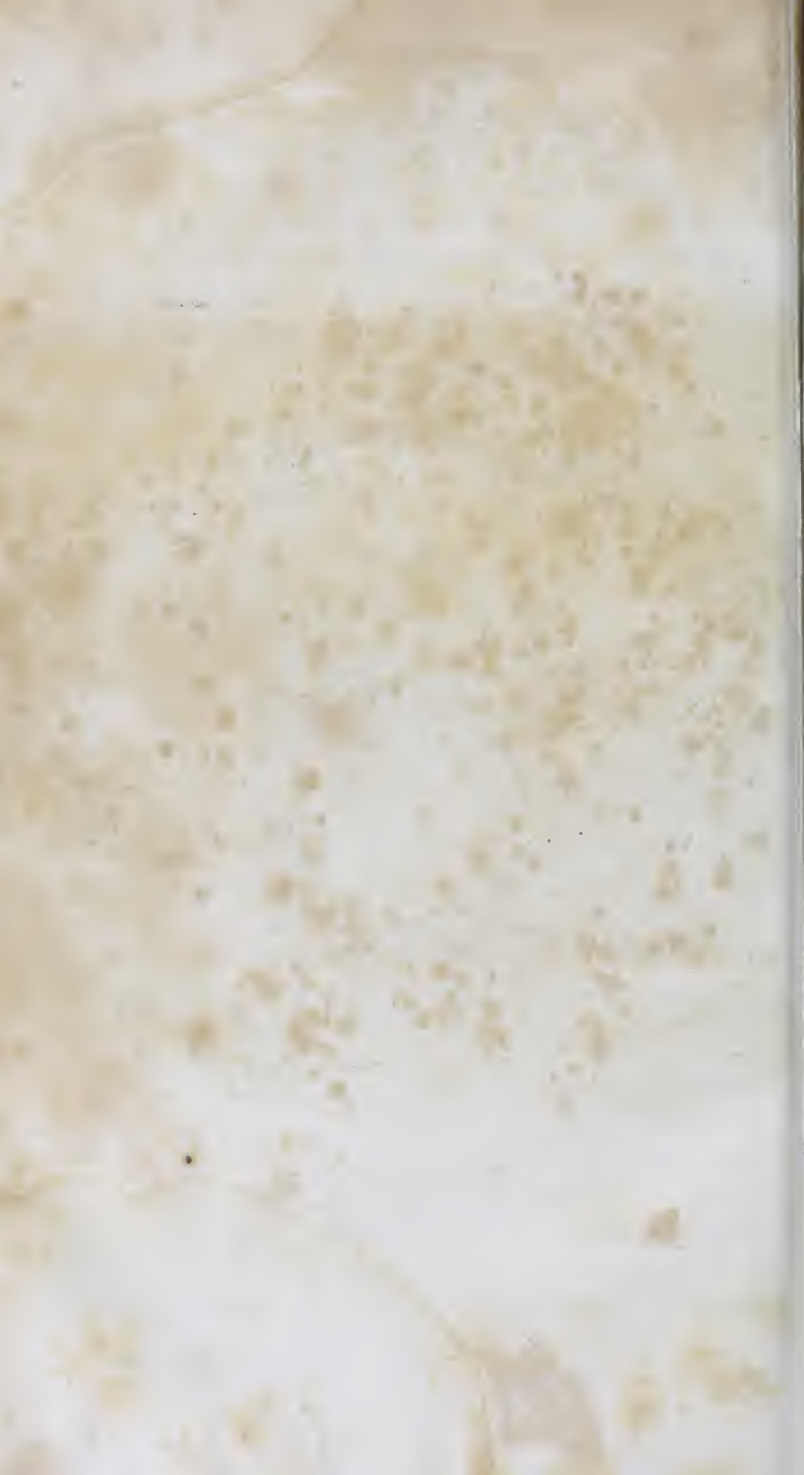
wie sie Drypheus nennet, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was sich sonst aus der Figur des Stephanonius, mit der beyrn Bellori verbunden, am zuverlässigsten ergibt, ist dieses, daß der Aschenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attributa sind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig schien, von seinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterschieden ward. Das besondere Abzeichen des Schlafes hingegen, war ohnstreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz besondere Vorstellung auf dem Grabsteine eines gewissen Amemptus, eines Freygelassenen ich weiß nicht welcher Kayserinn, oder kayserlichen Prinzessin, einiges Licht erhalten. Man sehe die fünfte Tafel. (*) Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer spielend, diese eine doppelte Tibia blasend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Queerpfeife bläset; unter dem aufgehobenen Vorderfuße des einen Centaur lieget ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann diese Allegorie sagen sollen? was kann sie hier sagen sollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klog, der seinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig seyn. Auch das sind meine Amors! würde er sagen; und der weise Künstler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändig-

(*) Boissardus Par. III. p. 144.





sten Geschöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelst der Musik, vorstellen wollen! — Ey nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künstler auch würdiger gewesen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; besonders, wie diese Herren die Liebe kennen! Indes wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künstler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bey hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem Amor so ähnlich sieht, als ein Tropfen Wasser dem andern, gerade nichts Lustigeres, als der Schlaf und der Tod seyn sollte.

Sie sind uns beide, in der Gestalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchstäblichen Namen seyn würden. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeschirre seyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die schlechtesten Säuser sind; daher sie auch auf verschiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erscheinen, oder gar seinen Wagen ziehen. (*) Aber was brauchten sie in dieser Eigenschaft, noch erst durch Attributa bezeichnet zu werden? und ist es nicht, auch für den Ort, weit schicklicher, diesen Krug, und dieses Horn für die Attributa des Schlafes und des Todes zu erklären, die sie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne, als das Attribut des Todes nenne, so will ich nicht bloß den eigentlichen Aschenkrug, das Ofluarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß sonst hies, in welchem die Ueberreste der verbrannten Körper aufbewahrt wurden, darunter verstanden wissen. Ich begreife darunter auch die *Αρχυδοις*, die Flaschen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde bestattet wurden, beyzusetzen pflegte, ohne mich darüber einzulassen, was in diesen Flaschen enthalten gewesen. Sonder einer solchen Flasche blieb bey den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben so wenig, als sonder Kranz; welches unter andern verschiedene Stellen des Aristophanes sehr

(*) Gemme antiche colle spofizioni di P. A. Maffei, Parte III. p. 58.

deutlich besagen, (*) so daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, ist noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieses Hornes: aus vollem Horne schüttet er seinen Segen über die Augenlieder der Matten,

— — — Illos post vulnera felloso

Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni

Somnus; —

mit geleertem Horne folget er der weichenden Nacht nach, in seine Grotte,

Et Nox, & cornu fugiebat Somnus inani.

Und so wie ihn die Dichter sahen, bildeten ihn auch die Künstler. (**). Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausschweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder diese noch jene. (***)

Zugegeben also, daß es der Schlaf und der Tod seyn könnten, die hier auf den Centauren sitzen: was wäre nun der Sinn der Vorstellung zusammen? — Doch wenn ich glücklicher

(*) Besonders in den Ekklesiasten, wo Mepyrus mit seiner Proxagera schildert, daß sie des Nachts heimlich aufgestanden und mit seinen Kleidern ausgegangen sey: (Z. 533=34.)

Ἰχθου καταλιποῦσ' ὥσπερ εἰ προκειμενον,

Μονον οὐ σφραγισσασ', οὐδ' ἐπιδεισα ληκυθον.

Der Scholiast setzt hinzu: Εἰωδασι γὰρ ἐπι νεκρων τουτο ποιειν. Man vergleiche in dem nehmlichen Stücke die Seiten 1022=27, wo man die griechischen Gebräuche der Leichenbestattung beysammen findet. Daß dergleichen den Todten beyzusetzende Flaschen, ληκυθοι, bemahlet wurden, und daß es eben nicht die größten Meister waren, die sich damit abgaben, erhellet eben daselbst, aus Z. 987. 88. Danaquill Faber scheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemahlte Flaschen gewesen, die man den Todten beyzusetzt, sondern daß man nur um sie her dergleichen Flaschen gemahlt; denn er merkt bey der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünschte, er hätte uns dieses aliunde nachweisen wollen.

(**) Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu uovimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

(***) Denkbilder der alten Völker. S. 193. deut. Uebers.

Weise einen Theil errathen hätte: muß ich darum, auch das Ganze zu erklären wissen? Vielleicht zwar, daß so tiefe Geheimnisse nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünstler war, der sich vornehmlich auf die Instrumente verstand, die wir hier in den Händen dieser unterirdischen Wesen erblicken; denn auch die Centaure hatten bey den spätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmale eines Künstlers die Werkzeuge seiner Kunst anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein sehr feines Lob geschehen wäre.

Ich kann indeß, von diesem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtsam ausdrücken. Denn ich sehe mich wiederum, wegen der Treue des Boissard, in Verlegenheit. Von dem Boissard ist die Zeichnung; aber vor ihm hatte schon Smetius die Aufschrift, und zwar mit einer Zeile mehr, (*) bekannt gemacht, und eine wörtliche Beschreibung der darum befindlichen Bilder beygefügt. *Inferius*, sagt Smetius von den Hauptfiguren, *Centauri duo sunt, alter mas, lyncea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicæ modernæ simili, canens insidet: alter foemina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius foemineus alis papilionum, manibus nescio quid concutiens, insidet. Inter utrumque cantharus & cornu Bacchicum projecta jacent.* Alles trift ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieser soll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geschlechts seyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zusammenschlagen. Nach dem Boissard aber hat er keine andere Flügel, als sein Gespiel; und anstatt der Cymbeln, oder des *Crotalum* vielleicht, bläset er auf eben dem Instrumente, auf dem jener. — Es ist traurig, solche Widersprüche oft zu bemerken. Sie müssen einem Manne, der nicht gern auf Treibsand bauet, das antiquarische Studium von Zeit zu Zeit sehr zuwider machen.

(*) Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmahl geseket,

LALVS. ET. CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Infer. p. DCVI. Edit. Græv.

Zwar würde ich auch sodann, wenn Smetius richtiger gesehen hätte, als Boissard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn sodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Psyche seyn; und wenn Psyche das Bild der Seele ist: so wäre anstatt des Todes, hier die Seele des Todten zu sehen. Auch dieser könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf sepulcralischen Monumenten, und besonders in einer Gesellschaft zu finden, in der man ihn schwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nehmlich, erscheinet nicht selten ein Knabe, oder Genius, mit einem Füllhorne: und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, diese Figur näher zu bestimmen. Sie ist z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, ist in der Sammlung des Königs von Frankreich, dessen Erklärung Casaubonus zuerst gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern (*) zwar bemerkt worden: aber kein einziger hat mehr davon zu sagen gewußt, als der Augenschein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne ist ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwiesen, der Schlaf ist ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes ist ein Horn: und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünschen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artisten auch gewöhnlich gewesen, zeigen die Gemählde vom Schlafe, mit welchen Statius den Pallast des Schlafes auszieret: (**)

Mille intus simulacra dei cælaverat ardens

Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.

Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,

Est ubi Martigenae socium pulvinar Amori

(*) S. Lipperts Daft. I. 366.

(**) Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht so eckel seyn, und diese Zeilen darum zu commentiren unterlassen sollen, weil sie in einigen der besten Handschriften fehlen. Er hat seine Gelehrsamkeit an schlechtere Verse verschwendet.

Oblinet. Interius tectum in penetralibus allis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, wenn einer alten Inschrift zu trauen, oder vielmehr, wenn diese Inschrift alt genug ist: so wurden sogar Bacchus und der Schlaf, als die zwey größten und süßesten Erhalter des menschlichen Lebens, gemeinschaftlich angebetet. (*)

Es ist hier nicht der Ort, diese Spur schärfer zu verfolgen. Eben so wenig ist es igt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehrern Beweisen umher zu schweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald bey-sammen, bald ohne, bald mit gewissen Abzeichen, gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger sonst aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was sie erhärten sollen: und ich kann ohne Bedenken zu dem zweyten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegensazes enthält.

II. Ich sage: die alten Artisten, wenn sie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anders, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweise also, 1) daß sie nicht den Tod damit meinten: und zeige 2) was sie sonst damit meinten.

1) Daß sie Skelete gebildet, ist mir nie eingekommen, zu leugnen. Nach den Worten des Hrn. Klog müßte ich es zwar geleugnet haben, und aus dem Grunde geleugnet haben, weil sie überhaupt, häßliche und eckle Gegenstände zu bilden, sich enthalten. Denn er sagt, ich würde die Beyspiele davon auf geschnittenen Steinen, ohne Zweifel, in die Bildersprache verweisen wollen, die sie von jenen höhern Gesetze der Schönheit losgesprochen. Wenn ich das nöthig hätte, zu thun, dürfte ich nur hinzusetzen, daß die Figuren auf Grabsteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bildersprache gehörten: und sodann würden von allen seinen angeführten Exempeln nur die zwey metallenen Bilder in dem Kircherschen Museo, und in der Gallerie zu Florenz, wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunstwerke, so wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

(*) Corp. Inscript. p. LXVII. 8.

Doch wozu diese Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur schlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends gesagt, daß die alten Artisten keine Skelete gebildet: ich habe blos gesagt, daß sie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es ist wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich setzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten.“ Diesen Zusatz verhält Hr. Kley seinen Lesern, und doch kommt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu leugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die gewesen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorstellen soll, so ist es nicht antik; und wenn es antik ist, so stellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich schon damals mehr Skelete auf alten Werken: und igt kenne ich sogar verschiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahlerische Unfleiß des Herrn Kley anzuführen vermögend gewesen.

Denn in der That stehen die, die er anführt, bis auf eines, schon alle bey dem Winkelmann; (*) und daß er diesen, auch hier, nur ausgeschrieben, ist aus einem Fehler sichtbar, welchen sie beide machen. Winkelmann schreibt: „Ich merke hier an, daß nur auf zwey alten Denkmahlen und Urnen von Marmor, zu Rom, Todtengerippe stehen, die eine ist in der Villa Medicis, die andere in dem Museo des Collegii Romani; ein anderes mit einem Gerippe findet sich bey dem Spon, und ist nicht mehr zu Rom befindlich.“ Wegen des ersten dieser Gerippe, welches noch in der Villa Medicis stehe, beruft er sich auf Spons Rech. d'Antiq. p. 93: und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden sey, auf eben desselben Gelehrten Miscel. ant. p. 7. Allein dieses und jenes bey dem Spon, sind nur eines und das nehmliche; und wenn das, welches Spon in seinen Recherches anführt, noch in der Villa Medicis stehet, so ist das in seinen Miscellaneis gewiß auch noch in Rom, und in der nehmlichen Villa auf dem nehmlichen Plage zu sehen. Spon

(*) Allegorie S. 81.

zwar, welches ich zugleich erinnern will, sahe es nicht in der Villa Medicis, sondern in der Villa Madama. So wenig also Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte; eben so wenig kann es Hr. Klog gethan haben: denn sonst würde er mich nicht, zum Ueberflusse, wie er sagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in seinem Versuche über die Allegorie anführt, verweisen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmahl beyrn Spon in Rechnung bringen. Eines, wie gesagt, ist hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehn.

Damit er jedoch über diesen Abzug nicht verdrüsslich werde: so stehen ihm sogleich, für das Eine abgestrittene Gerippe, ein Halbduzend andere zu Dienste. Es ist Wildbret, das ich eigentlich nicht selbst hege, das nur von umgekehrt in meine Gehege übergetreten ist, und mit dem ich daher sehr freygebig bin. Vors erste ganzer drey beyammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz, beyrn Gori, (*) vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieser Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweisen. (**). Das fünfte trifft er, wenn mich meine Kundschaft nicht trügt, beyrn Fabretti: (***) und das sechste auf dem andern der zwey Stoschischen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippertschen Abdrücken beybringt. (†)

Welch elendes Studium ist das Studium des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankömmt! wenn der der Gelehrteste darinn ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieses Studium. Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den

(*) Inscript. antiq. quæ in Etruriæ Urbibus exstant Par. I. p. 455.

(**) Ibid. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, binæ corollæ, fœmina coram mensa tripode in lectisternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, præeunte Mercurio petasato & caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

(***) Inscript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern Orte angeführt.

(†) Descript. des Pierres gr. p. 517. n. 241.

Geist des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt, „so war das! weis dieser schon, ob es so seyn können.

Man lasse jenen noch siebzig und sieben solcher Kunstgerippe aus seinem Schutte zusammen klauben, um zu beweisen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieser wird über den kurzichtigen Fleiß die Achsel zucken, und was er sagte, ehe er diese Siebensachen alle kannte, noch sagen: entweder sie sind so alt nicht, als man sie glaubt, oder sie sind das nicht, wofür man sie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, es sey als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bey Seite gesetzt: was für Grund hat man, zu sagen, daß diese Skelete den Tod vorstellen?

Weil wir Neuern den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neuern bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanst: war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn sich ein Basrelief von der Geburth des Herkules fände, und wir sähen eine Frau mit kreuzweis eingeschlagenen Fingern, *digitis pectinatim inter se implexis*, vor der Thüre sitzen: wollten wir wohl sagen, diese Frau bete zur Juno Lucina, damit sie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja so? — Dieser Grund ist so elend, daß man sich schämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neuern den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Sense, oder so was, in die Hand, und diese Sense macht erst das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben sollen, daß die alten Skelete den Tod vorstellen: so müssen wir entweder durch die Vorstellung selbst, oder durch ausdrückliche Zeugnisse alter Schriftsteller davon überzeugt werden können. Aber da ist weder dieses, noch jenes. Selbst nicht das geringste indirecte Zeugniß, läßt sich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugnisse, die Anspielungen und Gemählde der Dichter. Wo ist der geringste Zug bey irgend einem römischen oder griechischen Dichter, welcher nur argwohnen lassen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgestellt gefunden, oder sich selbst gedacht hätte?

Die Gemählde des Todes sind bey den Dichtern häufig, und nicht selten sehr schrecklich. Es ist der blasse, bleiche, fahle Tod; (*) er streifet auf schwarzen Flügeln umher; (**) er führet ein Schwerdt; (***) er flitschet hungrige Zähne; (****) er reißet einen gierigen Rachen auf; (†) er hat butige Nägel, mit welchen er seine bestimmten Opfer zeichnet; (††) seine Gestalt ist so groß und ungeheuer, daß er ein ganzes Schlachtfeld überschattet, (†††) mit ganzen Städten davon eilet. (††††) Aber wo ist da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerspielen des Euripides wird er sogar als eine handelnde Person mit aufgeführt, und er ist auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da ist er weit entfernt, als ein Gerippe zu erscheinen; ob man schon weiß, daß die alte Skevopöie sich kein Bedenken machte, ihre Zuschauer noch mit weit gräßlichern Gestalten zu schrecken. Es findet sich keine Spur, daß er durch mehr als sein schwarzes Gewand, * und durch den Stahl bezeichnet gewesen, womit er dem Sterbenden das Haar abschneidet, und ihn so den unterirdischen Göttern weiht; ** Flügel hatte er nur vielleicht. ***

Prallet indeß von diesem Wurfe nicht auch etwas auf mich selbst zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemählde der Dichter nichts von einem Gerippe zu sehen: muß ich nicht

(*) Pallida, lurida Mors.

(**) Atris circumvolat alis. Horat. Sat. II. 1. v. 58.

(***) Fila fororum ense metit. Statius Theb. I. v. 633.

(****) Mors avidis pallida dentibus. Seneca Her. Fur.

(†) Avidos oris hiatus pandit. Idem Oedipo.

(††) Præcipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. VIII. v. 380.

(†††) Fruitur cælo, bellatoremque volando campum operit. Idem ibid. v. 378.

(††††) Captam tenens fert Manibus urbem. Idem Th. I. v. 633.

* Alcest. v. 843. wo ihn Herkules *Ανακτα του μελαμπεπλον νεκρων* nennet.

** Eben dasselbst, Z. 76. 77., wo er von sich selbst sagt:

Ιερος γαρ ούτος των κατα χθονος θεων,

Οτου τοδ' εγγος κρατος αγνισει τριχα.

*** Wenn anders das *περωτος εδασ* in der 261sten Zeile von ihm zu verstehen ist.

hinwieder einräumen, daß sie dem ohngeachtet viel zu schrecklich sind, als daß sie mit jenem Bilde des Todes bestehen könnten, welches ich den alten Artisten zugerechnet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetischen Gemälden sich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemälde der Kunst gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was sich in jenen Gemälden findet?

Ich antworte: Nein; dieser Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetischen Gemälde sind von unendlich weiterm Umfange, als die Gemälde der Kunst: besonders kann die Kunst, bey Personifirung eines abstrakten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken; auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen seyn würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges, würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personifirten abstrakten Begriff in die Classe handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermaassen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunst also uns den personifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß sie, durch was kann sie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was ist dieses sonst, als der Zustand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten sie ausdrücken wollte, die in einem einzeln Falle die Idee dieser Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, desto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; Falls sie nicht ihre Zuflucht zu einem beygesetzten Worte, oder zu sonst einem conventionalen Zeichen, welches nicht besser als ein Wort ist, nehmen, und sonach, bildende Kunst zu seyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits selbst die abstrakten Begriffe zu selbständigen Wesen erhoben; und das nehmliche Wort hört nie auf, die nehmliche Idee zu erwecken,

so viel mit ihm streitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch so schmerzlich, noch so fürchterlich und grausam schildern, wir vergessen darum doch nicht, daß es nur der Tod ist, und daß ihm eine so gräßliche Gestalt nicht vor sich, sondern bloß unter dergleichen Umständen zukömmt.

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben igt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben: kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zustand des Todes selbst, mit einem und eben demselben Worte benennet. Ich weiß, daß diese Armuth oft eine Quelle des Pathetischen werden kann, und der Dichter daher seine Rechnung bey ihr findet: aber dennoch verdienet diejenige Sprache ohnstreitig den Vorzug, die ein Pathetisches, das sich auf die Verwirrung so verschiedener Dinge gründet, verschmähet, indem sie dieser Verwirrung selbst durch verschiedene Benennungen vorbeuet. Eine solche Sprache scheinet die ältere Griechische, die Sprache des Homer, gewesen zu seyn. Ein anders ist dem Homer $\kappa\eta\sigma$, ein anders $\theta\alpha\nu\alpha\tau\omicron\varsigma$: denn er würde $\theta\alpha\nu\alpha\tau\omicron\nu$ καὶ $\kappa\eta\sigma\alpha$ nicht so unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben dasselbe bedeuten sollten. Unter $\kappa\eta\sigma$ versteht er die Nothwendigkeit zu sterben, die öfters traurig werden kann; einen frühzeitigen, gewaltsamen, schmählichen, ungelegenen Tod: unter $\theta\alpha\nu\alpha\tau\omicron\varsigma$ aber den natürlichen Tod, vor dem keine $\kappa\eta\sigma$ vorhergeht; oder den Zustand des Todtseyns, ohne alle Rücksicht auf die vorhergegangene $\kappa\eta\sigma$. Auch die Römer machten einen Unterschied zwischen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinny,

Et Bellona minax, facibusque armata Megæra,

Lethumque, Insidiæque, & lurida Mortis imago:

sagt Petron. Spence meint, er sey schwer zu begreifen, dieser

Unterschied: vielleicht aber hätten sie unter Lethum den allgemeinen Saamen, oder die Quelle der Sterblichkeit verstanden, dem sie sonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewiesen; unter Mors aber, die unmittelbare Ursache einer jeden besondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unserer Erde. (*) Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens, und Mors den Tod überhaupt, ursprünglich bedeuten sollen; denn Statius sagt: (**)

Mille modis lethi miseris Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens sind unendliche: aber es ist nur Ein Tod. Folglich würde Lethum dem Griechischen Κηρ, und Mors dem Θανατος eigentlich entsprochen haben: unbeschadet, daß in der einen Sprache sowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechselt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes streitig zu machen versteht. Ein solcher könnte sagen: „Ich lasse mir den Unterschied zwischen Κηρ und Θανατος gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache selbst, einen schrecklichen Tod und einen nicht schrecklichen unterschieden haben: warum könnte nicht auch die Kunst ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder schreckliche Bild mag der Genius, der sich auf die umgekehrte Fackel stützet, mit seinen übrigen Attributen, gewesen seyn: aber sonach war dieser Genius nur Θανατος. Wie steht es mit dem Bilde der Κηρ? Wenn dieses schrecklich seyn müssen: so ist dieses vielleicht ein Gerippe gewesen, und es bleibe uns noch immer vergönnt, zu sagen, daß die Alten den Tod, nehmlich den gewaltsamen Tod, für den

(*) Polymetis, p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes, (for they had several of them) the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

(**) Thebaid. IX. v. 280.

es unserer Sprache an einem besondern Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben.“

Und allerdings ist es wahr, daß auch die alten Künstler die Abstraktion des Todes von den Schrecknissen, die vor ihm hergehen, angenommen, und diese unter dem besondern Bilde der Κηρ vorgestellt haben. Aber wie hätten sie zu dieser Vorstellung etwas wählen können, was erst spät auf den Tod folgt? Das Gerippe wäre so unschicklich dazu gewesen, als möglich. Wen dieser Schluß nicht befriediget, der sehe das Factum! Pausanias hat uns, zum Glück, die Gestalt aufbehalten, unter welcher die Κηρ vorgestellt wurde. Sie erschien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reißenden Thiere. So stand sie auf eben der Kiste des Cypselus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruheten, hinter dem Polynices, indem ihn sein Bruder Oeolus anfällt: Του Πολυνεικους δε οπισθεν εσηκεν οδοντας τε εχουσα ουδεν ημερωτερουσ θηριου, και οι και των χειρων εισιν επικαμπεισ οι ονυχες· επιγραμματα δε επ αυτη ειναι φασι Κηρα. (*) Vor dem εσηκεν scheint ein Substantivum in dem Texte zu fehlen: aber es wäre eine bloße Chicanerie, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anders als Τυνη seyn könne. Wenigstens kann es Σκελετος doch nicht seyn, und das ist mir genug.

Schon ehemals hatte Hr. Klog dieses Bild der Κηρ, gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bey den Alten, brauchen wollen: (***) und nun weiß er, was ich ihm hätte antworten können. Κηρ ist nicht der Tod; und es ist bloße Armut derjenigen Sprache, die es durch eine Umschreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß: ein so verschiedener Begriff sollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und

(*) Libr. V. cap. 19. p. 425. Edit. Kuh.

(**) Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 288. Consideremus quasdam figuras arcae Cypseli in templo Olympico insculptas. Inter eas apparet γυνη οδοντας κ.τ.λ. — Verbum Κηρα recte explicat Kuhniius mortem fatalem, eoque loco refutari posse videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui sententiae etiam alia monumenta adversari videntur.

doch hätte Hr. Klog auch den Kuhnus nicht loben sollen, daß er Κηρ durch Mors fatalis übersezt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, gewesen seyn: denn beyrn Svidas wird Κηρ durch ΣΑΥΑΤΗΦΟΡΟΣ ΜΟΙΩΑ, nicht durch ΘΑΥΑΤΟΣ ΠΕΠΩΜΕΝΟΣ erklärt.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern; an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine eckle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechseln. Wenn sie, diesem Euphemismus zu Folge, nicht gern geradezu sagten, „er ist gestorben,“ sondern lieber, „er hat gelebt, er ist gewesen, er ist zu den Mehrern abgegangen,“ (*) und dergleichen; wenn eine der Ursachen dieser Zärtlichkeit, die so viel als mögliche Vermeidung alles Dminösen war: so ist kein Zweifel, daß auch die Künstler ihre Sprache zu diesem gelindern Tone werden herabgestimmt haben. Auch sie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgestellt haben, bey welchem einem jeden unvermeidlich alle die eckeln Begriffe von Moder und Verwesung einschießen; nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes: denn auch in ihren Compositionen hätte der unvermuthete Anblick eines solchen Bildes eben so ominös werden können, als die unvermuthete Bernehmung des eigentlichen Wortes. Auch sie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen soll, durch einen annuthigen Umweg führet: und welches Bild könnte hierzu dienlicher seyn, als dasjenige, dessen symbolischen Ausdruck die Sprache selbst sich für die Benennung des Todes so gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

— — Nullique ea tristis imago!

Doch so wie der Euphemismus die Wörter, die er mit sauf-tern vertauscht, darum nicht aus der Sprache verbannt, nicht schlechterdings aus allem Gebrauche setzt; so wie er vielmehr eben diese widrigen, und ist daher vermiedenen Wörter, bey einer noch gräulichern Gelegenheit, als die minder beleidigenden, versucht; so wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig gestorben ist, sagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den

(*) Gattakerus de novi Instrumenti stylo cap. XIX.

schrecklichsten Martern ermordet worden, sagen würde, daß er gestorben sey: eben so wird auch die Kunst diejenigen Bilder, durch welche sie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebieth verweisen, sondern sie vielmehr auf Fälle versparen, in welchen sie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren sind.

Also: 2) da es erwiesen ist, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da sich gleichwohl auf alten Denkmählern Gerippe zeigen: was sollen sie denn seyn, diese Gerippe?

Ohne Umschweif; diese Gerippe sind Larvæ: und das nicht sowohl in so fern, als Larva selbst nichts anders als ein Gerippe heißt, sondern in so fern, als unter Larvæ eine Art abgeschiedener Seelen verstanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war diese. Nach den Göttern glaubten sie ein unendliches Geschlecht erschaffener Geister, die sie Dæmones nannten. Zu diesen Dæmonen rechneten sie auch die abgeschiedenen Seelen der Menschen, die sie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweysache Art seyn konnte. Abgeschiedene Seelen guter, abgeschiedene Seelen böser Menschen. Die guten wurden ruhige, selige Hausgötter ihrer Nachkommenschaft; und hießen Lares. Die bösen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unstät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den ruchlosen ein verderbliches Schrecken; und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeschiedene Seele der ersten oder zweyten Art sey, galt das Wort Manes. (*)

(*) Apuleius de Deo Socratis. (p. 110. Edit. Bas. per Hen. Petri) Est & secundo signatu species dæmonum, animus humanus exutus & liber, stipendiis vitæ corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posteriorum suorum curam fortitus, pacato & quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitæ merita, nullis bonis sedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, cæterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quæ cuique fortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, & honoris gratia Dei vocabulum additum est.

Und solche Larvae, sage ich, solche abgeschiedene Seelen böser Menschen, wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß diese Anmerkung von Seiten der Kunst neu ist, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmähler noch gebraucht worden. Man wird sie also bewiesen zu sehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug seyn, wenn ich mich desfalls auf eine Glosse des *Henr. Stephanus* berufte, nach welcher in einem alten Epigramm *οἱ Σκελετοὶ* durch *Manes* zu erklären sind. Aber was diese Glosse nur etwa dürfte vermuthen lassen, werden folgende Worte auffer Zweifel setzen. *Nemo tam puer est, sagt Seneca (*)*, *ut Cerberum timeat, & tenebras, & Larvarum habitum nudis ossibus cohærentium.* Oder, wie es unser alter ehrlicher, und wirklich deutscher *Michael Herr* übersetzt: *Es ist niemants so kindisch, der den Cerberus fürcht, die Finsterniß und die todten Gespenst, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen. (**)* Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet, deutlicher bezeichnen, als durch das *nudis ossibus cohærens*? Wie könnte man es geraderzu bekräftiget wünschen, daß die Alten ihre spukenden Geister als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt gewesen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlicheren Aufschluß für mißverstandene Vorstellungen gewähret, so ist es ohnstrittig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmahle könnte freylich der Tod seyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwiesen wäre, daß er so nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere solche Gerippe erscheinen? Darf man sagen, so wie der Dichter mehrere Tode kenne, *Stant Furiae circum, variaequae ex ordine Mortes:*

so müsse es auch dem Künstler vergönnt seyn, verschiedene Arten des Todes jede in einen besondern Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine solche Composition verschiedener Ge-

(*) Epist. XXIV.

(**) Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philosophi *Seneca*. Strasburg 1536. in Folio. Ein späterer Uebersetzer des *Seneca*, *Conrad Zuchs*, (Frankf. 1620.) giebt die Worte, *& Larvarum habitum nudis ossibus cohærentium*, durch „und der Todten geheimichte Company.“ Sein zierlich und toll!

rippe, keinen gesunden Sinn giebt? Ich habe oben (*) eines Steines, bey dem Gori, gedacht, auf welchem drey Gerippe zu sehen: das eine fähret auf einer Biga, mit grimmigen Thieren bespannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und drohet ein drittes, das vorstehet, gleichfalls zu überfahren. Gori nennet diese Vorstellung, den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glücke ist dieser Stein von schlechter Arbeit, und mit einer griechischscheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verstand macht. Gori erklärt ihn also für das Werk eines Gnostikers; und es ist von je her erlaubt gewesen, auf Rechnung dieser Leute so viel Ungereimtheiten zu sagen, als man nur immer, nicht zu erweisen, Lust hat. Anstatt den Tod über sich selbst, oder über ein Paar neidische Mitbewerber um seine Herrschaft, da triumphiren zu sehen; sehe ich nichts als abgeschiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beschäftigung nachhängen, die ihnen hier so angenehm gewesen. Daß dieses erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bey den Alten; und Virgil hat unter den Beyspielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennspielen nicht vergessen: (**)

— — — quae gloria currûm

Armorûmque fuit vivis, quae cura nitentes

Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmählern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genii, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er diesen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichsam nur die Carrikatur heißen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, sind auf dem Marmor Genii.

Wenn denn aber die Alten sich die Larven, d. i. die abgeschiedenen Seelen böser Menschen, nicht anders als Gerippe dachten: so war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunst war, den Namen

(*) S. 243.

(**) Aeneid. VI. v. 653.

Larva bekam. Larva hieß also auch dasjenige Gerippe, welches bey feyerlichen Gastmahlen mit auf der Tafel erschien, um zu einem desto eifertigern Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem solchen Gerippe, ist bekannt: (*) aber der Schluß wäre sehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil sich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabey sagte, unterscheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieser fortschleppen! in dieser Gestalt wird der Tod uns abfordern! Sondern: das müssen wir alle werden; solche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefodert hat. —

Und so glaube ich auf alle Weise erwiesen zu haben, was ich zu erweisen versprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich, nicht bloß gegen Herr Klogen, mir diese Mühe genommen. Nur Hr. Klogen zurechte weisen, dürfte den meisten Lesern eine eben so leichte, als unnütze Beschäftigung scheinen. Ein anders ist es, wenn er mit der ganzen Heerde irret. Sodann ist es nicht das hinterste nachbläckende Schaaf, sondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung setzt.

Prüfung.

Ich werfe also einen Blick auf bessere Gelehrte, die, wie gesagt, an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Klog mehr oder weniger Theil nehmen; und fange bey dem Manne an, der Hr. Klogen alles in allem ist: bey seinem verewigten

(*) Potantibus ergo, & accuratissimas nobis lauticias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebræque laxatæ in omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, & catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalcio adjecit:

Heu, heu nos miseros, quam totus homuncio nil est!

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Ergo vivamus, dum licet esse bene.

Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für schöne Seelen, die jeden, mit dem sie, in einer Entfernung von hundert Meilen, ein Paar Complimente gewechselt, stracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben so leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemälden, welche der Graf Caylus den Künstlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schläfe übergiebt. (*) „Es ist nur verdrüsslich, sagt der Graf, „daß Homer sich nicht auf die Attributa eingelassen, die man zu seiner Zeit dem Schläfe ertheilte. Wir kennen, diesen Gott zu bezeichnen, nur seine Handlung selbst, und krönen ihn mit Mahn. Diese Ideen sind neu, und die erste, welche überhaupt von geringem Nutzen ist, kann in dem gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem mir selbst die Blumen ganz unschicklich vorkommen, besonders für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren soll.“ (**) Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geschmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er seine geistige Wesen mit den Attributen der Künstler ausstaffiren sollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er diese Attributa selbst gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorstellungen beides des Schlafes und des Todes gewesen. Dors erste erhellet aus seinen Worten unwidersprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müsse schlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgestellt werden. Denn sonst würde er von dem Bilde desselben nicht gänzlich, als von einer Sache, die sich von selbst versteht, geschwiegen haben; noch weniger würde er sich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Diese Besorgniß konnte nur daher kommen, weil er sich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen lassen; weil er den Schlaf als einen sanften Genius, und den Tod als ein ekles Ungeheuer sich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben so sanfter Genius seyn könne, so würde er

(*) Iliad. π. v. 681.

(**) Tableaux tirés de l'Iliade. &c.

seinen Künstler dessen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut sey, diesen ähnlichen Geniis ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das schicklichste seyn könne. Aber er kannte, vors zweyte, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen sollen. Es ist ein wenig viel Unwissenheit zu sagen, daß wir diesen Gott, außer seiner Handlung, nur durch die leidigen Mahnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide diese Kennzeichen neu wären: aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen gewesen, sagt er nicht bloß nicht, sondern er leugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte also nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe so häufig beylegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Servius und Lutatius, auch gemahlt wurde! Er wußte nichts von der umgestürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieser umgestürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden sey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberschrift für den Schlaf erkläre; er hatte diese Figur weder beym Boissard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuysen (*) gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man sich das Homerische Gemählde, so wie er es haben wollte; mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutschen Todtentänzen herumspringt. Was ist hier alt, was griechisch, was homerisch? Was ist nicht galant, und gothisch, und französisch? Würde sich dieses Gemählde des Caylus zu dem Gemählde, wie es sich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Uebersetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künstlers Schuld, wenn dieser so eckel und abentheuerlich modern würde, wo er sich, in dem wahren Geiste

(*) Brouckhuysen hat sie, aus dem Spanheim, seinem Tibull einverleibet. Beger aber, welches ich oben (S. 228.) mit hätte anmerken sollen, hat das ganze Monument, von welchem diese einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in seinem Spicilegio Antiquitatis p. 106. bekannt gemacht. Beger gedenkt dabey so wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

des Alterthums, so sumpel und fruchtbar, so anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie sehr müßte es ihn reizen, an zwey so vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genii sind, alle seine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verschieden, und das Verschiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Mine: an Farb und Fleisch so ungleich, als es ihm der allgemeine Ton seines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pausanias war der eine dieser Zwillingbrüder schwarz; der andere weiß. Ich sage, der eine und der andere; weil es aus den Worten des Pausanias nicht eigentlich erhellet, welches der schwarze, oder welches der weiße gewesen. Und ob ich es schon dem Künstler izt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem schwarzen machen wollte: so möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinstimmung mit dem Alterthume versichern. Nonnus wenigstens läßt den Schlaf *λευκοχροον* nennen, wenn sich Venus geneigt bezeigt, der weissen Pasithea so einen schwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen: (*) und es wäre leicht möglich, daß der alte Künstler dem Tode die weiße Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht sey.

Freylich konnte Caylus aus den bekannten Iconologischen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausschreiber heißen, sich wenig oder gar nicht eines Bessern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes, kannte Ripa: (***) aber wie betrüglich schmücket er ihn sonst aus? Das weiße kürzere Oberkleid über ein schwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben, (***) gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm, kennet Ripa zwar die Stelle des Pausanias, aber ohne zu jenes Bild den geringsten Gebrauch davon zu machen. Er schlägt dessen ein dreysaches vor; und keines ist so, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl ist auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet: aber ich zweifle,

(*) Lib. XXXIII. v. 40.

(**) Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.

(***) Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.

ob Ripa damit sagen wollen, daß dieser Camillo es sey, welcher den Tod zuerst als ein Skelet gemahlet. Ich kenne diesen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meisten gebraucht haben, sind Gyraldus, und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben sie den Irrthum, wegen der weissen und schwarzen Bekleidung des Schlafes, nachgeschrieben; (*) Gyraldus aber muß, anstatt des Philostratus selbst, nur einen Uebersetzer desselben nachgesehen haben. Denn es ist nicht Ὕπνος, sondern Ὀνειρος, von welchem Philostratus sagt: (**) ἐν ἀνεμνῶ τῷ εἶδει γεγραπταί, καὶ ἐσθῆτα ἔχει λευκῆν ἐπὶ μελαινῇ, το, οἶμαι, νυκτῶ αὐτοῦ καὶ μετ' ἡμέραν. Es ist mir unbegreiflich, wie auch der neueste Herausgeber der Philostratischen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine fast ganz neue Uebersetzung geliefert zu haben versichert, bey diesen Worten so äußerst nachlässig seyn können. Sie lauten bey ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, & quæ diem excipiunt. Was heißt das, & quæ diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μετ' ἡμέραν interdiu heiße, so wie νυκτῶ noctu? Man wird müde, könnte man zu seiner Entschuldigung sagen, die alten elenden Uebersetzungen auszumischen. So hätte er wenigstens aus einer ungeprüften Uebersetzung niemanden entschuldigen, und niemanden widerlegen sollen! Weil es aber darinn weiter fort heißt; Cornu is (somnia) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat: so setzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas illas somni dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562.) somni dictum intelligamus pro somnii, ut voluit Turnebus l. IV. Advers. c. 14. Allein, wie gesagt, Philostratus selbst redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, sondern des Traumes, Somnii; und Ὀνειρος, nicht Ὕπνος, ist es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich ist dem Virgil noch immer

(*) Hist. Deorum Syntag. IX. p. 311. Edit. Jo. Jenfii.

(**) Iconum lib. I. 27.

nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus, in seiner Erdichtung von jenen Pforten, mit dem Homer übereinstimmen soll. — Von der Gestalt des Todes schweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein schwarzes Gewand, mit Sternen. (*) Das schwarze Gewand, wie wir oben gesehen, (**) ist in dem Euripides gegründet: aber wer ihm die Sterne darauf gesetzt, weis ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er versichert, daß sie Lucian auf seiner Insel des Schlafes so umher schwärmen lassen. Aber bey dem Lucian sind es blos ungestaltete Träume, ἀμορφοι, und die krummen Beine sind von seiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch diese krummen Beine nicht den Träumen überhaupt, als allegorisches Kennzeichen, sondern nur gewissen Träumen, selbst nach ihm, zukommen.

Anderer mythologische Compilatores nachzusehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen scheinen. Aber auch Banier sagt von der Gestalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Gestalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit. (***) Denn auch Er verkennt, in jenem Gemählde bey dem Philostrat, den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er schon aus der Stelle des Pausanias schliessen zu können glaubet, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgestellt worden. Er schreibt dabey dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den schon Winkelmann gerügt hat, und der seinem deutschen Uebersetzer sonach wohl hätte bekannt seyn können. (†) Beide nemlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi, in der Villa Borghese, für alt aus, und eine neue Vase, die dort mit mehrern neben ihm stehet, weil sie Montfaucon auf einem Kupfer dazugesetzt gefunden, soll ein Gefäß mit schlafmachendem Saft bedeuten. Dieser Schlaf des Algardi selbst, ist ganz wider die Einfalt und den Anstand

(*) Mythol. lib. III. cap. 13.

(**) S. 245.

(***) Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Uebers.

(†) Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XV.

des Alterthums; er mag sonst so kunstreich gearbeitet seyn, als man will. Denn seine Lage und Gebehrdung ist von der Lage und Gebehrdung des schlafenden Fauns, im Pallaste Barberino, entlehnet, dessen ich oben gedacht habe. (*)

Mir ist überall kein Schriftsteller aus dem Fache dieser Kenntnisse vorgekommen, der das Bild des Todes, so wie es bey den Alten gewesen, entweder nicht ganz unbestimmt gelassen, oder nicht falsch angegeben hätte. Selbst diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denselben ähnliche, sehr wohl kannten, haben sich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verschiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgestürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verstorbenen vorstellten. (***) Aber heißt dieses, in dem Einen derselben, den Tod selbst erkennen? Hat er darum eingesehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Gestalt gebildet worden? Von dem symbolischen Zeichen eines Begriffs, bis zu der festgesetzten Bildung dieses personifirten, als ein selbstständiges Wesen verehrten Begriffes, ist noch ein weiter Schritt.

Eben dieses ist vom Gori zu sagen. Gori nennet zwar, noch ausdrücklicher, zwey dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, *Genios Somnum & Mortem referentes*: (***) aber schon dieses referentes selbst, verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte, (†) ihm eben diese *Genii Mortem & Funus designantes* heißen; da er, noch anderswo, in dem einen derselben, Trotz der ihm, nach dem Buonarotti, zugestandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido sieht; da er, wie wir gesehen, die Gerippe auf dem alten Steine für *Mortem* erkennt: so ist wohl unstreitig, daß er wenigstens über alle diese Dinge noch sehr uneins mit sich selbst gewesen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieser schon glaubte, daß auf alten Grabsteinen die zwey

(*) S. 225.

(**) In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292.

(***) Inscript. ant. quæ in Etruriæ Urbibus exstant, Parte III. p. XCIII.

(†) I. c. p. LXXXI.

geflügelten Knaben mit umgestürzten Fackeln, den Schlaf und den Tod bedeuten sollten: so erklärte er dennoch einen solchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätensaale zu Paris siehet, weder für den einen, noch für den andern; sondern für einen Genius, der durch seine umgestürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgestellte verblichene Person, in ihrer schönsten Blüthe gestorben sey, und daß Amor, mit seinem Reiche, sich über diesen Tod betrübe. (*) Selbst als Dom Martin ihm das erstere Vorgeben mit vieler Bitterkeit streitig gemacht hatte, und er den nehmlichen Marmor in sein Museum Veronense einschaltete: sagt er zu dessen näherer Bestätigung schlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139sten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieser Dom Martin aber, welcher die zwey Genii mit umgestürzten Fackeln auf alten Grabsteinen und Urnen, für den Genius des Mannes und den Genius der Gattinn desselben, oder für den doppelten Schutzgeist wollte gehalten wissen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Mensch habe, verdienet kaum widerlegt zu werden. Er hätte wissen können und sollen, daß wenigstens die eine dieser Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberschrift, schlechterdings der Schlaf sey; und eben gerathe ich, glücklicher Weise, auf eine Stelle unsers Winkelmanns, in der er die Unwissenheit dieses Franzosen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, schreibt Winkelmann, (**) daß ein anderer Franzos, Martin, ein Mensch, welcher sich erkühnen können zu sagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetscher nicht verstanden, entscheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genii an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem sie in dieser Bedeutung mit der alten Ueberschrift des Schlafes und des Todes stehen, ist öffentlich in dem Hofe des Pallastes Albani aufgestellt.“ Ich hätte mich dieser Stelle oben (S. 217.) erinnern sollen: denn

(*) Explic. de divers Monuments singuliers qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom ** p. 36.

(**) Vorrede zur Geschichte der Kunst S. XVI.

Winkelman meint hier eben denselben Marmor, den ich dort aus seinem Versuche über die Allegorie anführe. Was dort so deutlich nicht ausgedrückt war, ist es hier um so viel mehr: nicht bloß der eine Genius, sondern auch der andere, werden auf diesem Albanischen Monmente, durch die wörtliche alte Ueberschrift für das erklärt, was sie sind; für Schlaf und Tod. — Wie sehr wünschte ich, durch Mittheilung desselben, das Siegel auf diese Untersuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spence; und ich schliesse. Spence, der uns unter allen am positivsten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence ist der Meinung, daß die Bilder, welche bey den Alten von dem Tode gewöhnlich gewesen, nicht wohl anders als schrecklich und gräßlich seyn können, weil die Alten überhaupt weit finstere und traurigere Begriffe von seiner Beschaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beywohnen könnten. (*)

Gleichwohl ist es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdringen hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

(*) Polymetis p. 262.

Nur die mißverständene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

Gedichte von Andreas Scultetus:

aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing. *)

Aus zwey Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(von Hamburg, 1769.)

I.

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze, schon seit geraumer Zeit, von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je ausser den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte Stücke, die es sehr wohl verdienen, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geschlechtsname Scultetus, kommt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeister, noch John, noch irgendwo, die geringste Erwähnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder, meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: *Andrae Sculteti, Boleslavii, Westliche Triumphposaune.* ° Doch er betrog mich, auf eine ange-

*) Oder, ohne diesen Titel, in F. W. Zachariäs auserlesenen Stücken der besten Deutschen Dichter, Bd. II, S. 327; Braunschweig, 1771.

° Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1642. auf zwey vollen Bogen in Quart.

nehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abentheuerlich angekündigt ward, aufgestossen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darinn getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mit sammt meiner Abschrift, alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich außerordentlich: und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:

Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.

Du pstopfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,

Die uns zu Menschen macht: du pflanzenst Wissenschaft,

Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben:

Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.

Trägt meine Sinngeburth nur keinen Spott davon,

So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,

— — — — —

— — — — — sein strahlumzirktes Licht

Verschmäh't den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,

Seucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute

Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute

See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,

Das höre mich geneigt, mich Osterfängern an.

Der wahre Ton des Dpiz, wo er am meisten Dpiz ist! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch stark, gewählt und doch natürlich.

In dieser so demüthigen als zuversichtlichen Anrufung, kündigt der Dichter seinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Osterfänger! Wozu auch deren mehr? Und so mit eins, voll von den Wundern und den seligen Folgen des großen Tages, den er besingt, ist er mitten in dem Lobe desselben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche seit dem schrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus sich erhob,
 Und, was sich regt, gesammt der Erde selbst, begrub,
 Da alles Wasser war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieser
 Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel, mit einem
 einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein gan-
 zes weitläufiges Gemälde seyn würde. Der Tag

— — — — — da Israels Geschlechte,
 Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Siegelknechte,
 Das Zuchthaus segneten; — —

der Tag, als den Amalek

— Gottes General, durch zweyer Hände Bitten
 Vielmehr, als Josua durch tausend, welche stritten,
 Die Flucht zu geben zwang; —

der Tag, als

— — — — — aller Himmel Gott
 Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
 Herabgedonnert hat; —

der Tag, als

— — — — — David unverzagt
 Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —

der Tag, als

Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
 Im Himmel Einzug hielt; —

der Tag, als

— du, o Sonnenlicht, den überschiffen Ort
 Zum ersten wiederum, auf Jesaias Wort,
 Noch einmal hast besucht; —

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle, gegen den
 Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen
 andern großen Tagen verhält: so auch der Held dieses Tages
 zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten,
 mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge dessen, der
 sie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie
 desselben, nach dem Muster eines wahren alten Triumphes,
 zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen, glaubet.

— — — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplay um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.

Er zielel auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar: aber die Bilder, zu welchen sie Gelegenheit giebt, sind größten Theils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte seine Pracht,
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?

Im Lächeln blos allein und in den Perlenjähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreuze.

Wie Jesus in der Luft die Arme weit gereckt,
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt, und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fliessen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erschällt.

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bey weiten den größten Theil des Gedichtes ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Brunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesammten Natur feyern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet! —

— — — — — Die Werkstatt dieser Welt
 Staffirt sich stattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
 Den Siegesherzog auf. Der Erde Lustigehege
 Befest ihm um und um mit Blumen seine Wege.
 Viole schiessen auf, und geben, auf den Schlag
 Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
 Wie viel er Wunden führt. Des Kindes lange Mühen,
 Die Aecker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
 Den Festtag zu begeh'n. Der Cypern Blume bloß,
 Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
 Behaget halb und halb, sich schamroth zu verstecken,
 Und anderwärts zur Gunst den Zierrath aufzudecken.
 Der andern Kräuter Nest, so keinen Namen hat,
 Stand überall bereit, wohin er tröselich trat,
 Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
 Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantasie! welche Empfindung mit einer solchen Phantasie verbunden! Die Rose, die sich lieber verstecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerziget! Der namenlose Nest von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch ist die Beschreibung, welche der Dichter von der süßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, fast noch schöner.

Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
 Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
 Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
 Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
 Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
 In Deliens Lofier. Hier sausen hundert Sinken,
 Hier wird das Meisterwerk zu steigen und zu sinken,
 Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
 Auf ihren Mund ergrimmt: das meiste Theil verstummt.
 Die Lerche bittet bloß ihr Tirtirelireu
 Der Zugenkünstlerinn hernach zu practiciren,
 Und schweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
 Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort;

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie sich wohl, bey einem von unsern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, fast von Wort zu Wort bereits gelesen zu haben?

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren.
Sagt nicht auch Kleist, ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist.

Sollte es wohl möglich seyn, daß an eben derselben Sache zwey Dichter von selbst eben denselben kleinen Umstand bemerkt, und ihn von selbst mit eben denselben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Besonders, wenn der Umstand so wahr, so einleuchtend ist, und die Worte so ungesucht sind, als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nehmlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu seyn. Er machte mir öfters das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich, bey dem Worte Lerche, mit einem Lächeln an, das mir alles voraus sagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. Aber! setzte ich hinzu; ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz, meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn seyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der seine Bemerkter gewesen, der — Mit nichten! fiel mir der beste Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich sodann bloß als seinen Kopisten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen. —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie igt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er, auf diese Kundschaft, sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht — wer kann wider das Schicksal? —

Es waren zehn Jahre, und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen: als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner Desterlichen Triumphposaune einen Buntzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte. Die Schlesier, (und ich liebe sie auch darum,) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und igtigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier geböhren zu seyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Dpiz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigste Bögling seiner Muse gewesen sey; die alle gestanden, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Litteraturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose in Breslau nennen, deren ersterer sogar einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entweder noch nie, oder wenigstens nicht in den Sammlungen der Dpizischen Werke gedruckt worden) — selbst diese Männer hörten die

oesterliche Triumphposaune bey mir zuerst; und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daselbst, theils in dem nehmlichen zwey und vierzigsten, theils in dem nächstvorbergehenden Jahre, gefertigt und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau, gerieth, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetische Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verlust seiner Gattinn, aus dem Jahre 1640. von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verschiedner Gymnasialisten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beiden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen: und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gymnasialist; und alles, was ich zum Theil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Bunzlau gewesen sey, und daß er den 25. August 1639. auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inscribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Universität, gestorben seyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod, so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben

ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch diese Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte: so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser Fehler ist das Bestreben überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind: obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn ein Mann diesen Fehler hat: so ist es eckele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: so zeigt er von einem vollen Kopfe, und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern izzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern izzigen jungen Kunststrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter seyn.

Eine von solchen schadloshaltenden Schönheiten bey unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so mahlerisch ist, daß sie nur mit der Dpizischen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tscherning, und wie sie alle heißen, die dem Dpiz damals naheiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun selbst zu lesen, die ich Ihnen hierbey sende. Es stehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denselben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen: so können Sie wenigstens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe: und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!

Lessing.

I.

Oesterliche Triumphposaune. †

† „Ich merke auffer dem, was in den vorgesezten Briefen, von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer siehet, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse.“

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!

Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.

Du pfpropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerschaaren bedeutet, ohne weitem Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere, daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheint an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Iehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheint, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete.

Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
 Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
 Doch mein Vermögen ist Vermögen wollen haben.
 Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
 So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
 Sein Antlitz von Emaragd, sein goldbehefter Wagen,
 Der ohne vierzig fast von viermal hundert Tagen
 Herum getrieben wird, sein stralumzirktes Licht
 Verschmäh't den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
 Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
 Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! so höre heute
 See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
 Das höre mich geneigt, mich Dstersänger an.

Du Marschall dieser Welt, du König aller Stralen,
 Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen,
 Du großer Jahrwirth, du, von jener ersten Zeit,
 Da dir das A und D, der Herr von Ewigkeit
 Den Zirkel eingeräumt, nach jenen Wasserwogen,
 Die mit ergrimmtter Macht das Erdreich überzogen,
 Da über die Natur Neptunus sich erhob
 Und, was sich regt, gesammt, die Erde selbst begrub;
 Da alles Wasser war, sowohl in hohen Lüften,
 Die selbst der Luft bedurft, als in den tiefen Klüften,
 Wohin das Hohe fiel; nach dieser Wasserfluth
 Hast du, Hyperion, kein solches großes Gut,
 Als heute, sehn entsehn. Da Israels Geschlechte,
 Das Septervolk der Welt, des Chenchres Ziegelnechte,

Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft: welches bloß eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physikalischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beförderung unseres Beyfalls, äussert.

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des Lateinischen *depsere*, oder des gemeinen Knäten; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus segneten; wie das Eryther- Meer,
 An zweyer Berge statt, das ausgepreßte Heer
 Vermauret und verschanzt, hingegen dessen Wagen,
 Der sich, nicht Gott, getrozt, in einen Klos geschlagen:
 Das war ein großer Tag. Wie Amalek hernach
 Nicht anders, als ein Bär, aus seinen Gränzen brach,
 Den Gottes General durch zweyer Hände Bitten
 Vielmehr, als Josua durch Tausend, welche stritten,
 Die Flucht zu geben zwang; wie aller Himmel Gott
 Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot

Das Zuchthaus segneten] Segnen hat einen guten und schlimmen Sinn, und begreift ursprünglich alles, was Feinde oder Freunde bey ihrer Trennung einander sagen und anwünschen. Daher heißt es auch überhaupt verlassen, sich von etwas scheiden, in welcherley Gesinnung es auch sey. Und in dieser letzten Bedeutung steht es hier, wo man eben so wenig den Begriff der Verwünschung nothwendig damit zu verbinden braucht, als bey dem Segne Gott und stirb der Frau des Hiobs. Das Wort entspricht in allem dem Hebräischen barac: oder vielmehr, nach diesem haben es die deutschen Bibelübersetzer einzurichten und verschiedentlich zu brauchen, sich die Freyheit genommen. Daß bey dem Segne Gott und stirb eben an kein Lästern und Verfluchen Gottes zu denken, hat auch unser neuester Uebersetzer des Hiobs bestätigt. Aber ich betraure fast, daß er darum für gut befunden, das Wort segnen überhaupt dabey nicht zu brauchen, sondern dafür zu setzen: „Sage Gott gute Nacht und stirb.“ Ich fürchte, daß dieses gute Nacht sagen mehreren zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heißen können, Scheid ab von Gott und stirb. Die deutschen Bibelübersetzer vor Luthern brauchen in dieser Stelle, anstatt segnen, gesegnen, und sagen: Gesegne dem Herrn und stirb. Ich gebe zu daß weder das eine noch das andere in diesem Verstande ursprünglich Deutsch ist; aber jenes ist es doch nun einmal geworden, und die Stelle unsers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch sich davon machen läßt.

in einen Klos geschlagen] die gemeine Sprache sagt dafür in einen Klumpen schlagen; und der Dichter hat das Klumpen bloß veredeln wollen. Es sind aber Klumpen und Klos nicht völlig einerley, Klumpen kann von jeder Masse gesagt werden, von Bley, von Thon: aber ich zweifeln, ob auch Klos. Denn bey den Alten ist Klos das eigentliche gleba, ohne die unnöthige Verlängerung in Erdklos oder Erdenklos, die es in den neuern Zeiten bekommen. So sagt Luther: (Hiob XXXVIII. 38.) Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Hauffe läuft, und die Klöße an einander kleben. Die ältern Uebersetzer haben für Klöße in dieser Stelle das Wort Schollen.

Herab gedonnert hat: die Tage sind beklieben,
 Und aller Ewigkeit zum Denkmal aufgeschrieben.
 Der Tag, wie der Jordan zu einer Seiten floß,
 Und auf der andern sich mit seinen Fluthen schloß,
 Ist heute noch berühmt. Wie vor der Priester hallen
 Die hochgethürmte Stadt auf einmal eingefallen;
 Wie Ai übergieng: die Tage geben Schein,
 Weil auf der franken Welt nur Tage werden sehn.
 Als Adonizedek mit seinen Rottgesellen,
 So scheußlich sie geschraubt, zurücke müssen pressen,
 Da sich der Wolken Feld gesteint hernieder ließ,
 Und eilich tausend Mann zu Gottes Boden stieß;
 Da dein rundeelter Sitz, o Sonne, nicht gesunken,
 Und Amoriter Blut vor Doris Salz getrunken:
 Der Tag verjüngt sich stets; und jener eben auch,
 In welchem Hazors Pracht in einen feuchten Rauch
 Verwandelt worden ist. Wie Ehud Gott gerochen,
 Dem Fürsten das Rappier in seinen Wanst gestochen,
 Ganz Meab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
 Dem Siffera das Kraut um beyde Schläfe schlug,

[sind beklieben] Das Wort bekleben oder bekleiben scheint sich, sowohl in seiner eigentlichen, als tropischen Bedeutung, ganz aus dem igtigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man fast durchgängig dafür sagen, kleben bleiben: und in der tropischen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefast, von Blüthen, welche stehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bey Schriftstellern noch weniger vor, als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwol ist es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten sogar von dem Saamen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleidung für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beym Frisch und Heltaus nachzusehen.

[franken Welt] Krank heißt überhaupt schwach, hinsfällig, vergänglich; und ward vor Alters nicht bloß von der Schwäche eines animalischen Körpers gebraucht.

[gesteint hernieder ließ] So viel als, in Steinen, im Steinen hernieder ließ; welche Umschreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateinischen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

[Rappier] hieß sonst nicht bloß, was es igt heißt, ein Fehdtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet: sondern überhaupt ein jeder langer Degen.

[das Kraut um beyde Schläfe schlug] Jael schlug dem Siffera einen ei-

Davon Er ewig schläft; wie Debora gesungen,
 Und Barak neben ihr mit Jauchzen aufgesprungen
 Zu mehrer Herrlichkeit; So auch, als Gideon
 Den Feind aus Midian durch Feldtrompeten Ton,
 Wie triumphirend schmiß; als Sebah Leib und Leben
 Dem Helden in der Flucht zur Schlachtbank aufgegeben;
 Wie jener, den die Angst in ein Gelübde trieb,
 Der Amoriter Volk wie Stoppeln, niederhieb:
 Die Tage tagen noch. Wie Samuel der Priester
 Den Himmel überwand, der schleunig die Philister
 Mit Schlossen niederwarf; wie Rises Sohn durch Streit
 Sein königliches Amt um Jubes eingeweiht;
 Wie Gott durch Jonathan ein ganzes Heer gespalten,
 Da Israel den Platz viel eher hat behalten,
 Als an den Feind gesetzt; wie David unverzagt
 Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt;
 Wie eben dieser Mann nach ungestimmten Kriegen,
 Nach hundertfacher Angst, nach wunderbaren Siegen
 Jerusalem erlangt, und mit der frommen Hand
 Zu unterschiedner Zeit nicht Eine Stadt und Land
 Mit Ketten angefaßt; wie Absolon gehangen:
 Kein solches Tagelicht ist jemals eingegangen.
 Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
 Wo Isaac jener Zeit den Holzstoß angeschaut:
 Der Tag ersirbet nicht. Wie der Ihsibiter Seher
 Die gelben Furien und frechen Rechtsverdreher,
 Die Baalskröten schlug; wie Syrien verblich

fernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel
 hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen.
 jener Zeit] So viel als, ehemals, vor diesem, zu jener Zeit. Dieser adver-
 biale Genitivus ist bey den Schlesiſchen Dichtern sehr gebräuchlich. So
 sagen sie alter Zeit, für vor Alters; dieser Zeit, für anigt. S. das
 Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Logau.
 ersirbet nicht.] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben; welche Ne-
 benbedeutung das vorgeſetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhö-
 ren, erreichen.
 verblich] Verbleichen heißt hier so viel als, blaß werden, erblassen, nehmlich
 vor Furcht und Schrecken.

Und vor der Handvoll Volk aus Israel entwich
 Mit solcher Reuterey; wie aller Welt Bedränger
 Elias der Prophet, mit einem schnellen Feuer
 In Himmel Einzug hielt: Wie jener Feind gespürt,
 Daß ihn des Saphats Sohn in Amri Stadt geführt;
 Wie zu Samarien die Theurung abgenommen;
 Wie Joram um den Hals mit Ahabs Bettel kommen;
 Wie Jehu unvermerkt auf frischer Frevelthat
 Der Baalspfaffen Schwarm vor Gott geopfert hat;
 Wie Athalia fiel; wie, den die Frommen lieben,
 Der Syrer Hauptarmee von Salem abgetrieben;
 Wie du, o Sonnenlicht, den überschiffen Ort
 Zum ersten wiederum auf Jesaias Wort
 Noch einmal hast besucht; wie Daniels Gesellen
 Des Königes Besuv, der andre Pful der Höllen,
 Zum Himmelreiche ward; wie den, der sie gelehrt,
 Der Löwen Grimm noch mehr, als Persien, geehrt;
 Wie das verwaiste Kind, die Esther, mit der Schöne
 Den Abasverus sieng, des Allerhöchsten Söhne
 Dem fahlen Acheron aus seinem Rachen riß,
 Und ihrer Feinde Troß in einen Hauffen stieß,
 Das Wunderwerk der Zucht; wie Gorgias gefallen,
 Und Judas einen Psalm dem Höchsten lassen schallen;
 Wie Lysias verspielt: die Jubeltage stehn,
 Wo deine Pferde stets in vollem Blüthen gehn,
 Du Mann der Elymenen. Was aber sind die Tage?
 Wann ich sie allzumal auf eine Stelle trage,
 Ob ihrer tausend noch, auch drüber, möchten seyn,
 So überwiegt sie doch dieß Dsterfest allein,
 Das allen Völkern hilft; da unsrer Seelen Leben

den überschiffen Ort] Ein schönes und hier sehr mahlerisches Beywort,
 für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurück gelegt hatte.
 Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvo-
 lare. So sagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila.
 mit der Schöne] Die Schöne heißt hier so viel als, die Schönheit. Es
 ist hinter dem Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln bestätigt wor-
 den, daß es den Schlesiſchen Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beywort
 in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

Den Tod getödtet hat; da Pluto sich ergeben,
 Der Prinz der Finsterniß; da sich die Luft erfreut
 Und durch das Weltrevier die Bottschaft ausgestreut,
 Der Held aus Isai sey wieder auferstanden,
 Er führe den Cocht, die Bande selbst in Banden,
 Und mache, die der Tod in schwarze Fessel schloß,
 Als wie ein Sieger pflegt, von allem Jammer loß.
 Der unverzagte Held! der Held, vor dem die Helden,
 Wie viel man ihrer zählt, sich keinesweges melden.
 Bellerophon verstarret, der Theseus giebet nach,
 Der Jason, Hector selbst, der alles Ungemach
 In Ungemach gestürzt, wird hier den kürzern ziehen,
 Protesilaus muß mit seinem Tode fliehen.
 Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
 Und der vor beiden ihm den größten Ruhm errant,
 Verdorren an Beruf. Die Römer müssen weichen
 Mit ihrem Curtius, und andern Wunderzeichen
 Der menschlichen Natur. Der Held, der Helden Held,
 Jehovah, unser Arzt, erlanget blos das Feld
 Auf diesen Ostertag. Wer hat sich je gefunden,
 Der aller Feinde Feind auf einmal überwunden?
 Er schleudert durch den Tod den Tod zu Boden hin
 Und setzt uns Sterbliche für Mangel in Gewinn,
 In Unschuld für die Schuld. Er kommet auf die Erde,
 Damit ich Sündenaaf ein Himmelsbürger werde!
 Er wird ein Menschenkind, und führt, was Menschen sehn,
 In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
 O Sanftmuth ohne Grund! Wie oft ich das Geschenke,
 Sein Leben, seinen Tod mit der Vernunft bedenke,
 So stirbt mir die Vernunft. Er hat so viel gethan,

verdorren an Beruf] Beruf wird igt lediglich für die Ernennung, Auf-
 federung zu einem Amte, oder für das Amt selbst gebraucht. Gleichwohl
 war es auch ehemals in dem Verstande, in welchem es der Dichter hier
 braucht, allerdings gewöhnlich; ob schon weder Frisch noch der Spate
 davon etwas sagen. Man darf desfalls aber auch nur den Henisch nach-
 schlagen, welcher beruffen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob,
 Ehre, celebritas erklärt und übersezt.

Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.
 Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven,
 Uns wiederum zu Theil. Er langet an den Hasen;
 Und, wie er unser war in seiner Schmach und Pein,
 So räumt er im Triumph sich uns zu eigen ein,
 Der milde Jacobsstern. Wie aber bey den Alten
 Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
 Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
 Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
 Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
 Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Verse Bilde
 Hauptsächlich darzuthun. Wo blühte seine Pracht,
 Wie Christus eingestaltt, die Mutter angelacht?
 Im Lachen blos allein und in den Perlenjähren
 Die beyderseits alldar zusammen wollten schweren.
 Was kann geringers sehn als Krippen, wo er blinkt?
 Die Schwachheit der Natur, zu der die Gottheit sinkt.
 Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
 Dem Hüter Israels, und werden selbst zu Schaafen,
 Zu Erstlingen der Welt. Hernach saß Simeon
 Der Erden ihr Bezirk und aller Himmel Thron
 In seine kalte Schoos, indem er, nächst Erbarmen
 Und harter Prophezen, mit lustverjüngten Armen
 Das Jesuskind umschleußt. Indessen hat die Luft
 Die Weisen in den Stall von Osten her geruft.
 Herodes aber schnaubt, hat Gott und sich vergessen,

der Schauplatz mit Flecken ward schattirt] Die Wahrheit ist, daß den
 Triumphatoren oft in sehr beißenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge
 laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeern ein-
 gesammelt, auch von ihren Thorheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E.
 dem Cäsar bey dem Gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. Unser
 Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken,
 und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattiren: wie man
 leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen dem] Einem etwas begeben hieß sonst einem etwas
 abtreten, überlassen. Als ein Reciprofum brauchen wir begeben, mit dem
 Genitivo der Sache, noch in diesem Verstande.

Läßt das Ermordeschwert viel Städtvoll Kinder fressen,
 Verdringet den Saturn. Der aber greift zur Flucht,
 Den diese Tyranny zu schlachten aufgesucht,
 Kommt in Eghypten an. Der Geon wird erschreckt,
 Bald thut er sich hervor, bald fleußt er zugedeckt,
 Und duldet ihn verschämt, bis jener Höllebrand
 Dem dürrn Cacus die ungestalte Hand
 (Vor der das Nächstkind in ihren Schlangenlocken
 Und mit Proserpinen der Pluto selbst erschrocken)
 Die blutverstopfte Hand, die Hand von Stahl und Stein
 Vor seinem Richterstuhl zu unerschöpfter Pein
 Mit Heulen überreicht. Drauf Archelaus kommen
 Und dieses Regiment zu führen angenommen:
 Da ist Emanuel in Nazareth gekehrt,
 Und hat, was Joseph ihm von seiner Hand begehrt,
 Bemüht ins Werk gestellt; bis daß er in dem Tempel
 Den Schriftgelehrten sich zum lichten Luchtegempel
 Persönlich vorgesetzt. Sie merken auf das Kind
 Und werden ingesamt vor seinen Stralen blind,
 Als Kinder an Vernunft. Die schnellen Jahre laufen,
 Das Amt erfordert ihn. Er läßt sich diesen taufen,
 Der durstig vor ihm her den Glauben ausposaunt,
 Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
 Nach diesem führet ihn der Teufel in die Wüsten,
 Und läßt sich wiederum den Uebermuth gelüsten,
 Der Lucifern gestürzt, versucht die schwarze Kunst
 Und scheut sich abgebrandt vor keiner Feuersbrunst.
 Sein Elend macht ihm Muth. Er kann nicht weiter sinken,
 Doch weiter Schaden thun, wo Gott nicht einen Rinken
 Ihm durch die Nasen zeucht. Hier hat er ihm gewehrt

Städtvoll] Ist nach dem gewöhnlichen Handvoll, Mundvoll, von dem Dichter gemacht.

verdringet den Saturn] Verdringen, gleichsam von seiner Ehrenstelle, heißt hier, in Vergessenheit, in mindere Achtung bringen.

Kartaunet] Aus Kartaunen auf sie geschossen! möchte hier wohl zu kühn seyn. Indeß gehet das Zeitwort von Kartaune unsern Wörterbüchern insgesammt ab.

Und ist in Cana drauf zur Hochzeit eingekehrt,
 Allda er ohne Frucht der viel beangten Reben,
 Den besten Nebensaft zu trinken aufgegeben.
 Hierauf erhebt er sich in Gottes Opferhaus,
 Und peitscht den Unterschleif des Kramervolkes aus.
 Der Nicodemus rennt, und forscht von ihm bey Nacht,
 Was einem wohl den Weg zum wahren Tage machte,
 Erlanget auch Bescheid. Nun geht das Zielmaas an,
 Nachdem er Wunder blos geredet und gethan.
 Des Hoserathes Sohn, der, welchen Ausfatz naget,
 Der Kriegesdiener wird der Schmerzen loß gesaget,
 Und Peters Schwieger auch. Der Achelous hört,
 Wie taub er immer ist, und ob er alle stört,
 So liebekost er ihm dem Fürsten seiner Wellen.
 Die Teufel, so auf ihn aus zweyen Leibern bellen,
 Versenken sich ins Meer. Viel andres mehr geschieht;
 Jairus Tochter lebt; ein stockgeblendter sieht;
 Die dürre Hand genest. Ein Hauptmann trägt Vertrauen,
 Er würde seinen Knecht durch ihn gesunder schauen,
 Erhält auch, was er hofst. Zu Nain sieht das Thor
 Ein sohnverwaisttes Weib: er, Jesus, gehet vor,
 Und schenkt dem Kinde Geist, der Mutter aber Leben.
 Der stumme Teufel fleucht; fünf Versenbrodte geben
 Vor fünfmal Tausend Kost. Um Sidon kömmt ein Weib,
 Vor Noth und Zuversicht erschütteret um den Leib,
 Fleht weiblich, heult und schreyt, hält männlich an mit Bitten,

den Unterschleif des Kramervolkes] Unterschleif bedeutet seiner Ableitung nach etwas, das mit unter schleift, mit unter schlupfet: und mich dünket dieses Wort hier sehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerey und Wechsel war, zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechslung des h. Sefels für die ankommenden Fremden, in dem Tempel zu Jerusalem gewissermaassen nöthig. Aber unter diesem Vorwande hatten sich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeschlichen: und es war mehr der Mißbrauch, als der eigentliche Gebrauch; welcher Christum in den heiligen Eifer setzte.

stört] Aus Exempeln bey dem Frisch kann man sehen, daß stören sonst eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung sich vielleicht auch hier noch ein Rest annehmen läßt.

Bis daß sie durch Bestand den Heiland überstritten.
 Der fährt weiter fort, thut Wunder, und erschreckt
 Wer ihn erschrecken will. Der Lazar wird erweckt
 Und dankt den Würmen ab. Nach drey erfüllten Tagen
 Verlanget ihn das Joch für unsre Schuld zu tragen.
 Bald naht er zu der Stadt. Jerusalem erschallt,
 Die Straße wird bekränzt, ihr Hosianna halt,
 Das weil es wächst, verbricht. Denn Judas macht Gedinge,
 Und trägt den Meister feil für dreyßig Silberlinge.
 Er, unser Siloh, hebt das Osterlämmlein auf,
 Und bringt sein Abendmahl für dieses in den Lauf,
 Er seufzet, matt und schwach, des Vaters Jorn zu stopfen,
 Zererschmelt von Trauerbrunst, und rinnt voll Purpurtropfen,
 Des Lebens Balsambaum. Die Juden reißen ihn,
 Als wie ein frommes Schaaf die Wölfe grimmig ziehn,
 Vor Hannas Richtersth. Der schickt ihn vor die Priester,
 Wo dieses Priester sind, das Rhadamantgeschwister,
 So bey dem Caiphas hier die Unschuld ingesammt
 Und sich hiedurch selbstselbst, zum Tode hat verdammt.
 Man speyt ihn hönisch an, man schmeißt ihm Backenschläge,
 Er sieht zum Leiden keck, zum Wiederrächen träge
 Wie ein Marpesusstein; darob die schwarze Nacht
 Und Cinthia verblaßt, bis Venus Post gebracht,
 Ihr Hoffeherr sey da. Aurora kommt gegangen,
 Erzehlt dem Firmament, ihr Schöpfer sey gefangen,
 Das sich ob dem entfärbt. Das Tagelicht erschrickt,

Und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! Einen ab danken und
 einem ab danken ist indeß nicht einerley: einen ab danken, heißt einem Ab-
 schied geben; aber einem ab danken, heißt von einem Abschied nehmen.
 Der Pluralis von Wurm hieß ehemals Würme; welches ohnstreitig richti-
 ger und wohlklingender ist, als unser Würmer.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

selbstselbst] Weil die Schlesier selbander, selbdritte, und so weiter sagen: so
 haben sie geglaubt, auch selbstselbst sagen zu müssen, um alle Mehrheit
 schlechterdings zu verneinen.

ihr Hoffeherr sey da] Ohne Zweifel daß der Dichter hiermit auf den ver-
 sprprochenen Stern aus Jacob sieht, den er die Venus, oder den Morgen-
 stern, ihren Hoffeherrn, oder ihren Herrn der Hoffnung, nennen läßt.

Wie bald es seinen Gott beyhm Pontius erblickt;
 Wie ihn Herodes schmäh't; wie aller Juden Zungen
 Mit Creuzigunggeschrey auf seinen Hals gedrungen;
 Wie ihn der Senkersknecht mit scharfen Ruthen schlägt,
 Und seinen ganzen Leib, als einen Acker eegt,
 Wo unser Leben wächst; wie ihn die wilden Rotten
 Mit Dornen einer Kron und Purpurmantel spotten;
 Wie Jesus in der Luft die Armen weit gereckt,
 Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt;
 Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
 Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen,
 Die tausend Tode stirbt und tausend Tode lebt;
 Ihr Herze pocht und schwürt, ihr rechtes Herze webt
 In diesem, welches stirbt; die Thränen fließen dicke;
 Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
 Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
 Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.
 Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne schauen,
 Er blutet und verscharzt, verstell't der Himmel Auen,
 Und hüllt sich in sich ein. Er zittert, welkt und bricht;
 Der allen Licht ertheilt, hat weder Kraft noch Licht,
 Und trauret, daß an ihm kein Flecken mehr zu finden,
 Der zu verdunkeln sey. Das Bauwerk will verblinden,

kocht] Diese metaphorische Bedeutung des Wortes kochen von Beängstigten, von Zornigen, Sterbenden, bey welchen alles in dem tiefsten Aufruhr ist, dünkt mich sehr schön.

mit Kummer] Heißt hier so viel als kaum; und man sollte es für die Uebersetzung des Französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach kaum selbst von kumm, dem Stammworte von Kummer herkäme.

ihr Herze pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob schwürt hier so viel heißen soll, als schwäret, oder als schwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und besonders von dem daher entstehenden Klange, gesagt wird.

nach Donnerart erschällt] Erschällen heißt erschallen ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will sich durch

Die Felsen bersten auf, der Erdenklos zerspringt,
 Der Scharlach reißt entzwey, der schwarze Tod verschlingt
 Das Leben aller Welt. Der alles kann bewegen,
 Weiß weder Hand noch Fuß am Kreuze mehr zu regen,
 Das Leben löscht ihm aus. Der Christen Tod verschwand,
 Der Himmel Erd und Luft war alles umgewandt,
 Ihr Herze gleichfalls auch. Wie aus dem Ehdnusstrande
 Der Hauptstadt, die der Feind errettet aus dem Brande,
 Philippus Sohn für todt ins Lager ward gebracht,
 Was deckte dazumal für eine Zammersnacht
 Die Kriegesmäner zu? Der Muth den Feind zu jagen
 War Ach und Wehgeschrey. Sie brannten erst zu schlagen,
 Bald stößen sie vor Angst, und funden weder Schiff
 Noch Führer in ihr Land. Das ganze Wesen schließ,
 Bis ein Acarner rieth. So ist es hier gegangen,
 Des Welt-Erlösers Werk war gleichfalls angefangen,
 Wie dort die Monarchie. Er stieg in Charons Meer,
 Wie jener in den Fluß. Sein glaubenreiches Heer
 Erbebte, wie Er starb. Wer sollte sie bewachen?
 Liberius zerriß mit aufgeblehmem Rachen,
 Wer ihm vor Augen kam. Als jederman verzagt,
 Da war es endlich Zeit, daß Joseph sich gewagt,
 So erst das Licht gescheut. Der kaufet Leichentücher,
 Und legt ihn in ein Grab. Entweicht, ihr weisen Bücher,
 Mit eurem Mausolee! Hier schläft kein Würmerspott,
 Zwar ein entseelter Mensch, doch auch ein wahrer Gott.
 Dann wäre Gott, als Gott verstorben und begraben:
 Die Erde müßte bald den Sterbekittel haben.
 Der Sabbath strich vorbei, ein andrer Morgen kam.
 Wie Vesten Kindeskind vom Titan Urlaub nahm,
 So sprang das Erdreich auf vor überhäufster Wonne;
 Ein Herold fuhr herab. Der Christgetauften Sonne
 Gieng mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln Chor

den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden ist ein Verbum activum;
 verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finster machen; dieses aber
 blind oder finster werden. Wenn man die Fenster verblendet: so verblindet
 das Gebäude.

Verblendet Cynthius: ihm schimmert Christus vor.
 Kein Unterscheid restirt im ganzen Himmelreiche:
 Die sechs Geschwister sind der Letzten alle gleiche,
 Die andern Lampen auch. Der Erden Augenschein
 Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein.
 Die Sonne fällt vor ihr mit sammt dem Throne nieder.
 Wir, auf der Erde, sehn die Himmelssonne wieder,
 So aus der Erden steigt. Desß, unsers Phöbus, Hier
 Umfängt, wie Phöben dort, die Magdalena hier.
 Der Seraphinen Paar, so in dem Grabe halten,
 Die haben dich, Merkur und Venus, zu verwalten.
 Die drehgevierte Schaar, als Thierkreis, bleibt davon,
 Bis ihr Apollo kommt. Ein falscher Scorpion,
 Der Judas, ist entleibt. Der todversuchte Kämpfer,
 Des faulen Erebus unübermannter Dämpfer,
 Verkürt sich im Triumph. Die Werkstatt dieser Welt
 Staffirt sich stattlich aus, und nimmt, als ein Gezelt,
 Den Siegesherzog auf. Der Erden Lustigehege
 Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
 Viole schiessen auf, und geben, auf den Schlag
 Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
 Wie viel er Wunden führt. Des Kindes lange Mühen,
 Die Aecker, hegen Streit, wer meistens könne blühen,
 Den Festtag zu begehnen. Der Cypernblume blos,
 Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
 Behaget halb und halb sich schamroth zu verstecken,

ihm schimmert Christus vor] Einem vorschimmern heißt hier, einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein] Für einem in etwas eingreifen, sagen wir ikt weit matter, einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] d. i. nach Art und Weise.

des Kindes lange Mühen] Ich zweifle, ob sich der Pluralis von Mühe sonst wo finden dürfte: und doch steht er hier so schön als kühn.

verschloß] Ich bin hier ungewiß, ob verschloß hier so viel heißen soll, als umschloß; oder ob es nicht vielmehr von verschleiffen gemacht ist. Verschleiffen aber ist so viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Rose, der Dornhecke, welche das Haupt Christi zerrißte, wohl könnte gesagt haben.

Und anderwärts zur Gunst den Sierrath aufzudecken.
 Der andern Kräuter Nest, so keinen Namen hat,
 Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,
 Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
 Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.
 Die Thaborhöhe wiegt mit ihren Prachten schwer,
 Und führt, als Capitain, die Felder um sich her.
 Das Aserinnen Thal begehret aufzuspringen;
 Gan; Cana will den Weg mit Palmenfrucht verdringen;
 Der Cedern Fluß, Jordan, ergeußt sich, jubelirt,
 Und ruft den Hinterhalt, der trüchtig fortspazirt,
 Aus Libanon hernach. Das hohle Luftgefilde
 Erzeigt sich im Geruch und kühlen Adern milde.
 Der Aeol unternimmt des Caurus Donnerwind;
 Ein stiller Zephyrus, der Liebligkeiten Kind,
 Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
 Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
 Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
 Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
 In Deliens Lozier. Hier sausen hundert Zinken,
 Hier wird das Meisterwerk zu steigen und zu sinken,
 Auf einmal angewandt. Der Vogelspöbel summt,
 Auf ihren Mund ergrimmt: das meiste Theil verstummt:
 Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretireliren
 Der Fugenkünstlerinn hernach zu practiciren,
 Und schweifet troziglich bis an der Wolken Port

kühlen Adern] Adern wird von allerley Gängen und Zügen gesagt: warum nicht also auch von der strömenden, nach einer gewissen Gegend sich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das Lateinische *intercipere* ausdrücken, und überhaupt so viel als *carcere cohibere* seyn? welches dem Aeolus in Ansehung der stürmischen Winde von den Dichtern beygelegt wird.

Lozier] Oder wie wir es igt aussprechen Loschier, als ob es nothwendig von dem Französischen Loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht seyn, daß es ursprünglich doch Deutsch wäre, und eigentlich eine durch das Loos angewiesene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehemals gewesen, bedeute: so wie der Spate vermuthet.

Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort.
 In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren;
 Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verlohren.
 Das thut die Unterwelt. Der Himmel, ob er zwar
 Ihm vor Verwunderung selbstselbst benommen war,
 Puzt seine Flammen auch. Die Bären, Hund und Schlangen
 Berichten, was vor Vieh auf Erden sey gefangen;
 Der Alkumenes Sohn, in seiner Löwenhaut,
 Zeucht kniegebogen auf und trägt Vulkanus Kraut
 Dem Höllenstürmer vor. Des Thracerkünstlers Leher
 Mit samt dem Schwane dient; Cassiopeens Freyer
 Gestellet sich samt ihr; der Böcke Zwilling scheint
 In Urkund, wie uns Gott so herzlich gut gemeint,
 Das Opfer unsrer Schuld. Dem Perseus will gebühren
 Ein blankes Richterschwert, als Marschall, vorzuführen.
 Andromeda begreift der Menschheit Ebenbild:
 Sie lag von Gott verdammt; der Teufel war das Wild,
 Der hätte, was versteht, auf einen Biß verschlungen,
 Wann der im Himmel nicht uns wäre behgesprungen,
 Der seines Sohnes Haupt dem Würger vorgelegt,
 Davon er minder noch, als Steine, sich bewegt;
 Zum Zeugniß ist der Stern. Daß nichts erfordert werde,
 So tritt auch Pegasus, ein Ausbund aller Pferde,
 Mit Uebermuth hervor. Ein Pfitschpfeil wird gespürt;
 Arions Wassergaul zum Wunder aufgeführt;
 Ein Adler vorgestellt: die andern zu geschweigen,
 So aller Orten sich in großer Menge zeigen.
 Jedoch bestirne dich, du blaues Silberdach,
 Bepersle deinen Sand, du Sonnen Schlafgemach;
 Bewesie, Juno, dich, beblumet euch ihr Auen,
 Laßt euren Ueberfluß in allen Gütern schauen:
 Noch wird euch an Gestalt, der heute triumphirt,

daß nichts erfordert werde] Daß nichts mangle, nichts vermist werde.
 Denn was mangelt, pflegt erfordert zu werden: das Vorgehende für das
 Nachfolgende.

bewesie] Bewesten heißt dem Dichter so viel, als sich mit Westen, West-
 winden versehen; nur die sanftesten, lieblichsten Winde wehen lassen.

Weit überlegen sehn. Das Haupt ist balsamirt
 Mit Tropfen früher Luft; die gelben Locken fliegen,
 Vor welcher Schwenken sich die leichten Winde biegen;
 Die Augen flammen Günst; die Wangen feuren ganz
 Und sämen, wie Rubin und Chrysoliten, Glanz;
 Die Brust, der andre Leib sind Alabasterfarben;
 Die Striemen leuchten durch; wie viel gepresste Narben,
 So viel Gefürne siehn: er brennet ganz und gar,
 Durchsichtig, himmelrein, ermuntert, sonnenklar.
 Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz besteht zum Kleide:
 Doch trägt er gleich sowohl ein köstliches Geschmeide,
 Der Unschuld weissen Rock. Sein Leib zwar rühmt sich nicht
 Der Uebermenschlichkeit; des Leibes Dsterlicht
 Ist göttlich genaturt. Ich hebe, um zu sagen,
 Was einer um ihn her für ungeheure Plagen
 Gefangen wandern sieht, die Misgunst, Sterblichkeit,
 Geseze, falschen Wahn, Verdammniß, Krieg und Streit,
 Verzweifeln, Furcht und Noth, Geschwißerkind zusammen;
 Summanus, welcher ihm von Nebel, Dampf und Flammen
 Ein Kürißkleid gemacht; die andren Götter auch,
 Wie damals an der Zahl der Götter Staub und Rauch
 Die Menschen übertraf; der kühne Damenjäger,
 Dem Erd und Himmel zwar, doch über Freund und Schwäger
 Sonst niemand dienen kann, ich mehne Jupitern;
 Sein Bruder auf der See, so auch bey Frauen Stern
 Und Lagerstätte sucht; der Säugling zahmer Affen,
 Der Bluthund Camulus; der Straußhan, dem sie schaffen,
 Der Schwellkopf Eleleus, das Lampfacener Schwein
 (Egypthen ehret nicht den Krocodil allein,
 Auch die sind solcher Art) und wie sie alle heißen,

sämen] Ist ohnstreitig das natürlichere Zeitwort von Saamen; und mei-
 nem Bedünken nach, auch wohlklingender als säen, welches einen so un-
 angenehmen Hiatus in sich hat.

der Glanz besteht zum Kleide] Bestehen, wenn es von flüssigen Dingen,
 dergleichen auch der Glanz zu seyn scheint, gesagt wird, heißt so viel als ge-
 rinnen, gefrieren, oder sonst eine Art von Festigkeit gewinnen. Was könnte
 also schöner gesagt seyn, als, der Glanz besteht zum Kleide? der Glanz
 selbst, ward das Kleid.

So ihren Götterruhm mit Ueppigkeit beschmeißen;
 Der Apameer Bel, der Moabiter Cham,
 Und den der Syrer ihm mit Namen Adad nahm,
 Der Moloch, andre mehr, sind allzumal gebunden.
 Der Delpher Weltprophet beklagt sich überwunden;
 Der Hammoniter auch; viel andre, wo sie sehn,
 Die gehen, Herr, vor dir, du Trostorakel, ein;
 Und wären diese nicht in der Bestrickten Haufen,
 Das Erdreich müßte sich um seine Helfer raufen.
 Die Opfer hemmt man auch. Er, Tempel und Altar,
 Er, welcher Opfer selbst und Hoherpriester war,
 Hält über sie Triumph. Die Engel dichten Lieder,
 Und schwingen über ihm sich lustig auf und nieder.
 Dir, freyes Menschenkind, gehört ein solcher Ton:
 Jehovah hat den Sieg, den Nutzen du davon.
 Ach benge deine Knie, fall Ihm nur zu den Füßen:
 Dann anders darfst du igt nicht deine Laster büßen.
 Die Güte fleußt umsonst, nimm sie umsonst nur an:
 Dann keiner, welcher glaubt, hat dieß umsonst gethan.

So sey mir nun gegrüßt, du Gott und Menschenschlichter,
 Du Weg, du mein Compaß, du Beystand, du mein Richter,
 Mein Nordstern, mein Gewinn. O! wende dich zu mir,
 Ich wende mich durch mich sonst nimmermehr zu dir.
 O! reiß mir aus der Brust der Vüberey Geiße.
 Mein Bruder sey nicht weit, ach Bruder, Bruder Christe!
 Ein Engel ist vor dir nur Diener blos allein:
 Mehr freu ich mich ein Mensch, als Gabriel, zu sehn.

II.

Blutschwizender und todesringender Jesus.*

Der Sternen Oberhaupt und schnelle Zeitenhalter
 War längstst vorbey gerückt; sein voller Amtsverwalter,
 Des Monden Silber, gab dem Schatten seine Macht,

* Dieses Gedicht ist gleichfalls bey Baumann zu Breslau auf zwey Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es ist von weit geringerm Werthe als das vorhergehende: ich vermüthe, daß es daher auch eine frühere Geburth des jungen Dichters gewesen. Es hat ungleich mehr schülerhaftes; und dem ohngeachtet manche sehr glückliche Zeile, und manches sehr materisches Bild.

Und zierte die Gestalt der abgrundschwarzen Nacht
 Mit Lichtfiguren aus: wie unser Seligmacher,
 Der gegen Höll und Tod geschworne Widersacher
 Den Kidron überschritt. Der klargekreißte Bach
 KrySTALLte bis in Grund; das blaugewölbte Dach
 Hatt', um den Höchsten recht in Augenschein zu fassen,
 Mit allen Bildern sich in diesen Quell gelassen,
 Und ließ, o Heiland, dich in Gleichnißweise fast,
 Wie du dich Himmel ab zu uns gesenket hast,
 Durch dieses Werk verstehn. Du bleibst im Uebergehen,
 Mein Jesus, eine Zeit, bey diesem Wasser stehen,
 Erwugest, wie alldar der gleichgehaufte Sand
 Jemehr unwandelbar am Boden sich befand,
 Jemehr von obenher die Wellen sich bewegten,
 Und auf den Grund hinzu die Wogen überlegten.
 So wanckt mein Todesschluf im allermindesten nicht,
 Wie heftig Fleisch und Blut demselben widerspricht:
 Gedachtest du, mein Herr, und giengest fort mit Beten
 Vor Gottes Gnadenthron und Richterstuhl zu treten.
 Wie folget aber ihr in solches Ungemach,
 Das euren Meister drängt, so überdrüssig nach,
 O hochgeliebten Drey? Wie daß ihr euch verweilet?
 Nehmt wahr, wie euer Fürst ohn alles Halten eilet.
 Bis an den Himmel hat der Thabor euch entzückt,
 Jetzt aber haltet ihr die Augen zugeedrückt.
 Ist, Peter, auch allhier gut Hütten aufzubauen?
 Wir würden nimmermehr das Himmelreich beschauen,
 Wie dein zur Zeit noch nicht erlauchter Sinn gedacht,
 Hätt unser Heiland sich nicht auf den Weg gemacht,
 Für uns genung zu thun. Wie hebt er an zu jagen,
 Weil alle Missethat der Welt auf ihn geschlagen,
 Blehcentnerwichtig hangt? Indem ihr stehen bleibt,
 O Jünger, und für Schlaf die Augenbremen reißt,
 Ist allbereit der Herr von euch hinweg gegangen,
 Das Leiden mit der Angst des Todes anzufangen.
 Sein Garteneintritt macht den Adamiten Raum,
 Ins Paradies zu gehn. Er henkt in Lebensbaum

Durch seinen Blutschweiß auf, was Eva weggerissen
Und, in der bösen Luft verteuftelt, angebissen.

Steig, mein Erlöser, steig den Delberg immer an;

Ich folge dennoch dir, wie lang ich folgen kann,

Mit Sinnen emsig nach, die aber vor Erschrecken

In Schlaffucht eben auch, wie deine Jünger, stecken.

Nicht anders, als zur Zeit, da Gott durch Wassermacht

Der blindverstockten Welt ihr Recht zu thun gedacht,

Sich augenblicklich bald die ausgehöhlten Gräben,

Mit Strudeln angefüllt, viel Klüften hoch erhaben,

Ein nebel schwarzer Dampf das Erdreich überrauht,

Der nordwestfeuchte Wind den Luftplatz angehaucht;

Wie damals gegen sich die Meergebirge rungen

Und alles um und an erbittert in sich schlungen,

Das Feuerelement doch gleichwohl der Gefahr,

Die Erd und Luft betraf, nicht eingeschlossen war:

So eben, da dein Blut des Höchsten Rachscherd hemmen,

Die ganze Christenwelt mit Unschuld überschwebmen,

Den Tod ertränken soll, beginnt dich diese Last,

Die du von Ewigkeit dir aufgebürdet hast,

O Gott und Menschensohn, zur Erden hinzuschmeissen,

Und will die Seele dir aus deinem Leibe reißen,

Steckt alle Glieder an; das Herze wallt umpflanzt

Mit Stücken grimmer Pein, und wankt doch nicht, verschauzt

Mit göttlicher Natur, die eben, wie das Feuer

Die Sündfluth nicht gefühlt, des Schmerzens Ungeheuer

Niemals erdulden darf. Du liegest da verblaßt,

Die Rede, so dein Sinn zu halten abgefaßt,

Schickt Seufzer zuvor an, und endet sich mit Klagen.

Mein Vater! wilt du nicht nach deinem Kinde fragen?

Bißt du dann, sagt dein Mund, o Sorggott, unbewegt?

Soll der, den du gezeugt, ins Todesstaub gelegt

Und aufgeopfert sehn? Es müssen Steine spalten,

Und todte Menschen sich in Gräbern nicht behalten,

Der Sonnenantlitz muß verschwarzen auf den Tag,

Da mir von deiner Hand der letzte Donnerschlag

Die Brust zerschmetterten wird: dieß, welchem zu empfinden,

In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel schwinden,
 Bewegt mein Jammerstand. Du, Anfang der Natur,
 Bist unempfindlicher, als keine Creatur,
 Auf mich geeigenschaft. Ach überweh mir Armen!
 Ich heule, wie ich will, so ist doch kein Erbarmen.
 Was soll mir immermehr für Herzeleid geschehn,
 Weil du, mein Ursprung, mich mit Gnaden anzusehn
 Durchaus dich nicht verstehst? Die Pässe zu genesen,
 Sind allesamt gesperrt. Dein unbezirktes Wesen,
 Das, weil es keiner Art des Neigens unterthan,
 Auch derothalben nicht Erbarmung schöpfen kann,
 Verendurtheilet mich. Herr, deinen Zorn zu stillen,
 Beliebt mir nicht zu thun nach meines Fleisches Willen;
 Es sey, was dir behagt. Dein Handel ist gerecht,
 Und strafest gleich sowohl den Herren für den Knecht,
 Den Freund an Feindes statt? Wird ich doch vor der Plage,
 Die meine Schultern drückt, nicht innen, was ich sage.
 Ich leide, wie ein Knecht und Feind, den ärgsten Spott,
 Verdien, als Freund und Herr, bey dir, du strenger Gott,
 Der Welt Gerechtigkeit. Vor Anbruch aller Zeiten,
 Da keine Hölle war, hab ich sie zu bestreiten
 Aus Vorbewußt erwählt. Die Meynung steht und bleibt,
 Da mich das schwache Fleisch zurück und abwärts treibt,
 In Tod getrost zu gehn. Mein unbeflecktes Leben
 Will ich den Sündern hin und für die Sünder geben.
 Dein Wille sey vollbracht! Mit diesem liefest du
 Noch unerholt, mein Herr, auf deine Jünger zu.
 Die schnarcken unbesorgt, Vernunft und Sinn beraubet.
 Vor andern bleht sich auf der Petrus, kächt und schnaubet,
 Stößt um sich, strampfelt, schlägt, knirscht mit den Zähnen, baumt
 Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traunt,
 Dann daß er in Person mit dem Pilatus schmiss, und
 Und zu Jerusalem die Mauren niederrisse.
 Jacobus führt zu Rom ihm einen Schaupallast

haumen] Oder bäumen, sich in die Höhe strecken, wird igt als ein Reci-
 prekum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiäner sagen alborarsi,
 in dem nehmlichen Verstande.

In seinem Schlafbild auf. Johannes redet fast
 Und mehnet anders nicht, dann daß er mit der Zungen
 Der Pharisäer Schaar durch ihren Sinn gedrungen.
 Ach, schreyest du sie an, hangt ihr zu dieser Zeit
 Der Schlafbegierde nach, da Christus allbereit
 Feil ausgeboten ist? Ach, Simon, Wundersachen!
 Der mit mir sterben will, kann jetzt nicht mit mir wachen.
 Er aber war vertieft, besann sich kaum hernach,
 Daß solche Worte selbst der Meister zu ihm sprach,
 Liebängelt und begunnt jetzt Antwort schon zu sagen,
 Wie ihm der Schlaf mit Macht die Lippen zugeschlagen.
 Du läßt ihn dergestalt im Rasen ausgestreckt,
 Betrachtetest, wie du zwar da Menschen aufgeweckt,
 Hingegen schläft für sich entäußert aller Gnaden,
 Der dir den Herzenspraß zu tragen aufgeladen,
 Und solchen weiter mehrt. Dein Geist wird ganz entsinnt,
 Das eisgefrorene Blut in allen Adern rinnt,
 Was etwan übrig ist, das kommt mit hellem Haufen,
 Als in die Flucht gejagt, dem Herzen zugelaufen,
 Das aber selbst, erstaunt für übermachter Pein,
 Wie stark es widerhält, doch weder aus noch ein
 Sich zu erheben weiß. Du willst vor Gott dich biegen,
 Und bleibst aus Mattigkeit ganz auf dem Antlitz liegen.
 Die Zunge zittert blos, wird nicht, wie recht, bewegt,
 So folgendergestalt ihr Elendklagen hegt.
 Du Gottesebenbild! Hab ich nicht in den Banden
 Der menschlichen Natur genugsam ausgestanden,
 O Vater? winselst du. Wird ich dann also hin,
 Der ich durch einen Stall ins Leben kommen bin,
 Durchs Kreuz aus diesem gehn? Ein Kind noch muß ich stiehen,
 Und in Egyptenland mit meiner Mutter ziehen;
 Ich hab in Hungersnoth durch vierzig Tag und Nacht
 Mit Thränen meine Zeit und Wehmuth zugebracht;
 Viel weiter mehr verdaut. Kann dieses ausser Sterben,
 Den Menschenkindern nicht die Seligkeit erwerben?
 Wie oftmalen ich den Athem eingeschluckt,
 Hab ich mir den Verderb zugleich in Leib geruckt:

Und du begehrst mehr? Die Berge fort zu heben,
 Wird deiner Allmachtthand nicht großen Kummer geben,
 Da dieses, welchem du den Willen beygefügt,
 Sich nimmermehr verrückt. Wohl an, so sey vergnügt,
 Dein Wille werde wahr! Das hast du kaum gesagt,
 Wie dich ein neuer Wurm des Schreckens wieder naget,
 Der Mark und Bein durchrißt. Mein Geist, der also brennt,
 Wird dieser für die Welt geopfert nicht erkannt?
 Der Wille, welcher dir sich ganz und gar ergeben,
 Und alles eher kann, als dir, Herr, widerstreben,
 Steht der nicht (siehest du zum Vater) für die That?
 Ein Scufzer, den dein Sohn herausgelassen hat,
 Kann der mit seiner Kraft nicht einer Menge Bösen
 Zu deiner Gnadenhand ihr Leben wieder lösen?
 Wo möglich, ach, so laß den Eingebornen los;
 Ich bitte hoch und sehr! Jedoch geschehe blos,
 Was du für Recht erkannt. Mit diesem kommst du wieder
 Ein wenig zu dir selbst, und hebst die Augenlieder
 Um Antwort willen auf, in dessen sein Gezelt,
 Der dich von Anbeginn, und vor dem Nichts der Welt,
 Zum Schlachtlamm auserkieft. Sein Antlitz aber schauet
 Dich nebelfinster an. Es schneidet dich, und drauet
 Hornstralend lauter Blut; das Schwert in seiner Hand,
 So dich zersücken will, ist anders nicht bewandt,
 Dann deines in dem Thal des Josaphats zu brauchen,
 Wann du den Sündenreiß in Feuerpechpsuhl tauchen,
 Und überdampfen wirst. Jetzt gehet erst das Flehn,
 Herzpochen, Wehgeschrey, Zähnklopfen, Händedrehn,
 Mein Jesus, mit dir an, da du, auf den du bauest,
 Unherzzertrümmert nicht mit nassen Blicken schauest,
 Wie er, den du verklärt, sich gegen dir gebahrt,
 Und voller Hornbegier nunmehr schon auf der Fahrt
 Dich hinzuwürgen ist. Du suchest aller Enden,
 Und findest nirgend nicht, wohin dir anzuländen,
 O Angstmensch, tröstlich sey; nimmst endlich deinen Lauf
 Nach deinen Jüngern hin, hebst Händ und Armen auf.
 Man wird mich, sagest du, in dieser Stunde fangen,

Und ihr begehrt annoch dem Schlafe nachzuhangen?
 Seyd angemahnet, wacht! D träge, weil ihr schnaubt,
 Wird dieser, dem ihr dient, von euch hinweg geraubt.
 Sie schlummern aber fort. Ach, denkst du, was zu machen?
 Die Jünger treiben Schlaf, die Pharisäer wachen,
 Mein Hauptbeschirmer zürnt. Ihr werdet mich forthin
 Sobald nicht wiedersehn; blickt, weil ich bey euch bin,
 Einmal noch munter auf! D unglückhafte Stunde!
 Seyd ihr doch wider mich, vermeh'n ich, auch im Bunde,
 D Falsche! klagst du laut. Das Herz im Leibe bricht,
 Und schmelzt für Traurigkeit; bey'm Vater gelt ich nicht,
 So sind die Jünger taub: hat alles sich empöret?
 Wird mein Befehlswort ganz von keinem nicht gehört?
 Und, was für Klagen mehr dein Trauergeist gespürt,
 Auch durch den matten Mund gen Himmel abgeführt,
 Sey so dahin gestellt. Jetzt nimmst du an den Zweigen,
 Die um dich ringsherum sich ehrerbietig neigen,
 Dich anzusteißen vor, weil du nicht weiter Kraft
 Allein zu wandeln hast. Es rinnt ihr süßer Saft
 An deiner Hand herab, ihr Stärkung einzugeben,
 Die sonst im Beten sich noch einmal aufzuheben,
 Nicht sattfam Macht gehabt. Du gehst gemach, gemach,
 Mit Schmerzen überhäuft den Delbaumlaubten nach,
 Und auf den Betort zu. Indessen ruft der Flammen
 Erzabgott, Lucifer, sein Rabenvolk zusammen,
 Das aus dem Feuersumpf, auch bis auf einen, gar
 In dieser Judasnacht heraus gelaufen war.
 Die Stadt Jerusalem war damals ihre Hölle,
 Und gab dem Schlangenvieh auf allen Dächern Stelle.
 Das eben kam gesammt, weitschrittig, auf Geheiß
 Des Allerobersten, gewandert in den Kreis,
 Den Belial umschrieb. Der Feuersbrunsten Speyer,
 Der alte Drachenkopf und Feldherr aller Veyer,
 Hub Donnerwetter an, sprüt einen Waldvoll Staub
 Und Loderfunken aus. Was? brüllt er, wird der Raub,
 Den unsre Tapferkeit vor Zeiten weggetragen,
 Uns also lüderlich, von einem abgeschlagen,

Der Hand und Fuß anigt mit Kummer nach sich zeucht,
 Ja, wie ein Bettelhund und armer Sünder, krecht?
 Ließ ihn die Wüsten gleich aus unsrer Faust entriunen,
 So können dießmal wir die Schanze noch gewinnen.
 Der Nazarener geht für Angst verzweifelt auf,
 Ihr Brüder, wo ihr helft. Beelzebul, drauf, drauf!
 Ihr andern, fort hernach, seyd hurtig, laßt uns streiten!
 Der droben, glaub ich, steht selbselbst auf unsrer Seiten,
 Und mordblickt auf den Sohn, habt der Gelegenheit,
 Den Stürmer unsres Reichs zu fällen, in der Zeit,
 Ihr meine Helfer, Acht! Das Licht ist uns genommen:
 Wir sollen auch nunmehr um unsern Nachort kommen!
 Dann der von Bethlehem verkauft den Sündern Heil.
 Wir haben nimmermehr an Menschen weiter Theil,
 Wo er sein Werk vollführt. Darum so laßt uns laufen,
 Und um die Seelen uns noch eines mit ihm raufen.
 Sie murmeln allzumal, grimmbrummen, sind erhist,
 Wie eines Engels Glanz auf ihren Haufen blizt,
 Davon sie über Hals und Kopf zurücker pressen,
 Und, was sie vorgehabt, in ein Vergessen stellen.
 Der Anwalt Gottes nun, mit Himmelskraft bethaut,
 Nachdem er weit von sich die Teufel wegbedraut,
 Stund Schildwach in der Luft. Die Haargoldlocken flogen,
 Sein Rock war himmelblau mit Sternen überzogen,
 Die Flügel trogen selbst dem Westwind balsamreich,
 Sein Angesicht nur ist vor Mitbetrübniß bleich,
 Sonst auf den Ort gelenkt, da Jesus hingegangen,
 Den Kreuzkelsch von der Hand des Vaters zu empfangen.
 Was diesem nun für Angst aus seinem Herzen stößt,
 Und, was er in die Luft vor Seufzermörstel löst,
 Die zehlt er allesamt. Kann ich dann nichts erhalten?
 Schreyt unser Seelentrost; muß sich mein Leben spalten?
 Bin ich, (ach ich!) der Sohn? Dein Zorn ist Demantstein,
 Der wird durch unser Blut zersplittert müssen seyn,
 Sonst steht kein Mittel vor. Wohlan ich bin, mein Leben
 Begierig für die Welt in Fluch dahin zu geben.
 Zehn hundert tausendmal zu sterben hätt ich Lust;

Du weißt es, wäre mir, mein Vater, nicht bewußt,
 Wie viel verdamntes Volk mit Kezereyen hageln,
 Mit Sünden anders mich an neue Krenze nageln,
 Und sonst verfolgen wird. Ach, soll die saure Pein
 Den mehrern Theil umsonst dann überdauret seyn?
 Ach, willst du dieses nicht racheifersvoll betrachten?
 Ich muß, ach Gott, ich muß, und werde bald verschmachten.
 Die Adern sind zermalmt, das Blut der Leber schwillt,
 Bis daß es hochgeströmt aus allen Gliedern quillt.
 Schau an! wie blutig ich, du Herzerstößer, bete!
 Hab Acht, wie roth besprengt ich deine Kelter trete!
 Was foderst du doch mehr? Die Schweißgewässerfluth,
 Das mir durch Mark und Bein herausgepreßte Blut,
 Die Zähren, die den Kreis der Wangen überlaufen,
 Sind diese deine Gnuß nicht gültig zu erkaufen,
 O zornentbrannter Gott? Wo möglich, ach so sey
 Zum leytenmal ersucht: laß den Gerechten frey!“
 Der Vater dennoch dringt ihm auf, den Kelch zu trinken,
 Darob er sinnerstarrt alsbald in Ohnmacht sinken,
 Und fast zerbersten muß. Der Engel fleucht in Eil,
 Und andrer Weise nicht, dann eines Bogens Pfeil,
 Auf ihn, den Herren, zu, reibt seine blasse Wangen,
 Ertheilt von neuem ihm den Athem zu empfangen,
 Löst seinen Gürtel auf, und, wie er Regungsmacht
 Dem Höchsten wiederum nach Nothdurft beygebracht,
 Hat er so schnell und stark in Himmel sich geschwungen,
 Daß Wolken hin und her auf seinen Flug zersprungen.
 Mein Heilerwerber gab dem Erdreich einen Ruß,
 Und sagte: „Schluck in dich den Blut- und Wasserfluß,
 Durch diesen wird der Fluch, den Gott gethan, zerschlagen,
 Narcissen sollst du mehr, als Dornen künftig tragen.
 Ach! alle Feuchtigkeit ist weg von mir gerennt,
 Ich feure durch und durch, mein starker Geist entbrennt.
 Ihr Juden, kommt herbey, ich will nicht widerstehen,
 Ja euch, wo ihr verzieht, selbselbst entgegen gehen.
 Nicht diesen Augenblick gemartert sollen seyn,
 Weiß Gott, das martert mich nur einzig und allein.“

Herr Christ, du Lebensbaum, der alle Menschen speist,
 Wie hast du dich dieß Orts so wunderbar beweis't?
 Du sollst zur Schädelstätte noch deine Seele bringen,
 Und hebst mit Todesangst so zeitlich an zu ringen?
 O Werk, in welchem mir zu grübeln nicht gebührt,
 Doch das, eracht ich, Herr, von deiner Liebe rührt,
 Durch welcher Antrieb du natürlich sterben sollen,
 Und mit dem Tode nicht natürlich ringen wollen!
 Ach was? ich irre weit. Dein Trauerkörper fangt,
 Bis daß er zwischen Erd und Himmel nachmals hangt,
 Hier zu erkalten an, durch welches lange Sterben
 Du, uns mit Ueberfluß den Segen zu erwerben,
 Mein Bruder, vorgehabt. Noch eines wundert mich,
 Daß die gestürzte Burg vor deinen Ceufzern sich
 In Stücke nicht zertheilt! daß alle dein Verlangen
 Und Abbit in den Wind vergebens fortgegangen!
 Gottgenaturter Mensch, wie daß du sonder Sieg,
 Blutrünstig überschwitz, den Betensandachtkrieg
 Hinaus geführt hast? Warum wird deinen Klagen
 Der angelegte Sturm so grausam abgeschlagen?
 Was frag ich? haben sie doch überaus empört,
 Durch Aufstand sich zertrennt, und derowegen hört
 Der Weltkreißschöpfer nicht. Die Menschheit will genesen,
 Hingegen kämpft in dir dein göttlich hohes Wesen,
 Verjagt, was menschlich ist, steht wider dich und stammt
 Aus Rachgier lichterloh, reißt dich in Tod verdammt
 Für unsre Schulden hin. O unerhörte Sache!
 Du schüttest aus selbstselbst, und leidest auch die Rache.
 Du sitzest, als ein Gott, dem Richter an der Hand,
 Und führst, als ein Mensch, des angeklagten Stand,
 O Davids Himmelzweig! Ich weiß nicht, wo mein Denken
 In Obacht dieser Angst noch endlich hinzulenken.
 Hat, wenn die Menschheit dich mit Schrecken übereilt,
 Dir deine Gottnatur nicht wieder Kraft ertheilt?
 Ach nein! sie hat vielmehr mit neuen Kummerwogen
 Die Geister, welche dich bewegten, überjogen.
 Ein Mensch beklagt sich auch, erbebt und winselt wohl,

Weiß aber oftmals nicht, ob das sich finden soll,
 Vor dem er sich entsetzt. Du aber hast im Herzen
 Erblickt und abgezehlt, wie viel dir Folterschmerzen
 Dein Stammvolf anthun wird. Wie manch und vielerley
 Blutmordspektakel ihm der Juden Thyramen
 An dir zu sehn gedacht, schien dir, als Gott, obhanden,
 Daher du auch, als Mensch, schon Marter ausgestanden.
 Mich deucht, Gemütherarzt, sammt daß du hier bereit,
 Was dir das Teufelsvolf für Unbarunherzigkeit
 Hernachmals zugefügt, was auch für rauhes Leiden
 In deiner Seelen dir der Himmel zubescheiden,
 Schon übertragen hast. Allhier verlassen dich
 Die Jünger schlafversenkt; allhier befindet sich,
 Was du hernach gesagt, dein Geist von Gott verlassen.
 Die Juden schleppten dich gebunden durch die Gassen:
 Hier, da die Hände selbst zu beten sich geschraubt,
 Raubst du, mein Herr Gott, auch der Kräfte ganz beraubt,
 Den Leib kaum nach dir ziehn. Sie werden um dich legen
 Ein Purpurspottungskleid; hier macht der Blutschweißregen
 Zum Purpur deinen Rock; ja, wie man dir hernach
 In deiner Kreuzigung durch Händ und Füße brach,
 So eben hast du dich auf Erden hier gestrecket.
 Ich weiß nicht, was noch mehr für Wunder etwan steckt;
 Doch über alles bürgt ein wunderbares Gut
 Das ungefodert selbst hervor gedrungne Blut.
 Ach Seelenspicanard! ach lebenshafte Gabe!
 An der ich meinen Geist und franke Sinnen labe,
 Ein Tropfen fälle sich in vielmal hundert Theil,
 Ach Kraftblut, alle Welt macht eines dieser heil,
 Und seelengüterreich. So wird kein Balsam fließen,
 Noch auch der Weinbeersaft dem Winzer sich ergießen,
 Als hier durch Haut und Fleisch dein Lieferblut sich dringt
 Und, einer Wolkenbrust fast zu vergleichen, springt,
 O Gnadenquell, mein Gott! Es ist in dieser Stunde
 Dein roth durchströmter Leib nur Eine bloße Wunde,

[Lieferblut] so viel als geliefertes, d. i. geronnenes, coagulirtes Blut. So
 sagt auch Flemming: „Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weg.

Daher Geblüte dann, hoch überauf geschwellt,
 An allen Enden röthrt. Es wäre wohl bestellt,
 Wann, Magdalena, du die Blutabtrauffelöcken,
 So unser Herr geschwigt, in deiner goldnen Locken
 Fußtrockentuch gefaßt. Ich halte meinen Mund
 Zu diesem Blut hinan, hier wird mein Geist gesund.
 Zu Rom mag immerhin das Fechterblut erfrischen,
 Das einer in sich sauft, wann noch desselben Gischen
 Aus dem Verletzten schäumt. Da ist der ganze Christ,
 Wo du, sein Blut, auch nur in einem Tropfen bist.

Was aber soll ich nun von dir, o Garten, sagen?
 Du wirst hinfort nicht mehr den Delbaum langsam tragen,
 Weil über dich das Blut des Allerhöchsten fließt,
 Und ringes sich herum auf deinen Grund ergießt.
 Mit was für Blumen wird dein Erdreich künftig prangen,
 Demnach es diesen Saft des Lebens aufgefangen?
 Ein andrer erndte Frucht, von dir, o Garten, ein,
 Mir wird nichts liebers nicht, als deine Düngung seyn.

III.

Auf das Absterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau.*

Nicht anders, als ein Schiff zwar seinen Fährmann mißet,
 Doch aber Angesichts, wenn einer eingebüßet,
 Man einen andern wählt, dem Schiffe vorzustehn,
 Das samt den Leuten gleich zu Grunde wollte gehn:
 So mißt auch Euer Haus die treue Hand der Frauen,
 Und kann in höchster Angst auf keinen Helfer bauen,
 Als bloß auf Euren Fleiß. Seht auf, als wie ein Mann,
 Und schätzt euch doch nicht schwer, Herr, was ein Weib gethan!

* Diese Kleinigkeit, vom Jahre 1640. und die drey folgenden Stücke, sind nichts als Gelegenheitsgedichte; die aber deswegen schon werth waren, wieder gedruckt zu werden, um auf einmal alles übersehen zu können, was von ihrem Verfasser bis ikt sich aufstreiben lassen. So unbedeutlich sie ihrer Gegenstände wegen sind: so viel eigenes hat jedoch auch das geringste derselben; und in allen sieht man den guten Kopf, der nach Plan, und immer nach seinem eigenen Plane arbeitet.

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kayserl.
Rathrats.*

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Blitz und Rauch erschrecklich angefeckt;
Auf Erden kömmt zusammen
Der Winde leichter Lauf;
Die abgeworfnen Flammen
Fängt jeder Abgrund auf.

Der Oberhimmel geht in seiner Silberpracht,
Dahin sich ewig auch nicht eine Wolke macht;
Er ruhet frey von Winden,
Vor sich, stets ungewandt;
Da ist sonst nichts zu finden,
Als lieblicher Bestand.

So, weil die grimme Glut, die Mars hat angelegt,
Auch über unser Haupt mit Macht zusammen schlägt,
Muß mancher Geist der Erden
Des schnellen Todes sehn;
Wer größer können werden,
Dem jagt sie Schrecken ein.

Der höchste Himmelgeist sieht solchem Jammer zu,
Schlägt Angst und Kummer aus, hat bey dem Kriege Ruh.
Er läßt sich nicht verkehren,
Wenn alles knakt und bricht;
Und weiß sich steif zu wehren:
Sein Herze wanket nicht.

* Ist von 1641. Rathrats ist so viel als, Rath bey der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen, und von ihm Gedichte besessen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

Herr Zoffel, Euer Sinn geht dieser vielen für,
Und glänzt dem Meister gleich; ist Aller werthe Zier.

Ihr habt bey jungen Jahren,

Da manche müßig gehn,

Den rechten Griff erfahren,

Wie Noth sey auszustehn.

Wenn einer etwas schon bey junger Zeit gethan,
So kömmt ihn dieß hernach im Alter leichter an.

Im Kriege ward empfunden,

Wie wohl Ihr mit der Hand

Vor Schlägen Rath gefunden,

Doch besser durch Verstand.

Da habt Ihr freyen Weg zur Tugend Euch gemacht,
Zu welchem manchen kaum ein grauer Kopf gebracht.

Man sah Euch thätig lehren

Am kleinen, daß Ihr werth

Des größten Standes Ehren;

Die auch zu Euch gekehrt:

Als Eures Namens Ruhm bis an die Sternen drang,
Und an derselben Bild, des Kayfers Hof, sich schwang.

Da ist er auch beklieben;

Und bis ins dritte Haupt

Bey Gunst und Ruhm geblieben,

Groß, herrlich, unberaubt.

Wer Einem Kayser bloß in Diensten wohlgefällt,
Den ehrt, und zwar mit Recht, ein jeder Ort der Welt.

Wer Drehen kann gefallen,

Als, mein Herr Zoffel, Ihr,

Geht dieser, wo nicht allen,

Nicht derer meisten für?

Was schlag ich Zeiten auf? Der dritte Ferdinand
Hat Euch bey ihm ein Amt rechtmäßig zuerkannt;

Gleich, als uns wollte tödten
 Das wilde Kriegesgeschwert,
 Da solches Volk vonnöthen,
 Das mit Verstande wehrt.

Dermaßen pflegt Ihr hier zu wehren Euren Mann,
 Samt alles, was Ihr thut, Euch selber sey gethan:
 Könnt so zu Rathe halten,
 Als sey es andrer Theil,
 Und treulich auch verwalten
 Dieß allgemeine Heil.

Ihr tragt mit großer Lust die ehrenwerthe Last,
 Dieweil Ihr mit Geduld und Kräften wohlgefaßt.
 Euch hat das Joch erwecket,
 Und an das Licht gebracht,
 Das andre Leute schrecket,
 Und allzu müde macht.

Der Willen machet Euch, was schwer ist, leicht und schlecht;
 Durch ihn wird alles Thun verrichtet wohl und recht.
 Wie, wenn ein Vogel zittert,
 Und sich dem Leim entschlägt,
 Er sich doch ganz zersplittert,
 Und in die Federn legt:

So, wer die Sorge fleucht, dem wird die Bürde schwer;
 Wer aber willig trägt, der geht darunter leer.
 Wohlhan, Ihr habt den Sorgen,
 Rathschlägen unterthan,
 Vom Abend bis zum Morgen
 Bisher ihr Recht gethan.

Izt schlägt des Amtes Last und andern Kummer aus;
 Heut ist ein Ehrentag, erfreuet Euer Haus.
 Wer immer ihm ergeben
 Dem Amte stehet für,

Der mag auch lustig leben
Bisweilen nach Gebühr.

Muß unser schöner Leib zur Ruhstatt täglich gehn,
So laßt den müden Geist doch eines ruhig stehn.

Legt hin die Kammerschreiben,
Der tiefen Sorgen Sitz;
Wer kummerlos kann bleiben,
Der hat den besten Witz.

Eucht in den Kästen auf der Berse treues Pfand,
Wie Euch für seinen Freund Herr Dpiz hat erkannt,

Der oben bey der Sonnen
Der weisen Welt bewußt:
Was seine Faust gesponnen,
Wirkt Nachdacht und auch Lust.

Wo dessen Vers nicht hilft, so faßt die Kanne Wein,
Und schenket in ein Glas zugleich den Kummer ein.

Wir leben nicht auf Erden,
Daß wir durch Müh und Pein,
Die nicht gebrechen werden,
Am Leben Mörder sehn.

V.

An Herrn Goldbach, bey seiner Verheyrathung. *

Nun fällt der Tag herein, in dem Euch an die Seiten
Ein unbeflecktes Bild der alten Väterzeiten
Gesezet werden soll; der freudenvolle Tag,
In welchem weiland sich der wilde Heide pflag
Nach Bachan umzuthun: die schrieen in die Wette,
Gleich als der Säuser Gott sie angetrieben hätte,
Verhüllten ihren Kopf mit Blättern um und an,
Und schlossen überdies zum Tanzen einen Plan,

* Ist von 1642.

Das sinnenlose Volk! Ihr könnt genauer wissen,
 Woher auf diesen Tag die Fastnacht Freuden fließen,
 Herr Goldbach, zweifelt nicht! Betrachtet Euer Haus,
 Schickt Augen und Vernunft nach wahrer Bottschaft aus;
 Nehmt aller Freunde wahr, wie muthig sie sich weisen,
 Und Eure Braut gesammt mit einem Munde preisen.
 Dann welcher wüßte sich so steinern um die Brust,
 Dem dieses Contersey der wahren Tugendlust
 Verschmählich sollte seyn? Wohlan, so habt Gedanken,
 Mit was für Einigkeit sie mit einander zanken
 Um Eurer Liebsten Zucht. Der Eine hält dafür,
 Sie sey der Sara gleich, und würde nach Gebühr
 Euch zu Gebote stehn. Der Andre will sie gleichen
 Der Tochter Bethuels, dieweil sie Hand zu reichen
 Und wohl zu thun gewohnt. Der Dritte bringet an,
 Wie ihre Freundlichkeit das Herze brechen kann,
 Nach Rahels ihrer Art, um welcher Anmuth willen
 Der Jacob vierzehn Jahr, die keusche Brunst zu stillen,
 In Diensten hingebracht. Der Vierte macht Geschrey,
 Wie daß sie an Geduld der Lea Schwester sey.
 Der Fünfte bricht hervor, getrost ihr bezumessen,
 Wie Jaels starker Muth ihr allen Sinn besessen.
 Der sechste Biedermann der übergeht den Muth,
 Und giebet ihrer Hand vor dir, du theure Ruth,
 Du unverdroßne, Platz. Sein Nachbar kann bewähren,
 Sie werde nimmermehr sich nach dem Winde kehren;
 Das Cleud bräche schon von Ost und Morgen ein,
 Vielmehr, wie Michal, Euch zum Schirme dienstlich seyn.
 Da nimmt der Achte dann ihm Anlaß, sie zu preisen,
 Und denkt Abigail persönlich aufzuweisen
 Durch ihren Mannsverstand. Der Neunte giebt Bericht,
 Weil jedermann von ihr ein gutes Urtheil spricht,
 So schiene sie, und sey in diesem großen Etliche
 Der Judith zugethan. Der Zehnte sinnt zurücke,
 Wie ihr Gesicht stammt, und langet auf den Grund,
 Daß Esters Wangenschmink und rosen gleicher Mund
 Sie angestorben sey. Den Fifften deucht Susanna

Nicht keuscher sehn, als sie. Ein andrer paart die Hanna
 Mit ihr in Frömmigkeit. Und immer so fort an,
 Wie ich nicht alles hier mit Namen nennen kann,
 Nimmt dieses Lobgespräch und angenehme Streiten
 Noch stärker überhand; weit anders, als vor Zeiten
 Der ersten Römer Kern vor Urdea bezechet,
 Ein jeder sein Gemahl, und Collatin mit Recht
 In das Gesirne hub. Hier zielen alle Zungen,
 Nicht wie ein jeder da für seinen Schatz gerungen,
 Auf Euer Herzenslieb. Mir kommt es eben vor,
 Wie in der Singekunst ein wohlbestelltes Chor,
 In welchem keiner nicht dem andern gleiche singet,
 Doch Eine Melodey im Unterschiednen klinget:
 So stimmen, welche hier von vieler Meinung sehn,
 O Gönner, allzumal im Hauptpunkt überein.
 Ach! seelig soll man Euch und aber seelig achten
 Bey einer solchen Braut! Ihr Leben Thun und Trachten
 Steht vor das Seyrathsgut: denn aller Goldgewinn
 Fällt oft geschwinde zu, und oft geschwinde hin;
 Das aber hat Bestand. Ihr könnet von den Sachen,
 Durch Hülfse der Vernunft, Euch leichte Rechnung machen,
 Daß eine reicher sey, die mit beherzter Hand
 Und überschiffter Raß des Gangis seinen Sand
 Zusammen lesen kann, als welche mit dem Gelde
 Den Kasten überdruckt. Die Jugend zeucht zu Felde,
 Sucht Beute Tag und Nacht; hat, was sie in der That
 Noch lange, lange nicht ihr zu geworfen hat,
 Und bleibt mit sich vergnügt. Das werden alle wissen,
 Die Weisheit ausstaffirt; Ihr aber auch genießten
 An Eurer werthen Braut. Sie wünschet allbereit,
 Und host die Wiederkunft der wunderschönen Zeit,
 In der die Sonne sich dem Westen wird vertrauen,
 Und dieser Erdenrund, den Tempel Gottes, bauen
 Mit Werken der Natur. Da weiß sie auch mit Lust
 Die Unlust auszustehn. Dem Werder ist bewußt,
 Wie sauer sie geschwitzt. So wird sie künftig wachen,
 Und andern einen Muth mit ihrem Fleiße machen.

Dann, haut ein Führer selbst den Feinden in das Dach,
 So setzt sein Kriegesheer ihm unerschrocken nach:
 Nicht anders geht es hier. Es lasse nur die Mühen
 Der Kreaturen Herr nicht ohne Frucht verblühen:
 Er lenke was Ihr thut: (mit ihm führt Eine Hand
 Vielmehr, als tausend, aus) er segne diesen Stand
 In den ihr heute kommt. Doch soll ich prophezehen,
 So, mehn ich, wird er wohl zum Ueberfluß gedeihen.
 Setzt Ihr nur gleichen Sinn, und mischt das fromme Blut!
 Wie Mann und Weib gebahrt, sind Ehen falsch und gut.

VI.

An seinen Lehrer, den Prof. Christ. Colerus, bey
 dessen Namenstag.*

Auf! Mutter Schlesien, du Rüsthaus großer Väter,
 Du Abgott der Natur, du Amme der Gemüther,
 Die feuerherzig sind! Auf schönes Vaterland,
 Biewohl dich dieser Zeit Gradivus Donnerhand
 Zum Schandspektakel führt! Vergiß der Hauptbeschwerden,
 Die durch Vergessenheit zum Theil erleichtert werden,
 Und fehre neben mir Herr Eblern dieses Fest,
 Der wider deinen Schimpf und unsrer Zeiten Pest
 In vollen Waffen steht. Der Europäer Wunder,
 Der deutschen Völker Ruhm, der Bobersöhne Lunder,
 Mein kluger Dpiß brach durch unerschöpften Fleiß,
 Durch unentsfärbten Ernst, der Mutterreden Eis
 Uns Allemännern auf. Nach diesen seinen Thaten,
 Die eine That verbracht, besand er an Soldaten,
 Dem nachzustreben war. Ein Führer in der Schlacht,
 Nachdem es seine Faust auf guten Weg gebracht,
 Der weicht ermüdet aus, schaft andern nachzuhauen:
 Sein Rittergrimm verlischt; der Feinde Rücken schauen
 Regnügt den Löwenmuth. So, wie allhier die Flucht
 Der Sprache Barbarey, das graue Thier, gesucht,

* Ist gleichfalls von 1642. als nach welchem Jahre mir weiter nichts
 von dem Dichter vorgekommen.

Ließ Ditz den Beruf der deutschen Phöbus Sinnen,
 Verstieg sich anderweit erhitzter auf die Zinnen,
 Wo grüner Ruhm hausirt. Die Sache ward bestürzt,
 Und durch des Meisters Rasi im wachsen schon verkürzt,
 Als wenig unterbaut. Wer hat sich da gefunden,
 Der unsrer Leher sich so ehfrig unterwunden,
 Als, werther Cöler, Ihr? Der unsern Vaterland
 Hat mit der ersten Milch den himmlischen Verstand
 In Euren Sinn geßößt. Wen diese Stadt der Erden
 Zum Bürger ausgesetzt, dem muß der Himmel werden;
 Der steigt, wie Feuer, auf. Auch ihr Parnassuslicht,
 Das durch die kalte Nacht der grimmen Länste bricht,
 Verdienet dieses Lob. Minervenbrüder Sonne,
 Ich mehne, Cruter, dich, der hatte seine Wonne,
 Wann Eure Muse sich durch einen Lustgesang
 Bis an den Rittersiß der Aldromeden schwang:
 Und Buchner noch anjetzt. Wen solche Seelen lieben,
 Der hat sein Ehrenschiff schon hoch genug getrieben,
 Entstände gleich auf ihn die ganze Welt ergrimmt.
 Und eine Liebesglut, die solcher Orte glimmt,
 Ist dieser vorzuziehn, so anderwegen brennet,
 Die Tugend aber nicht für ihren Zweck erkennt,
 Als wie Antisthenes. Bey Euch versängt er wohl:
 Ihr liebet, was an Euch geliebet werden soll,
 Und ehret, was man ehrt. Die deutsche Pierinne
 Ist das geringste fast an Eurem reifen Sinne,
 Wie hoch sie euch erhebt. Was Tacitus verschweigt,
 Der Sachen oft und viel nicht redet, sondern zeigt,
 Verschweigt er Euch doch nicht. Was dessen Mitgeselle,
 Der Einen Ruhm mit ihm, Ein Alter, Eine Stelle,
 Ein Herze hat geführt, was dieser Mann geblickt,
 Hat Aufenthalt bey Euch. Was Florus ausgeschwigt
 Ist Euer Labetrank. Was jener aufgeschrieben,
 Der diesen Tag zu Rom mit zwanzig Wunden blieben
 Und dreyen noch dazu; was Crispus vorgestellt,
 In dem die Leppigkeit und Tugend sich gesellt,
 Verstehet Ihr ohne Falsch. Was Victor hat besonnen,

Dem denkt Ihr weiter nach. Was andre mehr gesponnen,
 Das wirkt Ihr künstlich aus. Was weiland der Schleidan,
 Und unser Tacitus, der wichtige Thuan
 Von Weltgeschichten zeugt, kann einer unvergraben
 Bey Euch auch ohne Buch in guter Ordnung haben.
 Was die gehöfste Welt, wo Silis sich ergeußt
 Und das atlanter Meer die letzte Gränze schleußt,
 Für Art zu herrschen hat, ist alles Eurem Herzen
 Bekannter als bekannt. Ihr gleichet Euch der Kerzen
 Bey Alexandria: dann Euer Sinn der sieht,
 Und wird auch weit gesehn. Er weiß, so was geschieht,
 Was drauf geschehen soll; hält scharfe Hut und Wache,
 Hat mit der Ewigkeit nicht eine schlechte Sache,
 Die keinen Laffen liebt. So lebet Ihr, mein Licht;
 Und welcher anders lebt, der lebt bey weitem nicht.
 Wer aber lebt, wie Ihr, kann doppelt seelig leben,
 Und, muß er seinen Geist den Parcen übergeben,
 So reißt er dennoch aus, durchwandert alle Welt
 Als eine Bürgerstadt, und schläget sein Gezelt
 Bis an den Himmel auf. Ach, sollten dieses wissen,
 Die ihre junge Zeit vorüber lassen fließen,
 Wie würden sie nach Euch und Eurer Lehre stehn!
 Ach könnte dieses mir doch recht zu Herzen gehn!
 Ach daß ich mit der Zeit, mein Thales, Eure Lehren
 Die, als Drakel, sind, gehirnter könne mehrren,
 Was Euer Fleiß von mir zum Lohne bloß begehrt!
 Ach daß auf diesen Tag mein Wahn sich nicht verkehrt!
 Sonst will ich alles wohl mit gutem Muthen leiden,
 Nur das verziehen nicht. Doch sagt mir, was zu meiden,
 Was fortzustellen sey; ertheilt mir Eure Günst,
 Die mehr, als Lehren, gilt. Ich weiß noch keine Kunst,
 Dann unterthan zu seyn. Doch hab ich recht vernommen,
 So sind von dieser Kunst die andern alle kommen.
 Schafft Ihr nur mir getrost die Wissenschaften an.
 Laßt sehen, ob ich nicht getrostet folgen kann,
 D Ursprung meiner Zucht. Wie bey den alten Tagen
 Den jungen Greis von Gent der Skaliger getragen,

Wie Berneggerus Euch mit Treuen hat gemeint,
 Wie Anaxagoras, Perikles; dir gescheint;
 So steht Ihr auch bey mir. Was bin ich am Verstande,
 Das nicht von Euren kömmt? Ich trüge Spott und Schande,
 Für Förderung davon, wenn Euer Geist gethan,
 Dem ich in Ewigkeit nicht Dank erweisen kann.
 Der Höchste gönne nur Euch späte Lebenstage,
 Bis daß ich, als ein Baum, die goldnen Früchte trage,
 So Ihr in mich gepflanzt. Die streichet nachmals ein;
 Dann alles unser Thun soll Euer ewig seyn.
 Nun, das Perennienfest ist gar genug besungen.
 Ich wünschte mir dazu auf heute tausend Zungen:
 Doch, wann ein solcher Sinn, wie meiner ist, gebracht,
 So reichen dieß zu thun auch tausend Zungen nicht.

Predigt über zwei Texte. *)

..... In Lessings Briefwechsel mit Hrn. Hofr. Ebert las ich neu-
 lich, daß Lessing in einem Briefe vom 28 Dez. 1769 schreibt: „Al-
 bertti befindet sich wohl; und was mich an ihm eben so sehr freut,
 „als seine Gesundheit, ist, daß seine Versöhnung mit Goezen ein fal-
 „sches Gerücht gewesen. Morik wird daher wohl predigen, und
 „seinen Sermon mit nächsten einsenden.“ — Dies wird schwerlich je-
 mand verstehn. Wie kömmt Morik zu Albertti und Goezen? — Hr.
 Hofr. Ebert hat diese litterarische Anekdote bei der Herausgabe seiner
 Briefe nicht erläutert; und dies veranlasset mich, es hier zu thun, zu-
 mal da ich dabei ein kleines Bruchstück von Lessings Ideen mittheilen
 kann, das mir seit zwanzig Jahren im Gedächtniß geblieben ist, und
 vielleicht sonst ganz verloren ginge.

Während Lessing in Hamburg lebte, entstand daselbst ein großer
 Theologischer Zwist. — Seit langer Zeit war in den Hamburgischen
 Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin un-

*) Aus einem Aufsatze von Fr. Nicolai in der Berlinischen Monats-
 schrift, Band XVII (1791), S. 30—45.

ter andern auch die Worte aus Psalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen, standen. Im J. 1769 hielt Alberti, und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht,) es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Fußgebete aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen und seine Kollegen aufs bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Goezen, und wollte Gottes Grimm über Alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Goeze bei Strafe der Suspension befahl (*), die Sache ruhen zu lassen.

Lessing billigte gewiß Goezens hämische Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine Reizung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Partie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort, und sagte unter andern: „Man müsse in dieser Sache wohl distinguiren; dann werde „sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und „so beten müsse.“ Alberti rief aus: „Hier helfe keine Distinktion, „denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu „beten.“ Lessing verfocht seinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Christus sagt: Du sollst deinen Nächsten „lieben als dich selbst!“ Lessing versetzte: „Das sollen und wollen „wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen!“ Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinktion möchte ich sehen, mit welcher Sie dies verethnigen wollten!“ Lessing sagte: „Das sollen Sie sehen!“ Alberti und Andere lachten.

Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

(*) Man s. Allgem. Deutsche Biblioth. XII, 2, S. 95, 98; XVII, 2, S. 617.

Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm über die Seiden u. s. w.; und über Matth. XXII, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; von Morick. Aus dem Englischen übersetzt.

Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, absetzen, und nur ein halb Duzend Exemplarien abdrucken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blicke, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sei, und daß bei der damaligen Währung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn bereits unbilliger Weise aufgeheizte, damalige Hamburgische Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte, und ihn versicherte, es sei bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden, und unter denselben auch ich, bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch bis jetzt Niemand derselben gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuscript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen sein. Moricks Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entsiehn. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben; (*) aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben; eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Morick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mittheilen. Sollte je Lessings Manuscript, oder wenigstens

(*) Als Lessing das letztemal in Berlin war, hatte er sie nebst andern Aufsätzen, die nur seine Freunde sehen sollten, mitgebracht.

ein Exemplar der Paar gedruckten Blätter, noch zum Vorschein kommen; so wird man vermuthlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest im Gedächtniß gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtniß von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing; so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben sein, so wird ein Bruchstück eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas werth sein. Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten Französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Huth ab; aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche, und sagte, indem er denselben gab: French dog!

Der Oberst schwieg einige Sekunden, und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim! es ist ein Mensch und nicht ein Hund!“

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny, und sagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieser Mensch ist ein Soldat!“ Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny, und sagte: French dog!

„Und, Trim! er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten, und ist schwer verwundet worden.“ Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: French dog!

„Und, Trim! dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“ Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte, etwas leise: French dog.

Als der Obrist nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall. Yorik sagte: Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient. Dies gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt. — —

Berengarius Turonensis:

oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben; von Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar daselbst.

1770. *)

V o r r e d e.

Den Gelehrten ist bekannt, daß Herr Schmid, Professor der Theologie bey dem Carolino in Braunschweig, ohnlängst den Brief des Adelmans an den Berengarius, aus einer Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erschien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufsicht über diese Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob sie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den ersten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erste Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung selbst, bestehet nur

*) Die Berichtigungen einiger der angeführten Stellen, die Conrad Arnold Schmid nach der wolfenbüttelischen Handschrift gegeben hat, im fünften der lessingischen Beiträge (1781, nach Lessings Tode) S. 255 ff., hätten hier ganz unbeachtet bleiben können, wenn die Genauigkeit des Textes in der Ausgabe der Schrift des Berengarius von A. F. und F. Th. Wischer (Berlin 1834) die lessingischen Ausführungen und Schmid's Berichtigung derselben überflüssig machte. Da dies aber nicht der Fall ist, schien es dem Herausgeber gerathener die von Schmid angegebenen Lesarten der Handschrift meistens gleich in den lessingischen Text einzutragen, einige aber in Anmerkungen mit Schmid's Namen anzuzeigen.

aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu schreiben, Gelegenheit nahm.

Zwar schrieb ich diese Briefe sogleich in der Absicht, von mehreren gelesen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den diese weitere Absicht erfordert hätte.

Ich glaubte sogar, hier sey es allerdings besser, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein so wichtiges Werk so lange entbehren müssen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als später.

Besonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es fast immer ergeht, wenn man von der Hand weg schreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man sagt zugleich zu viel, und zu wenig. Diesen und jenen ganz kritischen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren sollen; mit gewissen Schriftstellern hätte ich mich bey weitem so tief nicht einlassen sollen. Dagegen hätte ich mich bey dem wesentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Besonderheiten desselben mittheilen müssen.

Doch wenn bey jenen Auswüchsen, höchstens nur einige Bogen verschwendet worden: so ist diesem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewisse Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten, und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, daß sie einer eigenen Erörterung gewiß sehr werth sind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paschasius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Lesern nicht zu sagen.

Was ich inzwischen vor igt liefere, so viel oder so wenig es ist, wird doch immer hinlänglich seyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieses Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich sehe voraus, wie unendlich verschieden die Urtheile hier über ausfallen müssen. Aber wer erräthet auch nicht, welche Urtheile allein entscheiden können? Unstreitig nur, die Urtheil der Theologen unserer Kirche: und unter diesen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfnisse, als nach dem Tone der Zeit, ermessen können und wollen.

Daß sodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaub ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, daß auch solche Schätze keine Schätze sind wenn sie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreife sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleichen Handschrift für sich, so unso, zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger seyn, oder nicht: es sind doch immer mehr meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns, so zuverlässig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführen sich gefallen läßt. Einen solchen, er sey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen seyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke.

I

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der seinen Schriftsteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt schicken will. (*)

(*) Es betraf die Nachweisung des Auffazes vom Doneda (in der *Raccolta d'Opusculi scient. e filol. T. XLVI.*) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher bestimmt werden soll, und mit welchem Herr Prof. Schmid seine Ausgabe noch hätte bereichern können.

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig ist, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derselben, Ihnen, oder eines andern würdigen Gelehrten unserer Kirche Beytritt, auffodern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmans macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug ist, die Ueberreste des Alterthums dem Untergange zu entreißen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von grossem Nutzen sind, und wem damit am meisten gedienet seyn möchte. Gestehen Sie aber selbst, daß es nicht unsere, sondern die Römische Kirche ist, die Sie darunter am meisten sich verpflichtet haben. Diese hat ungern einen so angesehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verstümmelt aufweisen können; und sie durfte es aus dem Bücherschätze eines Protestantischen Hauses vielleicht am wenigsten erwarten, einen Mangel ersetzt zu sehen, (*) wodurch sie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebeffert und frisch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr selbst die Bestimmung des Adelmans kann streitig gemacht werden. Glacius trug kein Bedenken, ihn unter seinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, (**) und klar ist es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmans kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transsubstantiation schlechterdings voraussetzte. Da jedoch Adelman auch mit keinem Worte sich gegen diesen Begriff, welcher der herrschende geworden war, erklärt; da er zwischen dem einen Abwege des Paschasius, den die Kirche mit vollem Haufen einschlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelstraße zu erkennen scheinete: so dürfen wir uns wenigstens nicht wundern, wenn ihn unsere Gegner für sich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als sie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es sey denn auch! Wir können ihnen so einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein

(*) Galeardus wandte sich desfalls, ausser den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unserer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen seyn; ob es schon freytlich mit allen solchen Nachfragen eine sehr mißliche Sache ist.

(**) Cat. Test. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

Freund, — kaum verdiente, daß Sie sich die geringste Mühe gaben, ihn zu einem Deutschen zu machen. Er sey ein Deutscher, oder ein Wahle, oder was er will, gewesen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offenen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Bösen verlangen, daß sie ihrem Beyspiele hierinn folgen sollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutschen machen könnten! — „Den Berengarius? diesen „Keger? diesen doppelten Keger? Keger in seiner Trennung „von der Kirche: Keger in seiner Rückkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles so: nichts destoweniger! Das Ding, was man Keger nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Keger die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch grösser, als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrieger mit unter.

Daß Berengarius in einem solchen Jahrhunderte gelebt, das ist wohl unstreitig. — Also auch: wenn Ihnen die Wahl noch igt frey stünde, ob Sie lieber vom Adelmanne, oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebsten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wissen über dieses zu wohl, wie unbekannt noch bis igt der wahre Berengarius ist; wie unzuverlässig sich noch bis igt von seiner wahren Meynung urtheilen lasse; und wie sehr, auch daher schon, alles erhalten und bekannt gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieser Unzuverlässigkeit abhelfen kann.

Berengarius selbst hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen seiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu lassen. Er

hat sie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen seine Widersacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacensis. (*)

Aber wo sind sie, diese Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, sie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, sie vorseßlich zu vernichten? Wenn die Schriften seiner Gegner zugleich mit dahin wären: so möchte leicht jenes eben so wahrscheinlich seyn, als dieses. Aber da kann man, ausser Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lanfrancus, einen Gaitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie sie alle heißen, der verderbenden Zeit zum Troste, lesen; die sich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen sprechen; und wenn der andere ja einmal etwas sagt, so sagt er es durch den Mund seines Gegners.

Es müssen aber, schon zu des Ilacius Zeiten, die Schriften des Berengarius so gut als aus der Welt gewesen seyn. Man kennet den unverdrossenen Fleiß dieses Mannes, (seinen improbus labor, in jedem Verstande, wie man sagt) mit welchem er alles überall zusammen suchte, was er zu seiner Absicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; seine Palinodie auf der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus seiner nachherigen Verdammung dieser Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieses waren denn auch die Beweisstücke alle, auf die man sich in den unglücklichen Sacramentarischen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Protestantischen Kirche, des Berengarius, zum Schuz oder zum Trug, Erwähnung geschah. Ich wünschte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derselben geschehen wäre. Ein Wiederruf, den ein

(*) Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit & ipse ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap. 154. in Bibl. Eccl. Fabricii, p. III.*

vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterschreiben muß; einzelne, unzusammenhängende Stellen, die seine Gegner ihren Widerlegungen aus seinen Schriften einverleiben, beweisen wohl, was diese Gegner sich eingebildet, daß dieser Irrgeist geglaubt, beweisen wohl, was sie verlangt, daß er an dessen Statt glauben sollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kam von beiden, von dem einen so wohl als von dem andern, gleich weit entfernt seyn.

Luther hatte hier kein Urgeß; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widersachern desselben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transsubstantiation geneigter blieb, als dem blossen Tropus, da er sich überführt hatte, daß diese Auslegung mehr mit dem Wesentlichen des Glaubens streite, als jene: so bezeigte er seinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabst gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, sondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs sogar mehr, als sie selbst von manchen Katholiken waren gebilliget worden. (*) Berengar ward in seinen Augen das Schlimmste, was er seyn konnte, ein Vorläufer der ihm so verhaßten Sacramentirer, dessen Irrthum Carlstadt und Zwinglius bloß erneuerten: (***) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen seiner orthodoxen Nachfolger, der Westphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir ist unter den ältern Theologen unserer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilet;

(*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, sowohl als die Glossa im geistlichen Recht, daß sie den Pabst Nicolaus strafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu solcher Bekänntniß, daß er spricht: Er zudrücke und zuriebe mit seinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Christi. Wollte Gott, alle Päbste hätten so christlich in allen Stücken gehandelt, als dieser Pabst mit dem Berenger in solcher Bekänntniß gehandelt hat.“ Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Christi, im Jahr 1528.

(**) „Carlstadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sacrament des Abendmahls, daß daselbst nur Brodt und Wein u. s. w. Aurifaber, im Bericht, was sich mit Luther und seiner Lehre in den Jahren 1524. und 25. zugetragen.

und dieses ist eben der Glacius, (*) der gleichwohl zu seiner bessern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer schlimmern. Arnolden könnte ich ihm allenfalls noch beygesellen: aber in dessen Plane war es, sich aller Keger anzunehmen.

Singegen lieffen es die, welche sich zur Meynung des Zwinglius bekannten, sich nicht zweymal sagen, daß Berengarius ihr Vorgänger gewesen sey; sie griffen begierig zu, und setzten sich ganz in den Besitz dieses Mannes. Wer kann es Ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angesehen ward; es mußte ihnen lieb seyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufzuweisen, und dadurch wahrscheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein anderer, als der Glaube der ersten Christen sey. Dabey war Berengarius ein so angesehenener, so gelehrter, so scharfsinniger, und von Seiten seines Lebens, selbst nach Zeugnissen seiner Feinde, so untadelhafter Mann gewesen, daß sie im geringsten nichts wagten, sich freywillig für seine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angesehensten Reformirten Theologen, wo sie in ihren dogmatischen, oder polemischen, oder historischen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, sich sehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit so vieler Gessiffenheit, mit so vieler Wärme vertheidiget, daß Lutherische Gelehrte davor warnen zu müssen, nicht umhin zu können glaubten. (**)

(*) Sowohl in seinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgischen Centurien, die unter seiner Aufsicht ganz in dem Geiste jenes Werks verfaßt wurden.

(**) Inter eos, qui Historiam *Berengarii* consignarunt, circumspicte et caute legendi sunt Reformati, quandoquidem id agunt, vt purgent Berengarium, specioseque defendant, quorum refero Ioannem Episcopum Dunelmensem. *Fechtius de Origine et superstitione Missarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p. 1024.* Es ist Johann Cosin, Bischof zu Durham, den Fecht nachmentlich anführet, und dessen Historia Transsubstantiationis Papalis, zu Bremen 1678. nachgedruckt worden. Er hätte aber eben sowohl einen Mornäus, Forbesius, Ufferius, und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius, ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er schrieb: *Hæc de certamine Berengarii non mea, sed Historicorum fide docere volui, cum viderem ex Reformatis non paueros appposito verborum colore, obscuratis aliquibus, nonnullis etiam silentio presfis, nimis*

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Waagschaalen für den Berengarius umſchlagen können. Außer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handschriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nelmlich Martene und Durand eine von dem Berengarius ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter Gregorius dem ſiebenden, im Jahr 1078 ſeinewegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht. (*) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Wiederrufe gezwungen worden: (**) ſo ſah man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des Berengarius, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſah auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefehr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter Nicolaus dem zweyten, zugieng. Berengarius lies wiederum die Furcht über ſich Meifter werden, und bequeme ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungenener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß be-

dubiam et incertam reddidiſſe *Berengarii* Historiam. *De Doctoribus Scholaſticis*, cap. VI.

(*) Acta Concilii Romani, ſub *Gregorio VII*, in cauſa *Berengarii* conſcripta, cum ipſius poſtea recantatione; ex M. codice Gemblaceniſi. *Tomo IV. Theſ. novi Anecd. p. 99.*

(**) Conciliorum rhapsodus, ex *Blondo & Sabellico* tradit, ſub *Gregorio ſeptimo*; alteram revocationem fuiſſe factam a *Berengario*, quem in Pontificia ſententia mortuum eſſe fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Teſt. Verit. l. c. p. 1274.* Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de *Berengarii Hæreſiarchæ* damnatione multiplici P. Fr. Chiſletius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich außer Zweifel geſetzt.

sagte diese Schrift daher das einzige Authentische enthält, was wir überhaupt bis igt davon haben.

Aber wie lautet dieses? Es lautet so, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von seiner Kegercy ein Grosses erlassen zu müssen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius sowohl, als aus der Nachsicht selbst, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohltten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwidersprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte sich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transsubstantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmable geleugnet und bestritten habe. (*) Eben dieses Urtheil war auch bereits vom Mabillon gefällt, und weitläufig erhärtet worden, welcher das nehmliche Manuscript zu Gemblou genügt, und wenn ich seine Worte recht verstehe, gar zu erst entdeckt hatte. (**)

Ist nun aber dieses; hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmable geglaubt und bekannt, hat er seine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unserer Kirche bestritten wird: so ist klar, daß, wenn er darum schon nicht ein Genosse unseres Glaubens muß gewesen seyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht seyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neuesten Reformirten Theologen zu wenig belesen, um zu wissen, ob sie dem ohngeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht säumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widersprechen, (***) und zu zeigen suchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was sie daraus folgern wollen. Da, wo

(*) Ex hoc loco et ex superius dictis patet, *Berengarium* realem, vt aiunt, Christi præsentiam admisisse in Eucharistia, sed transsubstantiationem præsertim eum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat noster *Mabillonius* in præfat. ad Sæculum VI. Bened. Tomo II. l. c. p. 107.

(**) Hoc scriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacensi, quæ ante paucos annos, non levi reipublicæ litterariæ detrimento, incendio consumpta est. *Praef. Tomi I. Saeculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI.*

(***) *Bibliothèque anc. et moderne T. XV. p. 306.*

Clericus dieses thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils bey dem Mabillon, damals noch nicht gelesen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er sie nachher gelesen, und irgendwo sonst umständlicher darauf geantwortet hat.

Von allem diesem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu sagen wissen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unserer Theologen bey diesem Vorfalle, und ich bin so gleich, wo ich seyn will.

Unsere Theologen verhielten sich, bey dieser anscheinenden Möglichkeit, ihren verschieden denkenden Brüdern einen so angesehenen Vorkämpfer abzuspannen, sehr gleichgültig. Ich will nicht sagen, ob sie in solchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig sind; ob sie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, sich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht sagen, ob sie ein für allemal gegen den Berengarius zu sehr eingenommen waren, als daß sie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltsinne gegen das Alterthum, und von dieser Abneigung gegen einen Namen, mit dem sie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt gewesen seyn. Aber sie überlegten, ohne Zweifel, daß es sich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu schwächen, ohne sich selbst dadurch zu verstärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle finden, auffer dem päpstlichen Mißglauben, noch so viel andere heterodoxe Vorstellungen Statt: und Impanation, Consubstantiation, Assumption, Augmentation, sind der gesunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transsubstantiation selbst. Wenn Berengarius sich von diesem Irrwege entfernt hatte: wer konnte ihnen sagen, ob er sich nicht auf einem von jenen verloren; gesetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis gestürzt wäre? Hierüber gewiß zu seyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten: und so ließen sie den Mann stehen, wo er nun schon einmal stand, von dessen völliger Lauterkeit sie doch nicht überzeugt seyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher gesehen haben, als einem Angriffe von ernstlichen Folgen. Nur hätte Mosheim sich eines Verdachts enthalten sollen, der den Berengarius allzusehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meynung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: so bedachte er sich zugleich eines Grundes von dieser Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weise gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Ansehen haben will, sich allgemeinen Irrthümern zu widersetzen, am gewissesten scheitert. Er vermuthete nehmlich, Berengarius habe mit Fleiß seine Meynung so dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge. (*)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius diesen Verdacht verdient? Etwa damit, daß seine Feinde die ausführlichsten seiner Schriften unterdrückt haben? Oder will man sagen, damit, daß er schwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das sey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem

(*) Nescio, an de vera eius hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui præter Figuram corporis et sanguinis domini nil esse in sacra cœna, hominem disputasse perhibent, sunt qui exploratum putant esse, quod crediderit, corpus et sanguinem vere exhiberi. Quidquid eius restat, id multum habet barbariei et obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quæ adhibuit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam, ne nimis atrox videretur, occultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit. *Institut. Hist. Eccles. lib. III. p. 553.*

Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je größer der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen seyn? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Ich wüßte kaum etwas schlechters, als einen solchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen gewesen seyn könne, ist dessen, den er trifft, und dessen, der ihn hängen konnte, gleich unwürdig. Auch ist es dem bescheidenen Mosheim nur selten wiederfahren, so voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie sagen, wenn es bey dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben so voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur diesesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwidersprechlichsten Beweis in Händen. Und das eben ist die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein Werk des Berengarius, ein umständliches, ausführliches Werk, welches allem Ansehen nach sein wichtigstes Werk gewesen ist; daß so ein Werk, dessen kein Mensch gedenket, von dessen Wirklichkeit sich niemand träumen lassen; daß so ein Werk, von dem solcher Dinge sonst sehr kundige Männer so gar behaupten, daß es nie existiret habe, auf dessen Nichtseyn eben diese Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufzuführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein solches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hiesigen Fürstlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelman, der Ihnen unter eben diesen Schätzen so glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch ist es, wie ich sage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen selbst das *Ερως κοινος* zu: denn Sie sind es, Ihr Adelman ist es, ohne die ich doch gewiß diesen Fund nicht gemacht hätte.

II

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verursacht, und ich will sogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wissen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den ersten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten gezwungen worden, das Anathema über seine Meynung zu sprechen, und eine Glaubensformel zu unterschreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen seiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geschrieben hatte. Er entsagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er seine abgeschworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Diese Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch igt als ein Hauptwerk in den Eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird. Es ist sehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den sämtlichen Schriften des Verfassers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen grossen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wissen, was für Lobsprüche nicht allein die Theologen der Römischen Kirche ohne Ausnahme, sondern auch einige der Unsrigen, daran verschwendet haben. Es ist nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendsten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehört, oder irgendwo gelesen, daß Berengarius gleichwohl auf dieses niederdommernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie sich erinnern, gerade das Gegentheil davon gelesen zu haben. Insbesondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrten-geschichte von Frankreich schreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelassen; ja sie nehmen an, daß die Vorsehung sich eben dieser Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, sie schreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz sicherlich zu. (*)

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben so wahr ist, als diese Veranlassung, die sie ihr geben, so mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf seinem Grabe das Ex profundis anzustimmen. Ich betauere, daß so viel schöne Figuren, so viel treffliche Schlüsse, als Don*** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geschichte die Feder geführt hat) appliciret, für

(*) Wenn sie von den verschiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius seine Meinung vorgetragen, so sagen sie: Ecrits au reste qui furent mis au poudre par le docte Lanfranc son illustre adversaire, du vivant meme de Berengar, qui les laissa sans replique. Wenn sie die Zeit bestimmen wollen, um welche Lanfrancus sein Werk geschrieben, so muthmaßen sie in dem zuversichtlichsten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce meme escrit, pour ouvrir les yeux et toucher le cœur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations, ou falsifications meme à citer les Peres, de ses autres artifices pour soutenir et repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ses objections prétenduës triomphantes, et la croïance commune de l'Eglise établie d'une maniere invincible. Und wenn sie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegensezte, so behaupten sie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux instruments que Dieu emploïa pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond silence — — *Histoire littéraire de France*, T. VIII. p. 203. 212. 213.

nichts und wieder nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich betauere, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermehrenden Ergoteur, der ihm ſeine gute Meynung von der Schrift des Lanfrancus treitig machen will, nicht Vernünſfteleyen und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenscheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Dem mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabey, mir, meiner ſigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloſſen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten Weiſſenburgiſchen, deren Geſchichte Ihnen ungeſehr aus dem Burkhard bekannt ſeyn wird, (*) anfangen wollte. In dem feſten Vorſatz, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von außen Tractatus de Coena Domini et Transubſtantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungeſehr die nehmliche Aufſchrift, de Coena Domini præfertim de Transubſtantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den unterſten Rand des erſten Blattes geſetzt. Ihr Adelman war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handschrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, als

(*) Hiſt. Bibl. Auguſtæ Parte I. p. 256.

eine andere. Um in der Geschwindigkeit alles davon zu wissen was andere schon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogis. (*) Doch in diese fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufschriften besagen; bloß mit den Zusage, Anonymi. Dieser Zusatz selbst machte mir schlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nehmlich, daß man nur denjenigen Schriftsteller einen Anonymus nennen sollte, der sich vor seinem Werke nicht allein nicht genannt, sondern auch in dem Werke selbst alles sorgfältig vermieden hat, was seine Person verrathen könnte. Das Beste, was ich mir also versprach, war, einen namlosen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paschasius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erste, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Nasur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte diesen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus diesen Zeiten, aufstoßen können? Sein Buch über diesen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden ist,

(*) Leibniz, zu dessen Zeiten die Weissenburgischen Manuscripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erste Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, sagt: (*de Nummis Gratiani, Op. T. II. Pr. II. p. 253.*) Plerique scripti sunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in vno Catalogus ipse antiquus Bibliothecæ Monasterii, addito nomine Abbatiss, vbi hi ipsi bona ex parte recensentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich also auch diesen Catalogus aufsuchte, welcher sich hinter dem Augustinus de Concordia Euangelistarum (Nro. 30.) befindet. Doch sobald ich sah, daß der Abt, unter welchem er geschrieben worden, Solmarus sey, der bereits 1043. mit Tode abgegangen, so fiel es von selbst weg, das Manuscript des Berengarius darinn zu erwarten. Wer sonst diesen Catalogus zu kennen wünscht, den verweise ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monasterii Weissenburgensis bey dem Schannat (*Vind. litt. Coll. I. p. 8.*) wo er, nur wenig verschieden, eingerückt ist. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher sind, finden sich fast alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutschen Psalters sind. Dafür aber sind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloster, ohne Zweifel erst nach dem Abt Solmar, angeschafft hatte.

oder eben so unerkant, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek stehet, ist verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen stünden. Zugleich fiel mir sehr häufig, bald ein *Inquis tu*, bald ein *Inquo ego* in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemisch sey. Das war mir um so viel lieber; und nun fing ich mit Ernst an zu lesen. Doch kaum hatte ich einige Blätter gelesen, und dabey mich in *Vlammers Sammlung* (*) mit umgesehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes *Tu Lanfrancus*, und dieses *Ego Berengarius* wären. Kurz, ich fand, was ich gesagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folget, und auf jedes seiner Argumente und Einwendungen nach der nehmlichen Methode antwortet, welche sein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nehmlich, daß er erst die eigenen Worte desselben anführet, und sodann seinen Bescheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu sagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beschreibung des Manuscripts ermessen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den Weissenburgischen Manuscripten, welche der erste grosse Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs August erhielt. Ihm, und seinem Conring, dessen Urtheil er über jede beträchtliche Handschrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren seines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl schwerlich unerkant geblieben seyn. So lange sich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er sein vornehmstes Augenmerk auf die Geschichte: und eben so hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorstanden, ihrem Hauptstudio viel zu emsig nach, als daß sie auffer ihrem Wege nach Abentheuren hätten umherschauen sollen. Das Manuscript selbst ist auf Pergamen, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Ansehen, noch in dem eilften, längstens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geschrieben

(*) De veritate corporis et sanguinis Je. Ch. in Euch. sacra Authores vetusti. Louanii 1561. 8vo.

zu seyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geschehen, daß eine spätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbessern und zu füllen sollte gefunden haben. Doch hat auch diese spätere Hand noch alle Merkmale des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmste ist dieses, woron Sie vielleicht aus der schwankenden Angabe des Titels schon etwas besorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloße ohne Absicht verwüstende Zeit an dieser Verstümmelung Ursache ist; sondern, daß Vorsatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyschießen lassen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigigen Zwangslehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen: man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Absichten reimet sich der besondere Umstand sehr wohl, dessen ich schon gedacht habe: daß nemlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchstaben, durchgängig ausgefragt war. Und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzfegers, es sey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgespart bleiben können.

Doch noch eines scheint hierzu fast nothwendig! Dieses; es müssen sonst keine Abschriften von diesem Werke des Berengarius mehr vorhanden seyn, die unsere muß die einzige seyn, die sich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verstümmelung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch igt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch igt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo so etwas im Verborgenen stecke, und es mit gutem Fleisse im Verborgenen ließen.

Dieses zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt seyn; und mehr als ein Umstand könnte sogar dazu berechtigen. Zum Exempel: schon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erste Schrift des Berengarius, auf welche sich die

Widerlegung des Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden sey. (*) Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius seine Dornen mit Rosen unterflochten habe. (**). Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von diesen Rosen aus dem vollständigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon und ihres gleichen, haben so viel unnützes Zeug aus Handschriften an das Licht gebracht: warum haben sie diesem vollständigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienst erwiesen? Wenn ich mich recht erinnere, so bekennet Mabillon so gar, an einem Orte, der mir izt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz gelesen: aber was er darin gelesen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es lesen können: und die mehr belobten Benedictiner hätten es lesen müssen, da wenigstens ihnen nicht unbekannt seyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzeln Stellen behandelt, vom Gudinus und andern in Zweifel gezogen werden. (***)

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handschriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den sie vor der Welt führen, besagt. Verschiedene heißen Confessio oder Recantatio Berengarii: (†) und so ganz gewiß ist es doch wohl nicht, daß es die blossen aus wenig Zeilen bestehende Bekenntnisse oder Widerrufte wären, die Berengarius auf den Kirchenversammlungen ablegen und unterzeichnen müssen.

Nur um zwey dergleichen Handschriften, die sich aber in Britischen Bibliotheken befinden, hat sich der einzige Gudinus näher bekümmert. Die eine ist die, welche das Dreyfaltigkeits-

(*) Hist. liter. de France, T. VIII. p. 223.

(**) Nec ad omnia responsurus sum, quia spinis rosas interferis, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propositum quæstionis. *Cap. II. p. 232. Edit. Dach.*

(***) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II, p. 631.

(†) Beym Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Msptorum nachzusehen.

collegium zu Dublin besitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento altaris, welchem das Verzeichniß beyfüget, daß sie von einer Handschrift bey den Jesuiten zu Löwen copiret worden. Die andre ist die, welche Cave aus dem Verzeichnisse des Collegii zur ehernen Tase in Oxford anführet, und Disputationes Berengarii cum Lanfranco de praesentia Christi in coena benennet.

Doch aus der Abschrift, welche Gudinus durch Basnagen von ersterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, sondern der Tractat eines Ungenannten, de Eucharistia sey, den schon Cellotius herausgegeben. Und eben so versichert er von der andern, daß sie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweyten Capitels, patres redarguis incurrisque &c. sie anfangen, weil die ersten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weise, von der letztern Handschrift zu Oxford, Gudinus, oder wer sie sonst für ihn in Augenschein nahm, gerade weiter nichts zu lesen sich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte: so dürfte eine nochmalige genauere Besichtigung nicht ganz unnöthig seyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verstümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, sondern ein Werk des Berengarius, wäre und zwar das nehmliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nehmlich schon angemerkt, wollte Berengarius seinem Gegner in dessen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog seyn soll: und indem er also, Stelle vor Stelle, den Lanfrancus, durch ein Inquis tu, redend einführt: so hätte es sich sehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer solchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es sey der Zeit, oder der Barbarey, oder des frommen Eifers zuerst ermüdete.

Doch dem allen sey, wie ihm wolle. Genug, so weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmsten Bibliotheken in Europa bis jetzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unsere Fürstliche an dem wiedererkannten Werke des Berengarius ein Kleinod besitzt, dessen sich keine andere rühmen kann,

ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können.

III

Iſt unſer Berengarisches Werk einzig: ſo kann es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuverſichtlichen Benediktiner unwiederbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des Lanfrancus ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anſchwagen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirkt worden: wäre es denn auch ſchon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch izt an das Licht, durch die dergleichen partheyiſche Verkleider der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die ſo genannte Bekehrung des Berengarius beruhet auf ſo unerheblichen Zeugniffen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß wenn ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniffen beruhete, ich mir dennoch die Freyheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein groſſer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhängen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trog allen Gefahren, Trog ſeiner eignen Furchtsamkeit vor dieſen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu

seyn aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie aufzurichten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurück stürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein; einen so grausamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, da die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beygebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bey denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nun von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todtbette, wahr seyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, als er. Freylich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch schrecklicher ist als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müssen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein Paar zweydeutige Worte ausgevergelt, mit welchen der arme Kranke sich bloß die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig sterben zu können. —

Allerdings bedarf eine so befremdende Erscheinung in der menschlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berenga-

rius gewesen wäre, auf alle Weise austaffiret zu werden, wenn sie auch nur der Allerblödsinnigste glauben soll; und ich betauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Gespenster austaffiren zu helfen. Nur müssen diese Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein anderer es gleichfalls für seine Pflicht hält, ihre Austaffirungen wieder abzureißen, und das Ding zu zeigen, wie es ist; sie mögen darüber zum Gespötte werden, oder nicht.

Es ist fast unglaublich, was für seltsame Wendungen die guten Benediktiner nehmen, was für Verdrehungen sie sich erlauben, was für Armseligkeiten, die sie bey jeder andrer Gelegenheit gewiß verachtet hätten, sie sich zu Nuzze machen, um es mir ein wenig wahrscheinlich heraus zu bringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehret worden. Alles, wie man leicht sieht, kömmt hierbey auf die Zeit an, wenn Lanfrancus dieses Werk geschrieben: und die gemeine Meynung hierüber, taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem siebenden, im Jahre 1079, nochmals wiederrufen; und wenn er auch von diesem Wiederruffe nochmals rückfällig geworden: so muß nothwendig Lanfrancus erst nach diesem Jahre geschrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehret worden. Und nun, wie fangen sie es an, zu erweisen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geschrieben? Es verlohnet der Mühe, sie nach der Länge selbst zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn Lanfrancus (schreiben sie in dem Leben desselben) (*), sein Werk fertiget, ist man sehr uneinig. „Die Chronike der Abtey zu Bec (**), sagt, daß es im Jahre „1053. geschehen sey: welches ein offener Irrthum ist; weil „die Schrift des Berengarius, welche Lanfrancus darinn wi- „derlegt, wenn sie früh erschienen, erst sechs Jahr nachher kann „erschienen seyn. Don Mabillon, nachdem er über diesen „Punkt ein wenig veränderlich gewesen, entschloß sich endlich

(*) T. VIII. p. 279.

(**) Chronicon Beccense in Append. ad Opera Lanfranci, Paris. 1648. fol. p. 2.

„für 1069. (*) Ueberhaupt kömmt man darinn überein, daß
 „der Verfasser noch Abt in dem Kloster des heil. Stephanus
 „zu Caen gewesen, als er sein Buch herausgegeben. Doch die,
 „welche für dieses allgemeine Datum sind, das acht bis neun
 „Jahre in sich faßt, gründen sich einzig und allein auf die
 „Meynung, nach welcher man voraussetzt, daß es eben das
 „nehmlische Werk gewesen, welches Lanfrancus von Canterbury
 „aus, an den Pabst Alexander den zweyten, schickte, und von
 „welchem er selbst saget, daß er es noch als Abt verfertigt
 „habe. (**). Eine Voraussetzung, die sehr zweydeutig, ich will
 „nicht sagen, gänzlich falsch ist: und zwar aus folgenden Gründen!

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benannten Pabst schickte,
 „war zwar wirklich gegen den Berengarius; aber sie heißt doch
 „nur ein blosser Brief: *Epistolam quam Berengario Schisma-*
 „*tico, dum adhuc Cadomensi coenobio praessem, transmissi,*
 „*Paternitati vestrae . . . transmittere curavi.* Man gebe sich die
 „Mühe, die Ausdrücke dieser Stelle des Lanfrancus eigentlich
 „zu erwägen. Die Rede ist von einem Briefe, den er aus
 „Caen an den abtrünnigen Berengarius geschrieben. Reimt
 „sich diese Vorstellung wohl mit dem Begriffe, den wir von
 „seinem Tractate von dem Leibe und Blute des HErrn wider
 „diesen Keger, haben, und den der Verfasser selbst *Liber Scin-*
 „*tillarum* überschrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl
 „dem Pabste unter einem andern Titel übersendet haben, als
 „den er ihm selbst gegeben? Wenn man es nicht erweisen könnte,
 „daß Lanfrancus ausser seinem Tractate vom Abendmable, auch
 „noch andere Schriften gegen den Berengarius ausgehen lassen,
 „so dürfte man allenfalls noch eher zu der Voraussetzung, die
 „wir hier widerlegen, berechtigt seyn. Aber Sigebertus, ein
 „zeitverwandter Schriftsteller, versichert mit ausdrücklichen Wor-
 „ten, (***) daß ausser diesem Tractate, den er sehr sorgfältig be-
 „zeichnet, Lanfrancus mehr als einen Brief wider seinen Geg-
 „ner geschrieben, und die Irrthümer desselben mit vielem Nach-

(*) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX, p. 633. *ibid.* Praef. §. 57. *Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 46.*

(**) Lanfranc. Ep. 3. p. 303.

(***) De Script. Eccles. cap. 155.

„drucke darinn widerlegt habe: Scripsit invectivas contra *Berengarium* Turonensem epistolas, refellens scripta eius; worauf
 „Sigebertus insbepondere den Tractat unsers Erzbischofes vom
 „Abendmable sehr genau beschreibet. Nichts kann klärer seyn,
 „als das Zeugniß dieses Schriftstellers; auch ist es hinlänglich,
 „die Voraussetzung zu vernichten, die man gemeinlich wegen
 „der vom Lanfrancus an den Pabst Alexander überschickten
 „Schrift zu machen pflegt. Es war nicht sein Tractat vom
 „Abendmable, der bis auf uns gekommen ist; sondern es war
 „einer von den ersten Briefen, die er über den nehmlichen Ge-
 „genstand, wie wir gesehen, an den Berengarius geschrieben
 „hatte, und dessen uns die Unfälle der Zeit beraubet haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von
 „welchem wir hier handeln, so muß solches aus dem zweyten
 „Kapitel desselben genommen werden. Lanfrancus redet daselbst
 „von dem, was unter der Regierung Gregorius des siebenden
 „zu Rom wegen des Berengarius verhandelt worden, und
 „führet von Wort zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an,
 „welches dieser Archidiaconus, auf der, im Februar 1079. ge-
 „haltenen Kirchenversammlung, sechs Jahre nach dem Tode des
 „Pabst Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann Lan-
 „francus selbst dieses höchstens nur in dem nehmlichen, oder
 „etwa dem folgenden Jahre geschrieben haben, in welches die
 „Bekehrung des Berengarius fällt, zu der das Werk des Lan-
 „francus, wie anderwärts von uns bemerkt worden, das Sei-
 „nige gar wohl beygetragen haben mochte. Doch der Ort, auf
 „den wir dieses Datum gründen, wird in verschiednen Hand-
 „schriften, und in den nach selben besorgten Ausgaben vermißt;
 „ob er sich schon in den Ausgaben von 1540, 1648 und 1677
 „befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, sagt man,
 „folge hieraus, daß Lanfrancus, der diesen seinen Tractat ge-
 „schrieben, als er noch Abt zu Caen gewesen, ihn nach der
 „Zeit müsse wieder übersehn, und mit dem vermehret haben, was
 „sich unter Gregorius dem siebenden zugetragen. Allein so
 „schließen, heißt mehr errathen wollen, als schließen. Weit
 „natürlicher ist es, daß die Lücke durch Unachtsamkeit eines Ab-
 „schreibers entstanden ist. Es braucht nur Einer den Fehler

„begangen zu haben, und er kann ſich in mehrern Manuſcripten
 „ſünden, die nehmlich nach ſeinem gemacht worden. Der Bey-
 „ſpiele von dergleichen Lücken ſind unzählige —

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler (Ergoteur) ſin-
 „den, der unſrer Meynung zu widerſprechen, dieſes als einen
 „Grund anführen wollte, daß man ſonach keine Urſache abſehen
 „könne, warum es Lanfrancus an die zwanzig Jahre verſcho-
 „ben habe, die Schrift des Berengarius zu widerlegen: ſo dür-
 „fen wir nur wiederum fragen, warum er, nach der gemeinen
 „Meynung, es gleichwohl zehn Jahre verſchoben hätte? Wenig-
 „ſtens erhellet aus ſeinen Worten ſelbſt, daß er es nicht eher
 „als nach dem Tode des Cardinal Humbertus gethan, ſolglich
 „doch erſt ganze fünf Jahre nachher, als Berengarius ſeine
 „Schrift ausgehen laſſen. Man dürfte ſehr verlegen ſeyn, eine
 „kategorische Urſache von dieſer Verzögerung anzugeben. Nur
 „die, welche wir anführen können, iſt ſehr natürlich, und grün-
 „det ſich auf Facta. Lanfrancus, der, wie Siegeberrt verſi-
 „chert, die Irrthümer des Berengarius ſchon mehr als einmal
 „beſtritten hatte, ſahe, daß andere Schriftſteller, wie Durandus,
 „Abt zu Troarn, wie Eusebius Bruno, Biſchof zu Angers,
 „auch vielleicht wie Guitmundus, und wer ſie ſonſt waren,
 „ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen ſetzten. Er hoſte,
 „daß Berengarius endlich dadurch zum Stillſchweigen gebracht,
 „und dieſe ärgerliche Streitigkeiten geendet werden ſollten. Als
 „er aber eines Theils bemerkte, daß ſich noch niemand angele-
 „gen ſeyn laſſen, die Schmähungen abzulehnen, mit welchen
 „dieſer Keger den Cardinal Humbertus angegriffen hatte, und
 „andern Theils ſehen mußte, daß er ſeine falſche Lehre durch
 „die Schrift erneuere, in der er auch demjenigen Bekenntniſſe,
 „welches er 1079 unterſchrieben hatte, entſagte: ſodann entſchloß
 „ſich Lanfrancus nicht ſowohl dieſe, als vielmehr das ältere
 „Werk des Berengarius gegen ſein erſtes zwanzig Jahre vor-
 „her unterſchriebenes Bekenntniß, zu widerlegen. Warum er
 „ſich aber lieber an dieſes, als an jenes Werk halten wollte,
 „kam wohl daher, weil beide die nehmlichen Spießſindigkeiten
 „und Trugſchlüſſe enthalten, in dem erſtern aber ſich die ſchimpfli-
 „chen Vorwürfe befinden, deren wegen er den Humbertus und

„die Römische Kirche rächen wollte. Indem also Lanfrancus
 „seine Waffen gegen die erste Schrift des Berengarius richtete,
 „so gelang es ihm nicht allein, diesen seinen Vorsatz zu errei-
 „chen, sondern auch die eine Schrift sowohl als die andere zu
 „widerlegen. Mit einem Worte, eine Gelegenheit mußte Lan-
 „francus haben, wider den Berengarius zu schreiben. Die
 „Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift desselben,
 „war diese Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Kritici
 „wollen, wenigstens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verstreichen
 „ließ, ehe er darauf antwortete. Sondern die Schrift von 1079
 „schafte ihm diese Gelegenheit, und setzte ihn gleichsam in die
 „Nothwendigkeit, seinem Gegner den Mund zu stopfen. Wir
 „haben uns bey diesem Punkte der Kritik vielleicht ein wenig
 „zu lange aufgehalten: aber allgemein angenommene Vorurtheile
 „machen es öfters nöthig, daß man sich umständlich einlassen
 „muß, um sie desto gewisser aus dem Wege zu räumen.

„Diesem Grundsatz zu Folge, erlaube man uns also nur
 „noch eine einzige Anmerkung, die mit zur Bestätigung unsrer
 „bisher dargethanen Meynung dienen kann. Seitdem Lanfran-
 „cus zum Bischof erhoben war, hatte er dem Studio und Ge-
 „brauche der weltlichen Wissenschaften gänzlich entsagt. (*) Die-
 „ses versichert er uns selbst; und ohne Zweifel muß man auch
 „die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil derselben
 „ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem
 „Gebrauche dieser Kunst in seinem Werke wider den Berenga-
 „rius sagt, dem er vorwirft, daß er in Ermangelung gültiger
 „Beweisstellen seine Zuflucht zu ihr nehme. (**) Lanfrancus
 „bekennet, daß er seines Theils in Dingen, welche die Religion
 „betreffen, keinen Gefallen an den Regeln der Dialektik habe,
 „weil er nicht gern scheinen wolle, sich mehr auf sie, als auf
 „die Wahrheit selbst, und auf das Ansehen der heiligen Väter
 „zu verlassen. Sogar wenn der Gegenstand des Streits von
 „der Beschaffenheit wäre, daß er sich durch diese Regeln am
 „leichtesten auseinander setzen lasse, bemühe er sich, sie so viel
 „möglich zu verstecken, indem er sich gleichgeltender Ausdrücke

(*) Epist. 53.

(**) Cap. 7.

„bediene. Aus der Beschreibung, welche Siegebart von dem
 „Lanfrancus Auslegungen der Briefe Pauli macht, hat man
 „gesehen, daß er sich der nehmlichen Enthaltſamkeit von dieſer
 „Kunſt bey weitem nicht beſliſſen, als er nur noch Abt war
 „Folglich muß er ſchon Erzbischof geweſen ſeyn, als er die Schriſt
 „gegen den Berengarius aufſetzte, die uns noch von ihm übrig
 „iſt; ob er ſich ſchon darinn keinen andern Titel, als den Titel
 „eines katholiſchen Chriſten von Gottes Barmherzigkeit, giebt.

So viel halb wahres, ſo viel falſches auch in dieſer langweiligen Stelle iſt, ſo würde es doch ſchwer fallen, ſie, ohne unſer Manuſcript, auf eine ſlechterdings befriedigende und unwidersprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen ſagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alſdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen ſtellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verſchwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entſcheidenden Augenscheines, Vermuthungen bloß mit Vermuthungen beſtreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch nicht enthalten, wenigſtens über ein Paar Punkte, ohne Rückſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius *Liber Sciutillarum* überſchrieben habe? Es ſey immer wahr, daß Bromton in ſeiner Chronik^(*) es unter dieſem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handschriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſeyn, als in welchen es ſchlechtweg *Liber de Corpore et Sanguine Domini* geheißt: ſo könnte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift, das Buch der Funken, der wigige Einfall eines spätern Mönchs ſeyn. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätiget auch das Exempel der heil. Diemude bey dem Petz,^(**) die es *Conflictus Lanfranci contra Berengarium* benannte. Andere haben es *Dialogus* geheißt. Aber bey

(*) *Historiæ Angl. Script.* p. 952.

(**) *Theſ. Anecd. T. I. Præf.* p. 21. §. 37.

dem allen kömmt ihm doch ſlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander giebt. Denn iſt es dann nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Inrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläufigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhöret? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen, (*) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es denn aber ſlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, *Liber Scintillarum* überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtey zu Bec verfertigt habe? Denn beides ſagt er in der nehmlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nehmlichen Zuge der Feder: *Lanfrancus Beccenſis* Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit. Kann, dieſen Worten zu Folge, das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſeyn, weil dieſe *Liber Scintillarum* überſchrieben geweſen: ſo kann ja, eben dieſen Worten zu Folge, die nehmliche Schrift nicht unter Gregorius dem ſiebenden abgefaßt ſeyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung Lanfrancus längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbischof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius *Liber Scintillarum* betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrücklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geſchrieben. Nun wohl; wir müſſen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander ſchickte, nicht

(*) *Lanfrancus* miſericordia Dei Catholicus, *Berengario* Catholicae Eccleſiæ adverſario.

eben das noch vorhandene muß gewesen seyn; daß es ein anderes gewesen seyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugnisse, dieses noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige seyn muß, welches Liber Scintillarum überschrieben gewesen? Denn warum könnte es kein anderes gewesen seyn, das diesen Titel geführt? Kann es aber ein anderes gewesen seyn, wo bleibt sein Schluß? Ja es muß ein anderes gewesen seyn, wenn das Ansehen des Bromton überhaupt etwas gelten soll. Das noch vorhandene Buch ist augenscheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Cardinal Humbertus geschrieben; da sogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen soll, erst nach diesem Tode aufgesetzt zu seyn scheint. Nun starb Humbertus 1063: und wann Lanfrancus in diesem Jahre nicht schon Abt von St. Stephanus zu Caen war, so ward er es doch wenigstens. Folglich kann er sein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geschrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieser Würde schrieb, muß ein anders gewesen seyn. Ja, ich glaube sogar nicht unwahrscheinlich angeben zu können, welches andere Buch es gewesen. Sie erinnern sich, daß Lanfrancus von sich selbst erzehlet, er sey auf der Kirchenversammlung zu Rom unter Leo dem neunten, welches die erste war, die gegen den Berengarius gehalten ward, fast selbst in den Verdacht gekommen, daß er der Meynung des Berengarius zugethan sey. Der Pabst habe ihm also befohlen, sich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß seiner Orthodorie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht sowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisstellen aus der Schrift und den Vätern zu erhärten. Dieses habe er denn auch gethan, und den Beyfall der ganzen Versammlung erhalten. (*) Wenn man nun annehmen darf, daß dieses nicht bloß mündlich geschehen, sondern daß Lanfrancus sein Bekenntniß, seine Erörterung der katholischen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch schriftlich werde aufgesetzt

(*) Post hæc præcepit Papa, ut ego surgerem, fidem meam exponerem, expositam plus sacris autoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque surrexi, quod sensi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli displicuit. *Cap. IV. p. 234. Edit. Dach.*

haben: ſo dürfte ein ſolcher Aufſatz vielleicht am erſten, es ſey von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken ſeyn belegt worden. Denn, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſeyn, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus iſt, in welchem man einen Gegner Punkt vor Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmact ſeyn, daß man ſich ſchwerlich bereden könnte, es ſey von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſondere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den wigigen Einfall eines ſpättern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabey an die allererſte, längſt vergessene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meynung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünf, alles eines wäre! Und worauf gründet ſich denn nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus, auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, Lanfrancus hat erſt nach dem Tode des Humbertus, das iſt, nach 1063 geſchrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom wieder-rufen. Das macht freylich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius ſeinen Widerruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das geſagt? Iſt es nicht vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod ſowohl des Pabſtes als des Cardinals abzuwarten, die ihn zu dem Widerruf gezwungen? Auch ergibt ſich aus mehr als einem Umſtande, daß er dieſem Rathe der Klugheit wirklich gefolget.

Nicolaus ſtarb 1061, und Humbertus das zweyte Jahr darauf. Von 59 bis 63 iſt kein Jahr verfloſſen, in welchem nicht zu Rom, oder in Frankreich, anſehuliche Kirchenverſammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und ſeiner erneuerten Kegerey gedacht. Nur erſt in dem nehmlichen 63ſten Jahre, fand man auf der Kirchenverſammlung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüſſe der Kirche gegen den Berengarius und ſeine Anhänger zu wiederhohlen. Ja, wie ich ſchon angemerkt, die Worte des Berengarius ſelbſt, mit welchen er des Humbertus in ſeiner Schrift gedachte, ſcheinen nicht von der Art, daß ſie von einem noch lebenden Kardinal ſeſagt worden. — (*) *Scriptum Humberti Burgundi, quem fecerant Romæ Episcopum Cardinalem, quod ſcripſit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, vt cogeretur ex illo Berengarius quali profiteri errorem ineptiſſimi Burgundi.* Ich denke, nur von einem Todten ſpricht man in dieſem lange nachher erzehlenden und freymüthigem Tone. Vielleicht ſchien auch ſonſt dieſe Zeit dem Berengarius vorzüglich bequemi, einen ſo kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme ſeines Wiederrufs war. Die oberſte Gewalt der Kirche war getheilet; zwey zugleich, und mit mächtigen Unterſtützungen, herrſchende Päbſte ſicherten ihn vor der Tyranny des einen und des andern. Honorius der zweyte, oder vielmehr die Kirchenverſammlung zu Baſel, die ihn erwählte, hatte ſogar alle Thathandlungen und Schlüſſe ſeines Vorgängers, Nicolaus des zweyten, für null und nichtig erkläret, (***) als worunter die Verdammung des Berengarius und ſeiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie Lanfrancus, ein, zwey, drey Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben,

(*) Apud *Lanfrancum* p. 2. Edit. *Vlimmerii*.

(**) *Fr. Pagi Brev.* T. II. p. 386. *Harduini Acta Concil.* T. VI. Par. I. p. 117.

das ist wenigstens daraus nicht zu schliessen, woraus es Mabillon schliessen will. (*) Es ist wahr, Lanfrancus schickte seine Widerlegung, nicht eher als 70 oder 71, an den Pabst Alexander; aber nicht darum, weil sie nicht eher fertig war; sondern darum, weil sie der Pabst nicht eher verlangt hatte. Oder schickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geschrieben hatte, ein Exemplar sofort an den Pabst? Alexander ohnedem verfuhr mit dem Berengarius sehr säuberlich; (**) es sey nun, weil er ihn für so irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfassung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer sein Freund seyn wollte. Dieses wissen wir noch igt: warum sollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, so wird er sich gewiß nicht übereilt haben, sein heftiges verkegenderes Buch eher an den gelinden Pabst zu senden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl wird man sagen, geschieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Wiederrufs, zu welchem sich Berengarius auch unter Gregorius dem siebenden gebracht sahe, nicht allein Meldung, sondern dieser Wiederruf selbst ist von Wort zu Wort daselbst eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erst geschrieben hätte? — Durch die unbesonnene Interpolation eines Abschreibers, antworte ich, war es möglich; und man sollte sich schämen, diese hier leugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuscripte für eingeschoben erkläre, erklärt der Benediktiner in den andern Manuscripten für ausgelassen. Wie wird das zu entscheiden seyn? Ich sollte meynen, daß hier sehr vieles schon auf die Anzahl der Manuscripte ankomme. Eingeschaltet hat sich die streitige Stelle nur in einem einzigen Manuscripte gefunden; nehmlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelassen aber, in allen übrigen. Welches ist nun wahrscheinlicher? Dieses, daß von der einzigen Handschrift, in welcher die Stelle ausgelassen war, alle übrige

(*) Annal. Bened. lib. XIII. p. 19.

(**) Litteris eum satis amice præmonuit, vt a Secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret. *Anonymus Chifletianus apud Hard. T. VI. Concil. P. I. p. 1015.*

Abschriften genommen worden? oder dieses, daß die eine verfälschte Abschrift glücklicher Weise ohne weitere Abschrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erschien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete sich fest ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerst an das Licht brächte. — Novum, sagt er in der Zueignungsschrift, dixi propter eos, qui vel *Desiderii Erasmi*, vel nescio cujus opera hoc jam editum esse mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht Erasmus, sondern Joh. Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Diese Ausgabe des Sichard ist zu Basel 1528 in Octav gedruckt, und mit dem Philastrius verbunden, den dieser um mehrere alte Schriftsteller verdiente Mann gleichfalls zuerst drucken ließ. Er hatte beider Handschriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt; und in der von dem Werke des Lanfrancus, fand sich die streitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus sein Vorgänger so völlig unbekannt geblieben war, so konnte ihm so leicht kein Argwohn darüber beyfallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor sich hatte. Nur dem Dacherius, der die gesammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, ist es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der ersten Ausgabe bestätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus sonst abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringste Spur zu sehen sey. Dieses hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müssen vermuthen lassen; und indem er dieser nachgeforscht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obschon auch Olimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 besorgt hatte, in welcher sich die Stelle gleichfalls nicht befindet: so konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den grossen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Olimmer gefolgt sey. Denn einige derselben sind früher, als Olimmers Ausgabe; z. E. das *Μικροπρεσβυτικον* von 1550 und die *Orthodoxographia* von 1555, bey welchen beiden man nur allein der Sichardschen Ausgabe kann nachgegangen seyn, da man in ihnen Gregorius des siebenden an dem zweifelhaften Orte

eben ſo wenig erwehnt findet, als bey dem *Sichard*. Kurz, *Dacherius* hatte ſehr Unrecht, ſich an den einzigen *Quadratus* zu halten, und indem er den Text deſſelben allen übrigen vorzog, gleichſam den Grund zu den verführeriſchen Unwahrheiten zu legen, welche der *Benediktiner* in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drey Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er ſagt, daß ſich die Stelle vom *Gregorius* befinde, drey wirklich verſchiedene Ausgaben ſind. Die von 1540 iſt das Original des *Quadratus*; die von 1648 iſt die Sammlung des *Dacherius*, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 iſt der Abdruck in dem 18ten Bande der *Bibl. max. Patrum*, in welcher man eben ſo blindlings ſich an den *Dacherius* gehalten hat: ſo daß man überall auf den leidigen *Quadratus* zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des *Sichard* höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, wenn ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beyspiele des *Fabricius* beweifen könnte. (*) Aber den *Dacherius* kann das noch lange nicht entſchuldigen. Er hatte doch ſonſt ſechs bis ſieben gedruckte Ausgaben vor ſich, und auſſer dieſen, wie er ſelbſt bekennet, noch drey Manuſcripte, welche alle der Interpolation des *Quadratus* widerſtritten. Was hätte dieſer einzige gegen ſo viele bey ihm vermögen ſollen? Zwar will er ſich durch die Vermuthung rechtfertigen,

(*) *Liber Lanfranci contra Berengarium primum editus eſt a Francisco Careo ſive Quadrato, Beccenſi Cœnobita, recuſus cum Philaſtrio, Baſil. 1528, 1551. 8. et cum Paſchaſii Ratberti libro per Guil. Ratum, Rothomag. 1540. 8. Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es iſt kaum möglich, daß *Fabricius* eine einzige von allen dieſen Auflagen kann ſelbſt geſehen haben. Denn falſch iſt es, daß die Ausgabe des *Quadratus* die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des *Lanfrancus* mit dem *Philaſtrius* wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des *Sichards*. Falſch endlich iſt es, daß ein *Guil. Ratus* 1540 zu Rouen den *Lanfrancus* herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre iſt die Ausgabe des *Quadratus*, und *Guil. Ratus* heiſt nur der, welchem ſie *Quadratus* zuſchrieb. Ich kann nicht begreifen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Denn eine bloſſe Verwirrung kann es doch nur ſeyn; ob ich ſie ſchon auch von *Hr. Sambergern* wiederhölt finde. *Zuverläſſige Nachrichten, Th. III. S. 805.*

daß Lanfrancus vielleicht selbst die Stelle in nachfolgender Zeiten eingeschoben, um sein Buch desto vollständiger zu machen. (*) Aber wo ist der Verfasser, der sein Buch auf Unkosten aller Ordnung, alles Zusammenhanges, alles gesunden Menschenverstandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bey ihm gar nicht sucht? Und daß dieses hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der sich die Mühe nehmen will, die ersten zwey Kapitel in einem Striche zu lesen. Ein anderes wäre es, wenn noch sonst Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus sich fänden. Allein keine einzige, als diese, und eine so unförmliche: das ist schlechterdings unglaublich. Dennoch, wie bescheiden ist noch Dacherius im Vergleich mit dem Benediktiner, dem Lanfrancus nicht bloß so verwirrt ergänzt, sondern gleich Anfangs geschrieben haben soll! Ist es möglich, daß dieser Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerksamkeit kann gelesen haben?

5. Denn endlich: was erhellet aus diesem Anfange unwidersprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geschrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihn ausweiche, ihn vermeide, daß er sich mündlich mit ihm nicht einlassen, kein freundschaftliches Gespräch über die streitige Materie, unter Zuziehung frommer und einsichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. *Si divina pietas cordi tuo inspirare dignaretur, quatenus respectu ejus, atque animæ tuæ mecum loqui velles, locumque opportunum in quo id competenter posset fieri, salubri deliberatione eligeres: multum fortasse tibi, procul dubio autem iis confuleres, quos decipis. — Sed quia elegisti pravitatem, quam semel imbibisti, clandestinis disputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia sancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis,*

(*) Deinde collato Tractatu ad tria Mf. Bibliothecarum Regiæ, Becensis et Petavianæ, nec non ad omnes, quæ occurrerunt editiones, cum ejuscemodi professionis ne vel minima syllaba legeretur, magis augebatur suspicio: Nihilo tamen secius additamenta esse quæ protulimus, non est cur affirmemus, quandoquidem adjecisse ea B. Lanfrancum, elaborassequē ut amplior atque emendatior foret libellus, vero simillima est ratio; quod et solent plerique auctores sæpiuscule opera a se edita sub incudem revocare. *Dacherius ad Lectorem.*

sed timore mortis confiteri: propterea *refugis me*, *refugis* religiosas personas, qui de verbis tuis, ac meis possint ferre sententiam. Nun frage ich einen jeden, lästet sich so ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus: also mußten sie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zusammen kommen: wie ist das? sollte der Archidiaconus zu dem Bischofe nach England, oder wollte der Bischof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nehmlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Berweise nicht. —

Ich sollte glauben, mein Freund, dieser letzte Grund allein überwiege alle Sophistereyen des Benediktiners. Und doch, wie gesagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mann auszurichten, dem das sicherste Zeichen der historischen Wahrheit dasjenige zu seyn scheint, was seiner Religion am meisten Ehre macht. In der Uebersetzung, daß, wenn die Dinge sich schon nicht so, wie er sagt, wirklich zugetragen hätten, sie sich dennoch so hätten zutragen sollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heißen, und es käme darauf an, wie viele Leser ihm sehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meisten ist, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreißen zu finden.

Gut also, daß auf dieses Spiegelgefechte nichts ankömmt, und der Benediktiner sich in ein ernsthafteres nun wohl schwerlich einlassen dürfte. Er wird schwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelassen: denn hier ist die Antwort. Er wird schwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehret worden: denn die Antwort des Berengarius enthält so wenig eine Billigung seines Gegners, daß dieser Gegner vielmehr darinn so eingetrieben wird, daß allem Ansehen nach nicht Lanfrancus, sondern Berengarius das

letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nehmliche nicht mehr am Leben, einer von seinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinschaftlichen Werkes retten zu müssen glaubt,) darauf bestehen wollen, daß dem ohngeachtet Lanfrancus erst unter Gregorius dem siebenden müsse geschrieben haben. Denn warum sollten sie ein elendes Einschleichen noch länger vertheidigen wollen, da sie doch die Hauptsache, welche sie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müssen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung solcher unbedeutender Umstände um so viel hartnäckiger, je weniger man sich bloß geben will, daß man sie Anfangs, nicht so wohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erschleichenden Punkts von grösserer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf diesen Fall versichert mich unser Manuscript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Denn wie kann Lanfrancus sein Buch erst unter Gregorius dem siebenden, geschrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieses Buches weit früher geschrieben ist? Hiervon aber fallen überall die unwidersprechlichsten Beweise in die Augen. Wors erste gedenkt Berengarius seines letzten Widerrufs unter genanntem Pabste mit keinem Worte; er entschuldiget sich bloß wegen des ersten, zu dem man ihn, unter Nicolaus dem zweyten, gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen so gänzlich mit Stillschweigen übergehen können, wenn er bereits geschehen gewesen wäre, wenn ihm Lanfrancus denselben so gar mit vorgeworfen hätte. Zweytens; Berengarius beruft sich namentlich mehr als einmal auf den Cardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der siebende, und Berengarius mußte dieses noch unter der Regierung Alexanders des zweyten schreiben. Drittens; Berengarius nennet den Lanfrancus selbst durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Bischof zu ertheilen, die gröbste Beleidigung gewesen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuscripte selbst verschiedne Stellen mitzutheilen, aus welchen diese Data erhellen. Ist merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwischen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerst geschrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und ersterer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verflossen seyn: denn so Schlag auf Schlag ließen sich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir sie igt, im achtzehnten, geführt zu sehen gewohnt sind.

IV.

Wenn es *Nugæ* sind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, so sind es doch *Nugæ* aus der Klasse derer, quæ seria ducunt: und das muß mich entschuldigen. Eine handgreiflich untergeschobene Stelle sey eine noch so klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man diese Stelle brauchen will, ist wenigstens keine Nichtswürdigkeit.

Denn übersehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortschreitet. Wann die Stelle des Lanfrancus, schließt er, nicht untergeschoben ist, so hat Lanfrancus viel später geschrieben; hat er viel später geschrieben, so kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, so hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transsubstantiation bekehret, so ist es bloße Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch seine Gründe bekehren lassen.

Aber, wird man sagen, so schloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; so schlossen höchstens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinschaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird: diese billiget dergleichen Fechterstreiche eben so wenig, als sie deren bedarf.

Nun wohl: so wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unser Manuscript gegen unbefugte Partheygänger an die

Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verspreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der gesamten Berengarischen Händel, in einem Grade, welcher schwerlich mehr zu erwarten stand. Sowohl die eigentliche Meynung des Berengarius, als die verschiedenen Wege, welche man einschlug, diese Meynung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen gehören, nebst der räthselhaften Nachsicht, die er bey allen seinen anscheinenden Rückfällen fand: alles das sollen Sie in einem schlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringsten Umstand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meynung des Berengarius aus dem Manuscripte mitzutheilen habe, noch vors erste bey Seite zu setzen. Ich halte es für schicklicher, bey dem bloß Historischen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende besondere Stücke vorzulegen: als nemlich, 1) über die erste Anklage des Berengarius bey dem Pabste; 2) über die Zeit, wenn Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erste wider ihn zu Rom unter Leo dem neunten 1050 gehaltene Kirchenversammlung; 4) über die Kirchenversammlung zu Vercelli, des nemlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des ersten, gleichfalls von diesem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter Nicolaus dem zweyten, als der nähern Veranlassung der zwischen dem Lanfrancus und Berengarius gewechselten Streitschriften.

Alles, was wir von diesen Dingen bisher gewußt haben, schreibt sich, wie bekannt, fast einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbst der zeitverwandte Anonymus, dessen Aufsatz *de Berengarii damnatione multiplici*, Chifletius herausgegeben hat, ist nichts als der oft wörtliche Kopiste des Lanfrancus, bis er auf den allerlegten Wiederruf des Berengarius, unter Gregorius dem siebenden, kömmt, welchem er selbst beygewohnet haben will. Da ich nun gesagt, daß Berengarius in

unserm Manuscripte dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folge: so können Sie leicht erachten, daß er auch die historischen Umstände nicht werde vorbegegangen seyn, die dieser seinen ersten Kapiteln eingeflochten. Aber hier ist es, wo ich die Klage über die Verstümmelung wiederholen muß, welche das Manuscript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte seines Gegners kömmt, *Cur ergo scriptum hoc magis Humberto ascribis quam tibi, quam Nicolao, quam concilio, quam omnibus ecclesiis, quæ illud cum reverentia susceperunt?* welche sich bey dem Lanfrancus zu Ende des zweyten Kapitels, in der Ausgabe des Dacherius auf der 283sten Seite, befinden. Was also Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, ist verloren. Wie viel dessen gewesen, ist nicht leicht zu bestimmen: aber daß es von Wichtigkeit gewesen, ist wohl unstreitig, und Theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, Theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unserm Leidwesen sattsam zu ermessen. Indes, was würde es helfen, diesen Verlust viel zu bejammern? Was weg ist, ist weg: lassen Sie uns nur das, was wir noch haben, desto sorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der ersten Anklage des Berengarius bey dem Pabste.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die besondere Meynung des Berengarius zuerst zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um seinen ersten Ankläger bey dem Pabste: so finden wir zwar, daß Lanfrancus selbst es weder leugnen wollen noch leugnen können, daß Er gewisser Maassen dafür anzusehen sey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines persönlichen Hasses gegen den Berengarius von sich abzulehnen, und sich, nicht sowohl in dem Lichte eines verhassten Unbringers, eines vorsehlichen Kegermachers, als vielmehr eines bloß leidenden Werkzeuges erblicken zu lassen, dessen sich die Vorsicht dabey bedienen wollen: so erzehlt er den Verlauf folgender Gestalt. (*) „Berengarius, sagt er, habe einen

(*) Tempore sancti Leonis Papæ, delata est hæresis tua ad apostolicam sedem. Qui cum Synodo præsideret, ac resideret secum non parva

Brief über das Abendmahl an ihn, nach der Normandie, geschrieben: weil er (Lanfrancus) aber allda gleich nicht gegenwärtig gewesen, so sey der Brief verschiednen Geistlichen in d. Hände gerathen, welche ihn gelesen, und den anstößigen Inha weiter bekannt gemacht hätten. Er sey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl selbst mit dem Berengarius, e sey aus blosser Freundschaft, oder aus Ueberzeugung, halte: un dieser Verdacht habe sich sogar in Rom verbreitet, als der Bri ihm von einem Geistlichen aus Reims, dahin nachgebracht worden. Der Pabst habe davon gehöret; und weil er eben ein Concilium um sich versammelt gehabt, so sey der Brief öffentlich verlesen, und die darin geäußerte Meynung einmüthig verdammt worden; er selbst aber habe, auf päpstlichen Befehl auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu seiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten müssen.“

Was nun den Brief selbst anbelangt, welcher alle das Unheil angestiftet haben soll: so hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat, aus einer Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekannt gemacht, welchen er für den nehmlichen hält. (*) Er ist so kurz, und jedes

multitudo Episcoporum, Abbatum, diversique ordinis a diversis regionibus religiosarum personarum, iustum est in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmisisti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legisent, et contra vstitatissimam Ecclesie fidem animadvertissent, zelo Dei accensi quibusdam ad legendum eas porrexerunt plurimis earum sententias verbis exposuerunt. Itaque factum est, ut non deterior de te quam de me fuerit orta suspicio, ad quem videlicet tales litteras destinaveris, putantibus multis me favore, ac favore quæ a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esse non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remensi clerico Romam perlatus recitator legeret, intellecto quod *Ioannem Scotum* extollereres, *Paschasium* damnares, communi de Eucharistia fidei adversa sentires, promulgata est in te damnationis sententia privans te communione sanctæ Ecclesie, quam tu privare sancta ejus communione satagebas. Post hæc præcepit Papa, ut ego surgerem, pravi rumoris a me maculam abstergerem, fidem meam exponerem &c. *Cap. IV p. 231. Edit. Dach.*

(*) In Notis et Observ. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

Wort desselben verdienet in Absicht dessen, was ich darüber zu sagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann, und muß.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIUS.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotensi, in quo disimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem est, displicere tibi, immo hæreticas habuisse sententias Ioannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus dissentit a suscepto tuo Paschasio. Hac ergo in re si ita est, Frater, indignum fecisti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, præproperam ferendo sententiam. Nondum enim adeo fategisti in scriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa scriptura vellem tantum audire de eo, si opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel iudicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non sit, non aspernanter aspicias quod dico. Si hæreticum habes Ioannem, cuius sententias de Eucharistia probamus, habendus tibi est hæreticus Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, vt de cæteris taceam.

Dem Dacherius sind, in seiner Meynung von diesem Briefe, die gelehrtesten Männer der katholischen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Røye schloß so: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgelesen ward, ersah man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beytrete, daß er den Paschasius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; diese drey Punkte sind auch aus gegenwärtigem Briefe zu sehen; folglich ist dieser jener, und jener dieser. Costartius billigte diesen Schluß, und bestätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Ascelinus, die freylich sehr entscheidend ist. (*) Ich übergehe den Du Pin, (**) und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius stillschweigend billigen, indem sie dieselbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hiebey eine Schwierigkeit, die allerdings so groß ist, daß man sich wundern muß, wie sie

(*) Conciliorum T. XII. p. 1430.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

von allen seinen Vorgängern hat können übersehen werden. Wenn nemlich schon die vom De Roye und Cossartius angeführte Merkmahe eintreffen, so ist doch noch ein anderes, und gerade das wichtigste Merkmahl übrig, welches auf den von Dacherius bekannt gemachten Brief schlechterdings nicht passen will. Ich meyne den Verdacht, welcher aus dem Briefe des Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus selbst, soll entstanden seyn. Einen solchen Verdacht, sagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht ziehen können, weil ausdrücklich darinn gesagt wird, daß Lanfrancus der Meynung des Berengarius nicht gewesen, und daß er sie sogar als kegerisch verworfen habe. Folglich, urtheilet Mabillon, müsse es ein andrer Brief gewesen seyn, welcher in dem Concilio verlesen worden; und dieses sey ohne Zweifel der frühere gewesen, welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden. (*)

Nun ist zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des Lanfrancus erhellet im geringsten nicht, daß Berengarius zweymal an ihn, während seiner Abwesenheit aus der Normandie, geschrieben habe: sondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, ist eben der, welcher von da nach Reims geschickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie solches eben der Benediktiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgestritten, sehr wohl zeigt. (**). Aber dem ungeachtet bestehet der Einwurf des Mabillon in aller seiner Stärke: und entweder ist es nicht wahr, daß Lanfrancus selbst durch den Brief des Berengarius verdächtig ge-

(*) Ante has litteras *Berengarius ad Lanfrancum* alias, ut videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas præbuit. Hinc, ut sunt proni ad sinistra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipso, quam de *Lanfranco* orta opinio, quasi hic eadem cum illo sentiret, quod prædictæ epistolæ convenire non potest, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* dissentire aperte dicitur: adeoque necesse est, alias admittere *Berengarii ad Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de suo errore agebat. *Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Saec. VI. Par. II. Praef. §. 13.*

(**) Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

worden, oder der Brief, durch welchen er es ward, ist nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon sich lieber an die letzte Folge halten wollte, als an die erste, ist natürlich. Wie hätte er die erste mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen seiner Kirche zu haben schuldig war? Der heilige Mann sagt es ja selbst, daß seine eigene Orthodorie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie sollte nicht alles wahr seyn, was so ein heiliger Mann sagt?

Und dennoch ist es nicht wahr! Es war ein blosser Vorwand, den Lanfrancus zu brauchen liebte: und Berengarius unterläßt nicht, diesen Vorwand in unserm Manuscripte gerade zu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freylich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verlesen worden. Berengarius hatte ihn seiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den ersten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ohngeachtet erhellet aus dem, was er in der Folge davon sagt, unwidersprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bey dem Dacherius für den nehmlichen, und für so authentisch halten, als ob er aus den verlorenen Blättern selbst genommen wäre. Eben das also, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, ist das, was ihn am allerkenntlichsten machen muß. Mabillon sagt, daß durch diesen Brief Lanfrancus selbst unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieses sagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich ist es gewiß, daß sie beide den einen und eben denselben meynen.

Hier sind die Stellen aus dem Manuscripte selbst, welche das gut machen werden, was ich gesagt habe. Es ist, wie Sie wissen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

„Quod meum ad te scriptum sententias habuisse de corpore et sanguine Domini dicere voluisti, indignissime tua veridicitate scripsisti, quia nullas de corpore tibi Christi et sanguine sententias in scripto illo proposui, quod ut manifestum fiat, ad scriptum illud, quod jam scripto isti inserui, qui voluerit recurrat.“

Und nicht weit darauf:

„Sæpius me de falsitate tua scriptum tuum compellit, vt loquar. Qua enim fronte scribere potuisti suspicionem contra te de meo ad te scripto potuisse oriri? Admonebat te scriptum illud meum, præproperam contra Ioannem Scotum te tulisse sententiam, et vt de eo mecum agere dignareris secundum scripturas. Nec sani ergo capitis fuit, aliquid contra te suspicari de scripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, vt scribis, te fecisse approbant. Denique legat scriptum illud qui voluerit, et nihil constantius reputare valebit, quam non potuisse oriri de te suspicionem, quæ de me orta fuerat per scriptum illud.“

Ich fürchte nicht, aus diesen Stellen das geringste mehr geschlossen zu haben, als die dürren Worte besagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umstand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine so besondere Erörterung verdiene. Wenigstens fürchte ich dieses von denen nicht, welche wissen, was für Kleinigkeiten es öfters sind, die gerade das meiste Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entstehen können: so ist auch keiner daraus entstanden. Ist keiner daraus entstanden, und Lanfrancus versichert es dem ohngeachtet: so wissen wir nun schon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt seyn unter den Kezermachern; und sie müssen sich sehr wohl dabey zu befinden glauben: denn so alt er ist, so üblich ist er unter ihnen noch. Immer wollen sie die grausamen Anklagen, durch welche sie ihres Nächsten Ehre und Wohlstand und Leben in die äußerste Gefahr setzen, für nichts als unumgängliche Selbstvertheidigung gehalten wissen. Ohne diese würden sie gern geschwiegen, es gern ihrem Gdt nur in der Stille geklagt haben, wie sehr seine heilige Wahrheit gekränkt und verlästert werde: aber ihr eigener guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigener Glaube, dessen Licht sie vor aller Welt leuchten zu lassen, so verbunden sind, wird darüber verdunkelt: nun müssen sie auftreten, und müssen reden, und müssen vor Gdt und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwert ver-

folget zu werden, ſie die Irrthümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſtens, ihres Bruders in Chriſto, ſünden.

Es wäre ſchlimm, wenn aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit,

2. wenn eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heucheley des Lanfrancus noch ſchwärzer und verhafter erſcheinen ſollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenverſammlung geſchrieben, welche zu Reims in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem Lanfrancus, welcher ſich mit darauf befand, dahin nachgeſchickt. Lediglich auf dieſen Brief ward denn auch der Steller deſſelben, in dem nächſtfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus ſagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenverſammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloſſen Briefe nicht wohl geſchehen können, und daher andere authentische Schriften ſollte vorausſetzen laſſen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf, in unſerm Manuſcripte antwortet, iſt höchſt merkwürdig; nemlich:

„Quod ſententiam meam ſcribis Vercellis in confeſſu illo expoſitam: dico de rei veritate et teſtimonio conſcientiæ meæ, nullum eo tempore ſententiam meam expoſuiſſe, quia nec mihi eo tempore tanta perſpicuitate conſtabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpeſſus nondum tam diligenti in ſcripturis conſideratione ſategeram.“

Was meynen Sie? Wenn wir einer ſo feyerlichen Verſicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr iſt, daß in dem Jahre 50 ſlechterdings kein Menſch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er ſie noch ſelbſt nicht aufs reine gebracht hatte, weil er ſich noch ſelbſt um den Gegenſtand deſſelben ſo genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverlässig wiſſen wollen, daß er

weit früher angefangen habe, seine Ketzerey zu verbreiten, und ihr durch Ueberredung und Bestechung Anhänger zu verschaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine besondere Neigung zur Heterodoxie schon als Schüler des Bischof Sulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der sterbende Sulbert ihn nicht vor seinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten gesehen. Wenn das geringste davon wahr wäre, so würde sein gewesener Mitschüler, Ihr Adelman, gewiß nicht unterlassen haben, in seinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftstellern zu Folge, soll Adelman das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander schreibt ausdrücklich: *Sæpe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propensi Præceptor sanctissimus hortabatur ne a via regia, hoc est ab Apostolica fide et SS. Patrum doctrina desisteret, ut Adelmanus testatur in Epistola ad ipsum data.* (*) Aber wie muß dieser Mann gelesen haben? Sie haben den Brief des Adelmans gewiß aufmerksamer gelesen, und wissen, daß die Ermahnungen des Sulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, seinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius ins besondere, gegolten. Hätten sie die geringste besondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: so würde, wie gesagt, Adelman sicherlich sich dieses Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz besondern Eindruckes fähig gewesen wäre.

Auch bey dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch seine Ketzerey bereits im Jahre 1035 Unruhen soll erregt haben. Denn daß dieses falsch sey, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es ist nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius so blindlings nachschreiben können. (**)

Aber Pagi selbst nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerey des Berengarius zuerst ausgebrochen sey; und gründet sich deßfalls nicht sowohl auf die Zeugnisse verschiedener Geschichtschreiber, an deren Genauigkeit sich noch wohl zweifeln

(*) *Disf. select. ad Hist. Eccles. Sæculi XI et XII. prima, art. 1.*

(**) *Hist. de l'Eglise T. I. p. 1396. §. 10.*

lieſſe, als vielmehr auf die mit dieſen Zeugniffen übereinſtim- mende Berechnung, welche ſich aus dem Briefe des Adelmans anſtellen läßt. Und dieſe iſt es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des Adelmans, *Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor*, ſchließen zu dürfen glaubet, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den Berengarius geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimmt, Biſchof zu Breſcia ſey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freylich folgen, daß auch der Brief längſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſo gar heißt, daß bereits zwey Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelman zu Ohren gekommen; ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß Berengarius ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meynung bekannt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leiſtſünnig genug geweſen ſeyn, eine Lehre zu behaupten, und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eines von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meynung geäußert haben, welche den blinden Anhängern des Paſchaſius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſowohl ſeine eigene Meynung, als die Meynung des Scotus. Denn ſo viel Uebergewicht als damals auch ſchon die Lehre des Paſchaſius mochte gewonnen haben: ſo war ſie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frey ſtehen, ſich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus ſelbſt weiter nichts, als daß er, zu Folge dieſer Freyheit, den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welche die unſträflichſten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden sagen: „alles das, so befriedigend es auch immer seyn möge, könne doch nur für den Brief des Adelmans befriedigen; aber diesen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelassen; beträchtliche Fragmente von dieser Antwort wären vorhanden; und diese Fragmente wenigstens widersprächen der angezogenen Versicherung ihres Verfassers, daß bis zur Kirchenversammlung zu Vercelli, sie selbst eingeschlossen, niemand von seiner Meynung hinlänglich unterrichtet gewesen; angesehen in diesen Fragmenten im geringsten nicht von der Meynung des Scotus, sondern von der eigenen Meynung des Berengarius die Rede sey, die er sowohl durch Schlüsse, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten suche.“

Recht; Sie setzen nehmlich voraus — Doch ehe ich es vergesse! Es ist ohne Zweifel ein blosses Versehen Ihres Setzers, oder Abschreibers, mein Freund, daß nurgedachte Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges fortlaufendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten sie nicht in blossen Absätzen drucken lassen, sondern die Absätze selbst noch durch die Worte *Idem infra* von einander getrennet: und diese Worte sind es, welche ich ungern bey Ihnen vermisse. Nicht sowohl deswegen, weil man ohne sie nun leicht einen Zusammenhang suchen möchte, wo keiner seyn soll: als vielmehr deswegen, weil ohne sie dem Leser so leicht nun nicht eine Frage beyfallen kann, die nicht so ganz für die lange Weile seyn dürfte. Nehmlich die: das Manuscript, aus welchem Martene und Durand ihre erste Ausgabe besorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es diese Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum sagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir sie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten diese Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müssen uns solche Unterdrückungen bestärken? Ich habe diese unangenehme Saite schon einmal berühren müssen. (*) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was sie so zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuscript, welches sie brauchten, wird ohne

(*) In dem zweyten Briefe, S. 333.

Zweifel zu Gemblou mit verbrannt seyn. Aber wieder in das Gleisf. —

Sie setzen, sage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wisse, man in dem Dato der Antwort nicht eben sehr weit fehlen könne; daß also, wenn der Brief des Adelmans vor 48 geschrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl schwerlich erst 50, und später, werde erfolgt seyn. Gleichwohl, so natürlich diese Voraussetzung ist, so muß sie doch hier einem unstreitigern Beweise nachstehen. Der Brief des Adelmans mag geschrieben seyn, wenn er will: die Antwort des Berengarius ist gewiß erst nachher geschrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieses ist aus den Worten unwidersprechlich: *Adversarii ergo, vulgus, et cum vulgo infanientes, Paschasius, Lanfrancus et quicumque alii ita causam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel absumptionem sui, in particulam carnis Christi sensualiter transire et sanguinis.* Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf solche Weise, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geschrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie sehr abgeneigt Lanfrancus von der bessern Meynung des Scotus sey? Hatte er aber jenen Brief bereits geschrieben: so ist seine Antwort an den Adelman auch zuverlässig später, als die Kirchenversammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meynung verdammt, von der, wie er versichert, noch kein Mensch wissen konnte, ob es seine Meynung sey, oder nicht. Nur durch diese, und die kurz vorhergegangene Römische Kirchenversammlung, lernte Berengarius selbst den Lanfrancus erst recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr sey, was ihm Ingeltrannus aus Chartres von dessen Gesinnungen erzehlt hatte: so wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödsinnigen, rasenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelman thut.

Ob nun aus dem so bestimmten spätern Dato dieser Antwort, auch auf das spätere Datum des Briefes selbst, müsse zurückgeschlossen werden, will ich nicht zu entscheiden suchen. Gesezt, es müßte: so würde höchstens nur das Jahr, wenn

Adelmann Bischof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geschrieben haben, ist so viel als keiner. Man fragt z. E., ob er ihn auch wohl sodann noch sancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie selbst für den Zusatz eines Abschreibers erkennen: aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennet ihn ja auch Ascelinus in einem Briefe, der sicherlich nach den ersten Kirchenversammlungen geschrieben war, die den Berengarius verdammet hatten.

Und so, dünkte ich, wäre die Versicherung des Berengarius, von welcher die Rede ist, gegen alle ihr entgegenstehende Behauptungen gerettet. Nun setze ich noch einen positiven Umstand hinzu, der es schlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius schon vor 50 als ein Keger bekannt gewesen.

Nehmlich; wenn es nicht wahr ist, was Berengarius von sich versichert, daß die Kirchenversammlung zu Vercelli von seiner Meynung über das Abendmahl nichts wissen können, weil er noch selbst keine gehabt, die er sein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr ist, daß schon lange vorher der Ruf von seiner Kegerrey sich nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien, und sogar in Deutschland, wie Adelmann sagt, verbreitet: wie kam es, daß sie auf keiner frühern Kirchenversammlung gerüget ward? Wie kam es, daß besonders auf der zu Reims, bey welcher Leo der neunte selbst zugegen war, ihrer nicht im geringsten gedacht ward? Man sage nicht, daß die mit andern Dingen beschäftigt gewesen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch *de quibusdam hæresibus, quæ in eisdem pullulaverant partibus*, die Rede seyn sollen; und bey Anführung der von ihr gefaßten Schlüsse heißt es wiederum: *Et quia novi Hæretici in Gallicanis partibus emerferant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel servitium acciperent, aut quodlibet defensionis patrocinium illis impenderent.* (*) Es hat auch an Gelehrten, der Römischen Kirche selbst, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie schließ-

(*) Hard. Concil. T. V. P. 1. p. 1002 & 1007.

send das Stillschweigen dieser Kirchenversammlung zu Reims sey. Bouläus ist nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, ist so gezwungen, daß man ihr seine Verlegenheit dabey nur zu sehr ansieht. (*) Cum in actis, sagt er, concilii Remensis nulla videatur facta fuisse mentio Berengarii, credibile est tum nondum plane doctrinam illam extra scholas prodise, aut si quid de ea relatum est, Leonem noluisse agitari, ne si corruptissimis Ecclesiasticorum temporibus illa Quæstio publice moveretur, plurimos inveniret fautores præsertim in Francia, vbi Disciplina plurimum elanguerat. Dieser Bedenklichkeit, welche er dem Leo leihet, sie möchte nun zu billigen seyn oder nicht, widerspricht Lanfrancus selbst, wenn er mit deutlichen Worten sagt, daß die Kegerey des Berengarius erst nach der Kirchenversammlung zu Reims dem Pabste zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um sich versammelt gehabt. Leo wollte sie also zu Reims nicht vertuschen: sondern er hatte schlechterdings von ihr noch nichts gehöret, und das erste, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hiedurch wird auch alle Vermuthung abgeschnitten, ob sich nicht unter den zu Reims verdamnten Kegeren, deren keine eigentlich benennet wird, die Kegerey des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn sie schon in den geschriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müssen: so hätte sie doch namentlich müssen verdamnt seyn; und auch dann hätte Lanfrancus nicht sagen können, daß sie erst das Jahr darauf zu Rom vor den Päßtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit darzu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz; so gewiß es ist, daß in diesem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus selbst verdächtig werden können: eben so gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nehmliche Brief das erste und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die streitige Materie geschrieben hatte. Gleichwohl aber diese erste und einzige Schrift, in welcher nichts bestimmt wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingela-

(*) Hist. Vnivers. Parif. T. I. p. 416.

den wird, in welcher bloß, bis zu deren Ausgange, vor über eilten und stolzen Entscheidungen gewarnt wird; — gleichwohl diese freundschaftliche, bescheidene, schmeichelnde Schrift, so hämisch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus wenn du dir das erlauben konntest, — bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich besorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch schwärzer erscheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenversammlung zu Rom, unter Leo dem neunten,

num selbst; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlet hat, so wird es sich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeschickt ward, was machte er daselbst? was waren seine Berrichtungen damals zu Rom? Diese Frage ist mehreren eingefallen, als mir; und die meisten antworten darauf: das wissen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen gesucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er selbst so gern von sich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus sey damals in Angelegenheiten seines Herzogs zu Rom gewesen; nemlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheyrathet hatte, und darüber mit samt seinem Lande in den Päpstlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronike von Bec hatte, ohne Zweifel, den De Roye verführt. Aber schon Dubois, (*) und nachher Cossartius, (**) haben ihn deßfalls widerlegt; und es ist unleugbar, daß jene Angelegenheit unter Nicolaus dem zweyten sich eräugnet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweyte

(*) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, astitit. Nondum ille Beccensis Abbas erat, qua vero occasione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniae causa perrexisse Romam certum est, cum ea causa non ad Leonem IX, sed ad Nicolaum PP. pertineat. *Dubois Hist. Eccl. Paris. T. I. p. 670.*

(**) Coleti Conciliorum T. XI. p. 1428.

Reise nach Rom; und hier ist nicht von seiner zweyten, sondern von seiner ersten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in diesen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erstemal nach Rom reisen zu lassen, bloß um wider zurückreisen zu können, hat er eine andere Muthmassung erhascht, die ihm so glücklich und sicher dünkt, daß er sie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. (*) „Der Brief des Berengarius, sagt er, „wurde nach der Normandie geschickt, wo er aber den Lanfrancus nicht fand. Lanfrancus hatte sich auf das Concilium „nach Reims verfügt, welches im Anfange des Octobers 1049, „unter dem eigenen Vorsitze Pabst Leo des neunten, gefeyert „ward. Dieses ist ein Factum, welches allen Geschichtschreibern des Lanfrancus entwischt ist, gleichwohl ganz natürlich „aus dem folget, was Lanfrancus selbst in dem dreyzehnten „seiner Briefe erzehlt. Er berichtet uns darinn ausdrücklich, „daß er sich in dem Gefolge dieses Pabstes befunden, als er „auf seiner Rückreise durch Lothringen die Kirche zu Remiremont eingeweyhet. Und seht, (voilà!) das war die wahre „Ursache seiner ersten Reise nach Rom, die bis auf diesen Augenblick unbekannt geblieben.“

Und seht, das ist wieder ein Freundschaftsstück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem sinnreichen Manne die Marschrute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht streitig machen; er scheint ihm nicht unglücklich nachgespürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabste nach Rom gereiset seyn. Aber wenn wir wissen, wie er gereiset ist, wissen wir darum auch, warum er gereiset ist? Die Einweyhung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reise mit ansah. Aber die Absicht seiner Reise konnte sie doch gewiß nicht seyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bey der Einweyhung einer Kirche in Lothringen, zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabey zu thun gehabt: warum von da nicht

(*) Hist. lit. de la Fr. T. VIII, p. 263.

wieder nach Hause, in sein Kloster? Warum weiter mit dem Pabste nach Rom? Die Wahrheit zu sagen, ich weiß schon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er also nicht eigene Angelegenheiten daselbst hatte: im Namen seines Klosters brauchte er nicht da zu seyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn diese eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius gewesen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius schon zu Bec erhalten; er habe sich sogleich entschlossen, seine Anklage auf diesen Brief zu gründen; er sey damit nach Reims auf das Concilium gereiset, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es sey nun, weil er unter der daselbst versammelten Geislichkeit zu viele bemerket, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paschasius hielten, oder weil ihm Berengarius selbst noch zu nahe war, zu geschwind selbst bey der Hand seyn konnte, sich mündlich zu vertheidigen; er sey also von Reims dem Pabste nachgefolgt, in der Versicherung, mit einem Pabste eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief sich nachbringen lassen, mit allerley darüber ausgesprengten ihm selbst nachtheiligen Auslegungen; er selbst habe unter der Hand zu Rom über diesen Brief des Redens und des Aergernisses so viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabst davon gehöret, bis der Pabst ihm selbst eine Erklärung darüber abgefodert, und so die erste Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieses annähmen? Wäre es denn so etwas ganz unerhörtes, daß der zuerst Feuer geruffen, welcher das Feuer selbst angelegt? Und was darf man sich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich diesen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unserm Manuscripte besetzen werde. Dergleichen hätten müssen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzustellen, welcher hier noch wohl

glaubwürdiger ist, als Berengarius selbst. Es ist der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Crispinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nehmlichen Kloster zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt sich, in welcher Absicht Lanfrancus das erstemal nach Rom gereiset; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch schon seinen Biographen darüber vernommen? Oder soll das Zeugniß desselben nichts gelten? Hat dieses Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was sagt Milo Crispinus? (*) Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit, nehmlich in obgedachter Angelegenheit seines Herzoges, jam enim antea Romam petierat causa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Ecclesia tenet. Kann etwas ausdrücklicher gesagt werden? Romam petierat causa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beschäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius? Oder heißt es nicht unwidersprechlich: er reisete eigentlich darum hin? Es ist wahr, kurz darauf scheint Milo Crispinus sich zu widersprechen, wenn er von eben derselben ersten Angelegenheit des Lanfrancus zu Rom sagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer versichert uns, wo sich dieses forte herschreibt? Sollte dieses einzige Wort, welches sehr leicht eingeschoben seyn kann, eine vollständige Enunciation, welche es nicht seyn kann, Lügen strafen? Und wenn es sich auch von dem Crispinus selbst herschriebe: so könnte es doch für weiter nichts, als eine unschickliche Einkerbung angesehen werden, um die Sache nummehr, so viel möglich, nach dem eignen Sinne und mit den eignen Worten des Lanfrancus zu erzählen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronike von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den De Roze verführt habe. Sie lautet so: (***) Quapropter (nehmlich ebenfalls in Absicht, seinen Herzog von dem Päpstlichen Banne zu befreyen) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus esset occasione cujusdam hæretici Berengarii: et tunc præsidebat Leo octavus: et etiam vt ageret pro Duce Normannorum et vxore ejus. Igi-*

(*) Cap. III. p. 5. Edit. Dach.

(**) Edit. Dach. p. 3.

tur locutus est cum Papa Nicolao, et ostendit quod ejus sententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat & c. Handgreiflicher Unsinn, in Verwirrung, oder vielmehr Zusammenschmelzung zweyer Päbste und Zeiten! Nichts ist wahrscheinlicher, als daß die mit Cursiv gedruckten Worte eine Glosse sind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheissen, quam jam adierat semel occasione hæretici Berengarii, oder was Sie sonst für Chronikenslatein dafür setzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch so, wie sie igt gelesen wird, noch mit dem Zeugnisse des Crispinus übereinstimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus esset occasione Berengarii anders verstehen, als „Er reisete in Angelegenheiten seines Herzogs nach Rom, ob er schon ohnedem auch des Berengarius wegen dahin gereiset seyn würde?

Erst also sage man mir, warum beide diese Zeugnisse nicht gültig seyn können, ehe man von mir weitere Beweise verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Absicht nach Rom gereiset, um den Berengarius der Kezerey anzuklagen. Setzen Sie dieses aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bey Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es sey, daß es der blosser Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Pabst brachte; es sey, daß Lanfrancus wirklich selbst darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichste Wertheidigung der gegenseitigen Lehre zu vernichten, sich gemüßiget sahe: hätte man darum so weit gehen sollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, sondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammt, und nicht allein die Lehre verdammt, sondern zugleich mit eins den, der sie hätte, ohne die geringste Abmahnung, in den Vamm that? Hätte dieses Lanfrancus zugeben sollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, sich darwider zu setzen, als er? Wen würde man gewisser gehört haben, als ihn, wenn er sich darwider gesetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, darzu mochte der Pabst immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worinn Scotus diese Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er sie gebauet, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel, oder wie

wenig Berengarius von dieser Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und bessern Gründen unterstützte, als bey dem Scotus sich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wissen, und andere schriftliche Beläge waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe sich aus dem Briefe allerdings ersehen lassen, daß seine Lehre in allen Stücken die Lehre des Scotus sey. Wohl, so konnte man freylich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und Berengarius ward zugleich excommunicirt! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grausam war: so ist es nie in der Welt etwas gewesen. Denn, wie schon gesagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand konnte also gestraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte sie von nun an verworfen seyn: so konnten nur die vors erste mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erst bedroht, er ward Knall und Fall bestraft: und eines Irrglaubens wegen bestraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geist der Unterweisung und der Zucht, oder der Geist der Verfolgung und der Rache geschäftig?

Sie können sich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unserm Manuscripte die bittersten Klagen über diese schreyende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

„Quod promulgatam dicis in me damnationis sententiam, sacrilegæ sancto illi tuo Leoni notam præcipationis affligis. Injustum enim esse præscribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus sanctus, *maledicent illi, et tu benedices*; et b. Augustinus in libro de Verbo Domini, *injusta vincula solvit justitia*; et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipsa hac, inquit, ligandi ac solvendi potestate se privat, qui hanc non pro subditorum moribus, sed pro suæ voluntatis motibus exercet*. Maxime cum me Leo ille accersisset, donec certum fieret, vtrum præsentiam ejus adire suffugerem, suspendenda fuit sententia, vt re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quænam ego communi fidei adversa sentirem, vbi indignum te facis, vt jam

dixi non ſemel, quod communem fidem communem dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, vt per me verbis audiretur aut ſcriptis, quæ ego in Johanne Scoto approbarem, quæ in Paſchaſio, Corbeienſi Monacho, condemnarem.

Doch wer kann ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abſchreiben, welche den Charakter Leo des neunten näher kennen lehrt. Denn freylich ſpielte der Pabſt hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus ſelbſt. Wenn Lanfrancus häntückiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabſt ſeyn, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoſſender Meynungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeigt, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedem genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüssel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beyfall welchen ſein Vortrag bey dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

„Dicens omnibus placuiſſe, quaſi neceſſario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apoſtolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis aduiſiſſe ſcripſiſti, Epiſcopus Vercelleniſis avunculo ſuo, Nobilium Papiæ cuidam, ſponſam ſuam publico flagitio abſtulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Epiſcopi veſaniam zelo Dei fuſcitaverat corda. Nobilis ille Papieniſis illatam ſibi a Nepote ſponſæ præreptæ injuriam ad Epiſcopos, ad apoſtolicum Leonem illum ſæpe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Epiſcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod aſſuturus eſſet Papa ille Vercellis, quæ pertinerent ad Chriſti jura quantopere acturus, in multam ſpem reſpiraverat, quod tot Epiſcoporum, tot egregiarum perſonarum, tanto omnium conventu, ſaltim tunc a

non animadvertenda tanta Apoſtolicus prohiberetur injuria. Spe iſta ductus, conventui illi Verceilico Papienſis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expoſtulan- dam injuriam ſuam zelum facile comparavit. Sed quanti iſtud? Apoſtolicus apud adulterum Vercellenſem illum hoſpiti- um accepit, regalibus adulteri ſumptibus per dies non paucos ex- ceptus eſt, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papienſis pro illata ſibi a Nepote in- juria, foris, intus, in eccleſia, in confeſſibus omnia tentaret, omnibus, ſi forte apud Apoſtolicum pro tanto adulterio ob- tenerent, moleſtus eſſe non deſiſteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus cauſa remanſit. Nihilominus Papa idem, cum fuiſſet a quibusdam admonitus, quod faceret contra eccleſiaſti- cas rationes, reordinare Episcopos et Presbyteros in Ver- cellenſi illo concilio, a regia illa ſua ſede conſurgens, omnes qui circum ſedebant in medio poſitus poſtulavit, Dominum pro eo, quod reordinaret, ut ſibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: ſed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinæ, paucis poſt diebus excuſis, maniſteſtiſſimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti ſunt hi, quorum conſilio reordinationes fecerat, cur Verceilis contradictoribus illis ad non reordinandum ceſſiſſet; in errorem rediit, atque poſt ad voluntatem eorum, qui Romæ fuerunt, maxime Hum- berti illius tui, reordinavit Episcopum Redonenſem, *Magnum* nomine, Episcopum Lemovicenſem incertum*), cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Rodonenſem, nomine *Pire- neum*, quos pro eo nominatim inſerui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romæ geſtum fuit, ipſi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate ſcripſiſſe. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto hæc refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Dei poſſi- debunt*; ſed vt probabilius fiat eis, qui hæc forte legerint, quod tanti facit illum Papam ſcriptum tuum, non de rei ve- ritate, ſed de mea tibi calumnia procesſiſſe. —

*) „*Iterium.*” C. H. Schmid.

Es sind zwey verschiedene Punkte, welche in dieser Stelle dem Pabste zur Last fallen, und deutlich zeigen, was für ein schaaler, leerer, veränderlicher Mann er gewesen, *quanta indigentia pleni laboraverit*, wie es Berengarius in seinem barbarischen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachsicht gegen das Laster ihn Menschengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erste betrifft das Verbrechen des Bischofs zu Vercelli, und der zweyte die Reordination.

Der Bischof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung sey, was Berengarius hier von ihm erzehlet, davon gewähret Hermannus Contractus die Versicherung, bey welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: *Post Pascha item Dominus Papa Leo synodum Romæ collegit, vbi inter alia Gregorium Vercellensem Episcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi sui sponfa, admisum, et perjuriam perpetrata absentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo post Romam venientem, satisfactionemque promittentem, officio priori restituit.* Das Verbrechen ist bey beiden das nehmliche; und auch das, was sie von dem Betragen des Pabstes sagen, kann sehr wohl bey einander bestehen. Berengarius sagt weiter nichts, als daß der Pabst, während seiner Anwesenheit zu Vercelli, seinem strafbaren, aber freigebigem und prächtigem Wirthe durch die Finger gesehen: Hermannus hingegen sagt, daß er ihn das Jahr darauf excommuniciret habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieser Nachsicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von seinen Klagen nicht abstand. Genug, daß die Bestrafung selbst, da der Verbrecher so bald und so leicht Genade fand, nur zum Scheine ergangen zu seyn scheint, und Berengarius also, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das schrieb, immer berechtiget gewesen wäre, sie für so gut als keine anzusehen. Aber bewundern Sie einmal, wie sehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälschen sich nicht geschämet hat! Was man, nur aus dem Hermannus, wissen konnte, das findet man bey dem Ughellus folgender Maassen

erzehlt: (*) Cum sequenti anno Romæ idem Leo Pontifex Concilium agitasset, Vercellensem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque scelerum dicunt fuisse expostulatum, absentemque anathemate percussum; verum latæ sententiæ certiozem factum illico Romam advolasse, objectaque crimina diluissse. Wenn Hermannus sagt, der Bischof habe Genugthuung versprochen, — und diese verspricht man doch nicht anders, als nachdem man sich schuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfnen Verbrechen, verwandeln können? Zwar freylich, es war ein Italienischer Bischof: und wer wird in einer Italia sacra so etwas auf einen Italienischen Bischof kommen lassen?

Was es für Bewandniß mit der Reordination habe, ist Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbste anwandten, der eingerissenen Simonie zu steuern. Dabey fragte sich nehmlich, ob diejenigen, welche von Bischöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordiniret werden müßten? Schon unter Clemens dem zweyten war die Sache dahin entschieden worden: Vt quicumque a Simoniaco consecratus esset, in ipso Ordinationis suæ tempore non ignorans Simoniacum, cui se obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum pœnitentiam ageret, et sic accepti Ordinis officio ministraret. (**) Aber unter Leo dem neunten kam sie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzählung des Berengarius sehen Sie, wie schlecht Se. untrügliche Heiligkeit sich dabey zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf man wohl sagen, half endlich durch sein Buch, *Gratisimus*, den Zwist beylegen. Sie kennen dieses Buch: aber wenn Sie darinn gelesen, (***) quod crescente fluctuationis ambiguo eatenus sit processum, vt nonnullos constet Episcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo consecrasse: so hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabst selbst sich unter diesen kegerischen Bischöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Ursache, so leis-

(*) Italia sac. T. IV. p. 775.

(**) *Pet. Damiani* *Gratisimus*, cap. 35.

(***) *Præf. ad Heinricum* p. 423. Edit. Lugd. 1623.

als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er seine Meynung vorträgt, dürfte die Lobsprüche des Baronius so recht nicht verdienen; besonders da man ohnedem weiß, daß Leo der neunte nicht immer die beste Meynung von ihm unterhielt, wie einer seiner eigenen Briefe bezeuget. (*) Doch was lenket Baronius nicht alles der unumschränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabstes zum Besten? Sie werden es nun schwerlich, ohne den Mund zu verziehen, lesen können, wie viel Mühe er sich giebt, auch in dieser Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentschlossenheit von dem Pabste zu entfernen. (**). Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloße Nachsicht gegen die Irrenden, wenn man sich Ihnen durch die That selbst zugesellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Ansehen haben will. Gut, daß Berengarius seine Erzählung nur auch mit Umständen beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falsch, oder nicht satzsam unterrichtet gewesen. Er nennet sie mit Namen, die der Pabst, uneingedenk seines reuigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat sie selbst gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erste war ein Bischof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nehmliche seyn, welcher bey den Samaritanis (***) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömmt, und von 1036 bis 57 den Bischöflichen Stuhl besessen hat. Der zweyte war ein Bischof von Limoges, dessen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, dessen Zuname aber Capreolus war. Nach Maaßgebung der Zeit wird es wohl Isterius, oder Hicterius gewesen seyn, aus der Familie der Chobots, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte seyn,

(*) Epistolatum ad summos Pontf. III.

(**) *Ad annum 1052.* Non id quidem factum incitiam tanti Pontificis — at quoniam complures inventi sunt ex Ecclesie filiis, qui zelum habentes, sed revera non secundum scientiam, — sanctissimus Pontifex consultius esse duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro praecidere quod erat infirmum.

(***) Gallia Christ. T. III. p. 922.

daß selbst aus dem Hicterius oder Icterius, das man für stösig genommen, der Zuname Capreolus entstanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateinisch Rotonum oder Regidonum heißt: Berengarius schreibt seinen Namen Pireneus, und bey den Sammarthanis (*) findet man ihn Permesius geschrieben.

Ich will mich bey Dingen, die auffer unserm Wege liegen, nicht aufhalten. Es ist mir hier bloß um den Character des Pabstes zu thun, welcher so unbesonnen seyn konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieser erhellet so, daß er keines weitem Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenversammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin versichert, daß hier Ihr Erstaunen um ein grosses zunehmen werde.

Wasnage meint, man habe es bald merken müssen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und diesen Fehler gut zu machen, habe der Pabst das Concilium zu Vercelli ausgeschrieben, auf welches der beklagte und bereits verdamnte Berengarius persönlich vorgeladen worden. Lassen Sie uns diese Vermuthung annehmen, weil sie doch zu niemands Nachtheil gereicht, und nun sehen, wie trefflich die Absicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus ist wiederum der einzige, von welchem wir die Nachrichten von diesem Concilio zu Vercelli entlehnen müssen. Und wie lauten diese? — Es wird gut seyn, wenn Sie seine eignen Worte ins Gedächtniß fassen, weil sich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuscripte deshalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, schreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, (**)
declarata est synodus Vercellensis, ad quam vocatus non venisti. Ego vero præcepto ac precibus præfati Pontificis vsque ad ipsam synodum secum remansi. In qua in audientia omnium, qui de diversis hujus mundi partibus illuc convenerant, Ioannis Scoti liber de Eucharistia lectus est, ac damnatus, sententia tua

(*) T. IV. p. 179.

(**) S. 356. in der Note.

exposita est, atque damnata, fides sanctæ Ecclesiæ, quam ego teneo, et tenendam astruo, audita, et concordi omnium assensu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos se esse dixerunt, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt. Ab hac sententia nunquam discescit sanctus Leo in omnibus conciliis suis, seu quibus ipse suam præsentiam exhibuit, seu quæ per legatos suos in diversis provinciis congregari instituit.

Was Sie da gelesen, finden Sie in allen siebentaufend Büchern, in welchen des Berengarius und dieser Kirchenversammlung zu Vercelli Erwähnung geschieht, getreulich nachgeschrieben. Kein einziges sagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es ist allerdings ein höchst melancholischer Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Aussage eines einzigen falschen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getrost, nicht auf immer! Ich freue mich die Beispiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiste minder schrecklich machen, dessen stärkste Triebfeder die Ehre ist. Zwar sollte, besonders der Freund der Wahrheit, sich edlerer Triebfedern bewußt seyn: aber die edelsten können nicht immer die wirksamsten seyn; und besser, daß das Rad auch durch unreines Wasser umgetrieben wird, als daß die Maschine ganz stille steht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erste und hauptsächlichste ist ohnstreitig dieses, daß Berengarius dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, persönlich in Vercelli zu erscheinen, dennoch nicht erschienen ist. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, sich seinem Richter darzustellen, nachtheiliges zu schliessen gewohnt ist, ist auch wider ihn geschlossen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun, noch weit tumultuarischer, noch weit illegaler seyn können, als das zu Rom gewesen war: sein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweyerley, warum er diese Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erste nur entschuldigen könnte: so ist es gewiß, daß ihn das andere entschuldigen muß.

„Ich bin, sagt er, nach Bercelli gefodert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu fodern. Kein Geistlicher bey uns hat nöthig, ausser seiner Provinz vor Gericht zu erscheinen. Meine Freunde also nicht allein, sondern selbst ansehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu stellen.“ Es versteht sich, daß es die Vorrechte der Französischen Kirche sind, auf die sich Berengarius hiebey bezieht, und über die man schon damals alle Ursache hatte, so eifersüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings schon ein grosser Eingriff in diese Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher sich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuschreiben, und in Person demselben vorzusitzen, ohne sich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beytreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben sehr Unrecht, es bloß einem bösen Gewissen bezumessen, warum sowohl verschiedene vornehme Layen, als verschiedene von den ersten Geistlichen, dem Könige riethen, dieses Concilium zu hintertreiben. Ein böses Gewissen kann bey einigen derselben der Antrieb gewesen seyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen: aber der König selbst mußte doch wohl andere Befugnisse haben, den Rath anzunehmen. Daß sich der Pabst an die Vorstellungen des Königes, das Concilium wenigstens aufzuschieben, nicht kehrte, war um so viel schlimmer; und der darauf folgende zweyte Verstoß, den er sich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugsam, daß er überhaupt die Freyheiten der Gallischen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbesondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bey dem Pithou und seinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich fest gesetzt, und durch historische Beyspiele, aus spätern und neuern Zeiten, bestätigt finden: (*) so daß ich mich nicht genugsam verwundern kann, wie sogar keinem einzigen Schriftsteller, meines Wissens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabst gehabt, einen Französischen Geistlichen aus seiner Provinz, aus seinem Laude, in ein fremdes Land vor sich zu fodern? und ob denn dieser so ungebührlich citirte Geistliche nothwendig erscheinen

(*) de l'Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

müſſen? ob er wohl erſcheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiener von Geburt, an alles das nicht dachte, oder wenigſtens nicht that, als ob ſich daran denken laſſen könne, iſt mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzoſen der Gedanke eingeſommen, das Ausbleiben des Berengarius aus dieſem Geſichtspunkte zu rechtfertigen, wenigſtens als verzeihlich vorzuſtellen, das läßt ſich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abſcheu gegen Keger und Kegercy erklären. Mag doch das eine und das andere verdammt ſeyn, wie es will wenn es denn nur verdammt iſt!

Und das war das erſte, wovon ich geſagt, daß es der Berengarius entſchuldigen könnte. Doch der rechtſchafne Mann braucht nicht immer die Entſchuldigung, die er brauchen könnte beſonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Geſellſchaft zuſtehen, wenn er durch dieſe Entäußerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In ſolchen Angelegenheiten iſt ihm jeder Richter ſein Richter, ſobald er ſich, ohne Vorurtheil von ihm gehöret zu werden, verſprechen darf.

Man kann wohl nicht ſagen, daß ſich dieſes auch Berengarius ganz gewiß zu verſprechen hatte: gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu laſſen. Nichts konnte ihn zwingen, ſich vor einen Pabſt zu ſtellen, wenn es auch ein noch ſo würdiger geweſen wäre: alles widerrieth ihm, ſich vor einen zu ſtellen, der ihn ungehört ſchon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren ſich der, welcher ſie bekleidete, verluſtig gemacht hatte: er wollte ſich ſtellen. Nur vor ſich ſelbſt durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere, als des Königs ſelbſt. Er macht ſich auf, dieſe zu ſuchen; er kömmt nach Paris; und — Was meynen Sie, daß ihm geſchieht? Sie meynen, daß ihm der König eine dem Anſehen ſeiner Kirche ſo nachtheilige, dem Berengarius ſelbſt ſo gefährliche Erlaubniß verſagte? So mitleidig graufam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur izt heißen, ſich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erſchleichen lieſſen! Rathen Sie beſſer. —

Berengarius kömmt nach Paris, und — wird ins Gefängniß geworfen; und wird alle des Seinigen beraubt; und wird mit einer unerschwinglichen Geldbusse belegt; und wird so lange fest gehalten, bis das Concilium zu Vercelli verstrichen ist. — Der ungehorsame, lichtscheue Keger, daß er dem ohngeachtet nicht auf dieses, zu seiner Besserung lediglich angestellte, Concilium kam!

Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund! Hätten Sie diese Auflösung sich wohl träumen lassen? — Sie werden fragen: „aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum schickte Berengarius gleichwohl zwey Männer dahin, die seine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen sollten? Er hätte dieses Geschäft schlechterdings sich selbst vorbehalten, und vor igt über das ihm zugesügte Unrecht nur klagen sollen.“

Das ist sehr wahr. Diese zwey Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und hatten nichts weniger als den Auftrag, seine Lehre zu vertreten. Die Sache war so. Als man zu Tours das Unglück des Berengarius erfuhr, schickte die Kirche des heil. Martinus, an welcher er stand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Pabst nach Vercelli, um ihn zu bitten, sein Ansehn bey dem Könige zum Besten des Berengarius zu verwenden, der im Begriff gewesen sey, ihm zu gehorchen, und auf eine so grausame Art daran verhindert worden. Diesen Abgeschickten begleitete ein Freund, wie es scheint, aus blosser Neugierde: und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, ausser dem Auftrage, entfielen, wodurch sie sich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür ergieng, scheint Lanfrancus mit Fleiß in einen zweydeutigen Ausdruck versteckt zu haben; wenigstens ist es gewiß, daß er nicht immer gehörig verstanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius selbst reden zu lassen? Lesen Sie, lesen Sie: das schlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergessen.

„Ad eam Synodum vocatum me non venisse scripsisti, quod scribens manifestam item fecisti malitiæ tuæ calumniam, magnopere contendens omnes, qui scriptum legiscent tuum, a veri-

tate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiseratio debebatur, maxima nihilominus Papæ illi indignatio propter nimiam a me et a christiana et apostolica paternitate averſionem suam. Pervenerat enim ad me, præcepisse Leonem illum, ut ego Vercellenſi illi conventui, in quo tamen nullam Papæ debebam obedientiam, non deesset. Disſuaſerant secundum ecclesiastica jura, secundum quæ nullus extra provinciam ad iudicium ire cogendus est, Personæ ecclesiasticæ; disſuaſerant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore susceperam, et ut irem securius ad Regem Franciæ, Ecclesiæ, cujus eram Clericus, Abbatem, accesseram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate sinistrum expectabam; non ab Ierusalem descendere in Iericho, sed ab Iericho in Ierusalem conscendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exspoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apostolica dignitate, non paterna miseratione, non humana motus est compassione, qui si non mihi, apostolicæ saltim sedi, ad quam iustus contendebam, dare debuit gloriam, ut si non pro me, saltim pro Apostolica dignitate, quantus posset, exurgeret in eum, qui me ad se intendentem carcere clauſerat, rebus exspoliabat, pro me in eum gladium christianæ animadverſionis exſereret. Hæreticum me potius voce sacrilega, (non enim, miseratione divina, veridica; verba autem sacerdotis scriptura dicit, aut vera aut sacrilega) in conventu illo Vercellenſi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: sed scriptum tuum in ista cogit falsissimum. Scripsisti enim, „ad quam tu vocatus non venisti:“ sed vocari secundum ecclesiastica jura non debui; venire ob reverentiam Romanæ Ecclesiæ non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec scribere, *ad quam tu vocatus non venisti*, quia historia hæc etiam remotiores non latebat, nisi de falsitate calumniæ potuisti, in quo non satis qui te noverit admirari sufficet. Quid de te tantum commueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiæ, parceres a tanta falsitate saltim tibi, nec ita me in *Ticinum*, quod

opinabaris, dares, vt te in *Padum* demergeres. Iohannis Scoti librum lectum scribis in audientia omnium, qui de diversis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc satis jam rescripsi, te ipsum narrasse quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, sacramenta altaris similitudinem, figuram, pignusque esse corporis et sanguinis Domini, in quo maxime secundum scripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia damnatum, quam vt semel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus, *scrutamini scripturas*, cumque poeticum illud, *hæc decies repetita placebit*, pro philosophico revera sit habendum. Attestante ineptiæ tuæ Petro, Romanæ Ecclesiæ Diacono, et præcipitante sententiam, ut diceret, *si adhuc in figura sumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Augustinus, *hunc panem significavit manna, hunc panem significat altare Dei; in signis diversa sunt, in re quæ significatur paria*: et illud in Psalmo 111. *corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit*: non attendente, non interesse nihil inter figuram vel signum rei quæ nunquam fuit, rei nondum exhibitæ prænunciatoriam, et figuram vel signum rei existentis, rei jam exhibitæ commonefactoriam. De diversis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc satis respondi — — Quanquam falsissime scripseris, *de diversis mundi partibus*, cum de eisdem regionis et linguæ ad Verceilicum tumultum illum convenerint. (*) — — Immo si quis sententiam, sicut scribis, in confesfu illo exposuit meam, non tamen jus ecclesiasticum habebat, absentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo solo, si omittantur alia, de concilio Vercellensis diligentia potest quam plurimum æstimari. Illud quod nulla sit invalidum falsitate repeto: nulum qui meam de Eucharistia pernovisset sententiam, quam tu Verceilis expositam scribis atque damnatam, assuisse illi confesfui Verceilensi. Fides, inquis, Ecclesiæ: nec dubitas neptorum turbas Ecclesiam nominare, contra quod summa

(*) Hierzwischen fehlen die Worte, die ich oben S. 361. angeführt habe.

mihî non deest auctoritas ejus, qui dicit, *ſinite illos, coeci ſunt duces coecorum*; Apoſtoli etiam, qui dicit, *ſi nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema ſit.* — — Duos clericos meos Vercellis aſuiſſe ſcripſiſti: nec mirandum vsque eo, ſi alius minoris quam tu ſis eruditionis tantam ab invidia ſua et odio ſibi ſumeret libertatem nuntiendi. Mihi in ſcripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: vnde ego non injuria tibi dico, *cura te ipſum, Medice.* Qui in me iſtud reprehendas, ſed calumnioſe, Domini miſericordia, tanta mentiri, ſcripto tuo, vt in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuisti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime ſuſceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Eccleſia b. Martini, convictor et diſcipulus glorioſæ memoriæ Gazonis, Leodicenſis Epifcopi; juvenis non parvæ eruditionis, plurimæ probitatis atque honeſtatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis ſui Rex ille Franciæ, totius regiæ dignitatis oblitus, carcerandum dedisset cuidam adoleſcentulo ſuo, (qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere) ad exigendam a me quantum ego numquam pecuniam noveram, conſilio communi ad Leonem illum miſit Vercellas, *) ſi forte infortunio meo compatiens, chriſtiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum eſſet in conventu illo Vercellenſi, et quidam interrogatus a Papa reſponderet ad interrogata quod reſpondendum putavit, viſum eſt illi, ſicut mihi ipſe narravit, dare illum ſententiam, quod eſſem hæreticus; quo viſo perturbatiſſimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Eccleſia b. Martini miſum dico, non ignotus, cum vidisset libellum Ioannis Scoti ex nutu et libito tuo conſcindi, nobili permotus zelo non tacuit, ſimiliter poſſe conſcindi librum aliquem præproperanter b. Auguſtini, non adhibita mora et lima, vtrum conſcindendus eſſet, ſufficientis conſiderationis. Ita factum eſt, vt juberet Leo ille vtrumque

(*) „miſit Vercellis.“ T. H. Schmid.

teneri, non tamen, vt ipse postea exponebat, et rei exitus approbavit, vt illis aliquid injuriæ fieret aut molestiæ, sed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua scriptum continuit tantam falsitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.* Nullus cum eis saltim forensi modestia rationem posuit; non illi causam meam exponere, vel defendere sunt adorti. —

Lassen Sie sich von Ihrem Erstaunen durch eine und die andere Anmerkung zerstreuen, die unter dem und jenem besondern Orte dieser Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erscheint.

1. Berengarius nennt den König, den Abt seiner Kirche: *Ecclesiæ, cujus eram Clericus, Abbatem.* Es könnte dieses auch wohl einem Leser auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche seines Reiches steht, sonst nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit sagen wollen, als in spätern Zeiten der Erzbischof von Reims, Ursinus, wenn er Carl den siebenden, den ersten Geistlichen und Prälaten der Französischen Kirche nannte. (*) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt ist, das ist er ja wohl um so viel mehr in Ansehung einer jeden einzeln Kirche insbesondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem *adulescentulo* des Königs spricht, bey dem er in Verhaft gewesen, und hinzu setzt: *qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere.* (Bey ihm steht öftrer erat, wo es vielmehr eset heißen sollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der erste von dieser Seite der Sitten bey den Geschichtschreibern in übelm Ruffe wäre; es sey denn, daß man das Beywort *mollis*, welches ihm der Bischof *Vodoricus* in einem Schreiben an den Bischof *Gulbert*, unter andern nachtheiligen Benennungen giebt, (**) dahin ziehen könnte. Indeß hat doch *Petrus Damiani* seinen erbaulichen *Liber Gomorrhianus* um diese Zeit geschrieben: und wenn dieses Laster unter der Geistlichkeit damals so sehr eingerissen war, warum sollte

(*) *Dupuy* sur le *Traité de Pithou*, p. 33.

(**) *T. X. Script. rerum Gall. et Fr.* p. 504.

man sich wundern, es auch bey vornehmen Layen, und an de Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanæ Ecclesiæ Diaconus, von welcher Berengarius sagt, daß er dem Lanfrancus beygefallen, kann kein anderer, als der nur gedachte Petrus Damiani seyn, dessen grob Begriffe von der Gegenwart Christi in dem Abendmahle Si ohnedem aus seinen Schriften kennen werden. Die Erzehlungen die er von der sichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder sich aufheften lassen, sind so ärgerlich, als eckel. (*) Was wir aber ganz neues aus seiner Erwähnung bey dem Berengarius lernen, ist dieses, daß er bey dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig gewesen, und schon in der Würde eines Diaconus der Römischen Kirche gegenwärtig gewesen. Dieses wußte keiner seiner Lebensbeschreiber, nach welchen er läßt, als ob Stephanus der neunte ihn vom blossen Abte eines geringen Klosters zum Cardinal erhoben habe.

4. Ich finde bey dem Buzäus, (***) daß De Roye (dem das Werk des De Roye selbst, habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmassen wollen, die beider Geistlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Waldo geheissen. Daß er falsch gerathen oder gemuthmasset hat, das wissen wir nun gewiß. Den einen, welches der eigentliche Abgesandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennet er zwar selbst mit Namen nicht, beschreibt ihn aber als seinen Mitcanonicus angedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Bischofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 gestorben war, und bey den Sammarthanis Vazo geschrieben wird. Der andre hieß Stephanus, und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von diesen beiden Männern sagt Lanfrancus, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt: und ich habe im Vorbeygehen bemerkt, daß nicht alle den gan-

(*) De miraculosis narrationibus, p. 682. Operum Edit. Lugd.

(**) *Hist. Univerf. Paris. T. I. p. 422.* Misit vero tantum (Berengarius) illuc duos clericos, quos Franciscus De Roye in eius vita suspicatur fuisse Frewaldum et Waldonem erroris adstipulatores, qui Magistri absentiam excusarent, ipsiusque nomine agerent.

gen Sinn dieser Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage (*) übersezt sie bloß durch: ils se trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre. Sondern selbst Du Pin (**) giebt sie schlecht weg durch: ils voulurent entreprendre sa defense, mais ils n'eurent pas plûtôt commencé à parler qu'ils se trouverent embarrassés, et réduits à garder le silence. Ohne Zweifel konnten sich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werffen könne, weil sie alles für ihren Bevollmächtigten sagen, was sich für ihn sagen läßt? Und wer konnte sich leicht träumen lassen, daß es auf den Kirchenversammlungen damals, auch solche nicht ausgenommen, bey welchen der Pabst selbst zugegen war, so wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürsprecher, aus blosser Vorsicht ins Gefängniß setzen müssen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Hauffen zugefüget würde? —

Noch ist ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der sich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieser wird sich bey dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenversammlung zu Paris

zu sagen habe, welche, wenn Gott will, in dem nehmlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs des ersten, soll seyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; diese Kirchenversammlung ist ein Unding: oder, es mit einem weniger abstrakten Worte zu sagen, eine Lüge; eine so unverschämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo sie sich herschreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius selbst, noch der Anonymus des Chiflet, gedenken dieser Kirchenversammlung mit einer Sylbe. Und schon das müßte sie sehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Mensch etwas von ihr; auffer daß Baronius, aus einem Briefe eines Bischofs von Lüttich an den König Heinrich, schliessen wollte, sie müsse im Werke gewesen

(*) Hist. de l'Eglise, Liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

ſeyn. Aber er urtheilte auch aus dem nehmlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann iſt der Verfaſſer eines Tractats de Corpore et Sanguine Chriſti, den Dacherius im beſagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus, zuerſt herausgab. In dem letzten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten Berengarischen Unruhen beygefügt, und der Erzähler ſpricht als ein Mann, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. Dacherius fand ihn in ſeiner Handſchrift Durandus, Abt von Troarn, genannt; und weil allerdings ein Abt dieſes Kloſters, und dieſes Namens, ein Zeitverwandter des Berengarius geweſen: ſo blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe, dieſer Durandus der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläſſige Quelle in der Geſchichte der Kegerey des Berengarius.

Eine ſehr zuverläſſige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, wenn man ſieht, wie allgemein ſie, ſeit ihrer Entdeckung, genutzt worden. Doch wenn anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichmal wiederhohlt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus Hiſtoriſches von dem Berengarius beybringt, iſt erlogen; und freylich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin; obſchon auch ohne dieſes, ſo viel Widersprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bey Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius (*) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet: und doch kann er es nicht übeall in Abrede ſeyn, daß ſich Durandus wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbe-

(*) Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

halten. Die Weitläufigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenversammlung zu Paris einschränke. Lesen Sie, was Durandus davon sagt, (*) und erwegen Sie folgende Punkte.

Sie soll, diese Kirchenversammlung, bald nach der zu Verceſſi, im Monat October des nehmlichen Jahres, seyn gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmugen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn sonst für einen sehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier sein

(*) Cum autem tanti mali fama crebresceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam serperet, contigit, vt ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui consultu sui regni pontificum procerumque, concilium Parisiis cogi decimo septimo Kalendas Novembris præcepit, ac præfatum Berengarium, vt aut sua dicta Patrum autoritate firmaret, multis sibi obtinentibus, aut si ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non posset, fidem prudenter transfereat, interesse tantorum coetui Patrum imperavit. Interea condita venerat dies, frequensque conventus præfulum ac reliquorum sancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Parisiis factus est, sed jam dictus Berengarius malæ conscientie percussus terrore, vt iustus erat eo venire disulit, seque cum Brunone suo, videlicet Episcopo Andegavenſi, sub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore vtpote tanti viri credulus et ipse noscebatur involvi. Interea Præful Aurelianeusis quosdam apices in scheda laud parva digestos in conspectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et præcipiat, inquit, vestra Sanctitas, has litteras a Berengario editas si libet recitari, quas ego quidem ab ipso nequaquam accepi, sed cum eas cuidam suo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, violenter rapui. Quibus susceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in silentium componuntur, corda ad intelligendum, quæ continebantur in eis, præparantur, sed inter legendum multum repente fit murmur, et per singula absurdi sensus verba gravis infirepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequisſima sordebat hæresi, vehementer displicuit, damnato proinde communi sententia talium auctore, damnatis ejus complicitibus, cum codice Ioannis Scoti, ex quo ea quæ damnabantur sumpta videbantur, concilio soluto discesum est, ea conditione, vt nisi respicerent ejusmodi perversitatis auctor, cum sequacibus suis, ab omni exercitu Francorum præeuntibus Clericis cum ecclesiastico apparatu instanter quæſiti, vbicumque convenissent eo vsque obsiderentur, donec aut consentirent Catholicæ fidei, aut mortis pœnas luituri caperentur.

— Editionis Dach. in operibus Lanfranci, p. 107.

Gedächtniß müſſe einen Streich geſpielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, ſondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen ſey. Ich will auch nicht fragen: wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Pabſte ſelbſt verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch ſchon Coſſartius hat dieſe Frage berührt, und ſie ſo gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein ſchlechteſter Beſcheid darauf, *cauſæ ſubefle potuerunt, quas ignoramus*, ſoll mir begnügen. Nur hätte Durandus ſonſt keinen Umſtand müſſen einfließen laſſen, von deſſen Ungrund wir nunmehr überzeugt ſind. Er verſichert nehmlich, Berengarius ſelbſt ſey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefodert worden, aber aus Furcht ſeines böſen Gewiſſens nicht erſchienen. Wie? Wiſſen wir denn nicht, daß Berengarius während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangner in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, ſo mußte es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſeyn? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch laufen zu laſſen, in Hoffnung, daß er gehorſam genug ſeyn werde, ſich wieder einzustellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheben wollte, hätte zugleich mit erdichten müſſen, daß Berengarius dabey zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzählung des Berengarius beſſer reimem, und die, bey denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch ſagen, es ſey bloſſe Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandele.

Ein anderer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuholen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von Orleans geweſen ſeyn ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nehmlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem ſich die Kegerey deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig; und der Erzähler mochte wohl eher, als der Biſchof, einer ſolchen frommen Straßenräuberey fähig ſeyn.

Dieser Bischof von Orleans müßte Isambardus geheissen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigstens 63 besessen. Da nun auch ein Bischof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055. bey dem Concilio zu Tours gegenwärtig war: so könnte auch dieser kein anderer, als der nehmliche Isambardus gewesen seyn. Nun aber berichtet von diesem uns Berengarius selbst Dinge, die sich mit dem, was uns Durandus von seinem Bischöfe zu Orleans erzehlt, schlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Isambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Kegerey desselben umständlich ersehen; hätte sie selbst weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirkt; wäre dieser Verdammung beygetreten: und wenig Jahre nachher sollte eben dieser Isambardus, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, wessen man den Berengarius beschuldige? sollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisstücke man ihn des Beschuldigten überführen könnte? sollte sich mit der ersten der besten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes sagt Durandus, und dieses sagt Berengarius selbst; und wenn sich beides nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts in der Welt. Denn, wie gesagt, beide Bischöfe von Orleans sind nur ein und eben derselbe Mann: und es ist wohl keine Frage, welcher den rechten am besten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius?

Die Stelle aus dem Manuscripte, welche hieher gehöret, wird weiter hin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Ist will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über sich müssen ergehen lassen, und auf welche das ganze Parisische Concilium hinausläuft, eine ganz besondere Aufklärung erhält, und zugleich diese Nachricht selbst bekräftiget.

Sie erinnern sich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewissen Richard geschrieben, den Dacherius zuerst ans Licht brachte, (*) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlauffen müssen. Er fängt an; Quia facile vobis factum esse

(*) Spicilegii T. II. p. 105.

cum Rege loqui non nescio: vellem, si videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, si forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiae, atque Christianitatis reputatione, aliqua munificentia compensaret damnum, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime, tantum intulit. Quod si facit, ab immodica culpa, se modica expensa, non modicum exfolvit. Si autem non facit, me tamen praesto nihilominus habet in eo uno servire regiae majestati, ut satisfaciam secundum scripturas illi et quibus velit: injustissime damnatum Scotum Ioannem, injustissime nihilominus asertum Paschasium in concilio Vercellensi, perverse et regio auditu indignissime exposuisse illi clericos Carnotenses (si ita res acta est quomodo ad me pervenit) sententiam de Eucharistia, quam in scriptura habent gloriosae memoriae Fulberti Episcopi — u. s. w. Daß dieser Brief, sagen die Sammler der Concilien, und alle, welche desselben erwähnen, nach der Kirchenversammlung zu Vercelli geschrieben werden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen sie hinzu, er muß auch nach der Kirchenversammlung zu Paris geschrieben seyn: denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius sonst zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieser Kirchenversammlung, nach seiner Meynung, zugesügt worden? (*) Und da solches Unrecht doch nicht in der blossen Verdammung seiner Lehrsätze könnte bestanden haben, so wollen einige sogar wissen, daß ihm der König die Einkünfte seines Canonicats bey St. Martini zu Tours entzogen. (**) — Es ist unglaublich, was gewisse Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentferntesten Dinge zu schliessen, indem sie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegsehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe seines Königes, mit der er ihm, zu

(*) Data est (*Epistola Berengarii ad Ricardum*) post concilium Vercellense, cujus meminit: data item post Parisiense, cum factam sibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? *Hard. Concil. T. VI. P. I. p. 1024.*

(**) Comme le Roi etoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'oter à Berenger le revenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Eglise. *Fleury Hist. Eccles. T. XII. p. 541.*

Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein *damnum* hätte nennen können, *quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit?* Abgesprochne Einkünfte wären hiernächst ja wohl, mehr nur *lucrum cessans*, als *damnum illatum*. Doch es sey, daß wer sich beeinträchtigt fühlet, seinen Verlust so unverdient, so groß, so wenig der Wahrheit gemäß beschreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter: wenn diesem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigener Versicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt worden; warum hätte sich denn Berengarius nicht auf diese letztere, sondern auf die zu Vercelli geschehene Verdammung beruffen? warum hätte er es denn gegen den Ausspruch des Concilii zu Vercelli, bey welchem der König nicht gegenwärtig gewesen war, von dessen Gründen der König nicht so völlig unterrichtet seyn konnte, erweisen wollen, daß dem Scotus Unrecht geschehen? warum hätte er sich nicht lieber erbiehen sollen, eben das gegen den Ausspruch des Concilii zu Paris zu beweisen, wo der König selbst den Vorsiz gehabt hatte, wo der König selbst mit angehört haben konnte, warum so viele vornehme Geisliche seiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man sich jemals bey dem Schlusse von der unterlassenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derselben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: so ist es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich leugne, nicht bloß hätte erwähnen können, sondern nothwendig hätte erwähnen müssen, wenn das geringste von ihr wahr gewesen wäre. Wir wissen es von ihm selbst denn nun auch besser, wie die Sache zusammengehangen, und bewundern die Vorsehung, die nach und nach von seinen eignen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten lassen, die mit seiner endlichen Rechtfertigung auf eine so unerwartete Art übereinstimmen.

Warum sollte uns auch überhaupt das unbillige und tyrannische Verfahren des Königs gegen den Berengarius, sehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiste seines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heili-

gen Männern könnte gefehlt haben, die ihm so etwas zu rathen, ihm so etwas als seine Pflicht vorzuschreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Bischofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie gesagt, (*) Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke gewesen. Ein ganz abscheulicher Brief! Alle Haare müssen sich zu Berge richten über die Herzensmeynung eines christlichen Bischofs, die man in diesem Briefe liest: quod hujusmodi homines, — Schwachgläubige, Zweifler, Keger, was es nun sind — nequaquam oporteat audire; neque tam sit pro illis concilium advocandum, quam de illorum supplicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er diesen Ausspruch befolgte?

Dem ohngeachtet; soll ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von diesem abscheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeschoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geschmiedet, in der Absicht, das grausame Verfahren des Königes einigermaassen zu entschuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieses zu vermuthen, von den schlechtesten sind: aber auch die kann ich Ihnen hier nicht austramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bey meiner Eil, auch nichts zu überhüpfen scheine: nur noch dieß einzige Wort. — Wenn an dem Concilio zu Paris so viel als nichts ist, was kann wohl an einer gewissen Versammlung zu Brione seyn, welcher Berengarius selbst beygewohnet haben soll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugnisse des Durandus beruhet? Zuverlässig, noch weniger als nichts. Denn diese soll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli seyn gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine so unnöthige Excursion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja schon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bey Seite also ist mit ihm, und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nemlich

(*) Oben Seite 389.

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus versichert zwar, daß Leo der neunte auch auf mehreren Kirchenversammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erklärt und bekräftiget habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bey andern Scribenten ist bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles stille. In diesem müßte dafür die Flamme um so viel stärker wieder ausgebrochen seyn. Denn auffer dem zu Tours, sollen nicht weniger als noch drey Concilia, in eben diesem Jahre, samt und sonders wider den Berengarius, seyn gehalten worden. Ich verspreche Ihnen, daß Sie genau wissen sollen, woran Sie mit allen vieren sind, sobald Sie das zu Tours besser kennen werden.

Und was sagt Lanfrancus von diesem? *Quæ Sententia, nemlich die von Leo dem neunten wider den Berengarius gesprochene, non effugit succesorem quoque suum foelicis Memorix, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re seu cæteris ipse statuit, statuive præcepit: hoc etiam iste sua atque omnium conciliorum suorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonensi, cui ipsius interfuere ac præfuere legati, data est tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam suscipere non auderes, confessus coram omnibus communem Ecclesiæ fidem jurasti, ab illa hora te ita crediturum sicut in Romano consilio te jurasse est superius comprehensum.*

Wie viel meynen Sie, daß hiervon wahr ist? Zählen Sie nach, was nicht wahr ist, und sehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr seyn. — Falsch, daß auf diesem Concilio zu Tours dem Berengarius frey gegeben worden, seine Meynung zu vertheidigen. Falsch, daß er auf demselben eben das beschworen, was er vier Jahre darauf unter Nicolo dem zweyten, zu Rom beschwur. Falsch, daß dieses Concilium zu Tours unter dem Pabst Victor gehalten worden. Falsch, daß überhaupt Victor das geringste über die streitige Lehre, während seiner ganzen Regierung, mit ihm selbst verhandelt, oder durch seine Legaten verhandeln lassen.

Hören Sie ihn dieß alles ſelbſt erzehlen:

„Compellit me, velim nolim, longum facere continua ſcripti tui monachatu tuo indigniſſima falſitas. Papam Victorem concilium Turoni convocante per legatos ſcripſiſti: Papæ Victoris nec adfuerunt legati, nec præfuerunt Concilio Turonenſi; numquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papæ Victoris. Non auſum me fuiſſe defendere partes meas, immenſa falſitate ſcripſiſti; juraſſe me ſicut Romæ, ſtupendo mendacio confirmaſti; communem fidem, quo tuum nomine ſæpe palliaſti errorem, infanis, me profeſſum fuiſſe; eccleſiæ dicis, quod turbæ erraticæ verius dicere potuiſti. Longum facio, ſed enormitate falſitatis ſcripti tui compellor. Dicta repeto *): nunquam Papa Victor per ſe, vel per Legatos, mecum egit de menſa dominica; numquam in eo mihi defendendi quæ aſſerrem optionem fecit; nunquam Papæ Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Eccleſiæ appellare non dubitas fidem, confeſſus aliquid juraſti. Sed quia adhuc ſupereſt Hildebrandus, qui de veritate conſultus tota dignitate eſt adhuc reſpondere idoneus, quamquam longiſſimum faciam, viſum eſt de Concilio Turonenſi quod rei veritas habuit, neque tamen eo niſi pauciſſimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc ſcriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, ſed Papæ Leonis, ab Eccleſia Romana Hildebrandus, vices in negotiis eccleſiaſticis ſuppleturus apoſtolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me infanorum, in quo adhuc, omiſſo me, audire eum poteſt, qui voluerit, de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta, de authenticis etiam ſcripturis fatiſſeci Ambroſii, Auguſtini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc fatiſſe facere indiſſimulabiliter, miſeratione divina, vt nihil vlllo modo incertum **) remaneat ei, qui, me manſuetudine chriſtiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino ſufficio; non venienti ad expoſtandum Deo viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et ſuſtibus; ſed ve-

*) „dicta repete“. C. N. Schmid.

**) „nihil vlllo modo certum“. C. N. Schmid.

nienti ad audiendum me mansuetudine christiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perspicuitate cognita, persuasit ut ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas superbiorum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad instantia pertineret, si vellent Episcopi, qui convenerant, ex mora agere de Eucharistia, darentur eis in manus, locis denotatis signis adhibitis, diversorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipse fecerat comportari; si vero sola responsione sine ipsius responsionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando scripto adversariis et non sententia, sicut Ariarianis et Catholicis, Patrem Filio esse majorem, alia pergerent pertractare negotia; soluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, sicut supra dictum est, abiremus. Episcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, ut quidam eorum me, Episcopus Aurelianensis, atque Episcopus Autisiodorensis, cum Archiepiscopo Turonensi, de Eucharistia separatim cum Clericis suis audirent. Ita ergo factum; conquesti sunt me accito Episcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Ecclesiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati responderunt: dicere me, panem sanctum altaris panem tantum esse, nec differre ab inconfecrato pane mensæ communis. Quem in eo accusatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me se audisse responderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquit: certissimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Ecclesia S. Mauricii confederant, dixerunt Episcopos, quam ut in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, ut sua quisque agere negotia non differrent. Veni ergo cum iis, qui me separatim audierant, Aurelianensi atque Autisiodorensi Episcopis, in confesum aliorum, et quæ separatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam penè mea illa finiretur calumnia, non desuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere sufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forsitan lingua emitterem: juramentum esse a me exigendum. Cum ergo

exigerent, ſummaque injuria, quia produci non poterat accuſator, qui a me audisſet, quod me dicere prius putaverant, ceſſi tamen conſilio Epifcopi Andegavenſis*), atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem ſuffugerem, cum ſcirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripſi ergo ego ipſe, quod jurarem: *Panis atque vinum Altaris poſt conſecrationem ſunt corpus Chriſti et ſanguis; hæc me ſicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere*; contra jura tamen tam ſecularia quam eccleſiaſtica, ſicut prædixi, conſilio eorum, qui mecum veritatis minime erant ignari, quos ſuperius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanæ Eccleſiæ Legatus, qui libros vndecunque comparari fecerat, vt ex eorum auctoritate ſatis fieret de Euchariftia, pro cujus diligentiori conſideratione et veritatis, Dei miſericordia, comprehenſione, hæreſis me inſimulaverant homines nihil ſcientes et ſuperiores ſe in ſcientia alios non æquo animo tolerantes, turbarum, quæ ad illud maxime valent vt clament, *crucifige! crucifige!* quæ ad comprehenſionem veritatis vix aliquando vel nunquam ſufficiunt, ad fuſtium et lancearum ſemper pronæ ſunt apprehenſionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Eccleſia venerat eſt proſecutus negotia. In quibus cum non nullas inſumeret moras, meque cum illo jamjam accedendum Romam, ad ſatisfaciendum de menſa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, ſecundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi eſt, Papam Leonem rebus deceſſiſſe humanis, quo audito a propoſito eundi Romam itinere ſuperſedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papæ Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione recordia perſuadere ſuſcepit ſcriptum tuum, quod Romæ juraverim me Turoni juraviſſe Legatis Papæ Victoris. —

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wenn und unter welchem Pabſte dieſes Concilium zu Tours gehalten werden: und ich ſollte nicht meynen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierinn

*) „Andecaueniſis“. C. H. Schmid.

allen andern vorzuziehen. Daß er am besten davon unterrichtet seyn konnte, ist unstreitig; und was für Vortheil, was für Absicht hätte er dabey haben können, uns von einem so unerheblichen Umstande etwas anders als die lautere Wahrheit zu sagen? Ich nenne den Umstand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbessert noch verschlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabstes, wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geschichte, die allerdings dadurch sehr berichtigt wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl schwer zu begreifen sey, wie sich Lanfrancus so sehr könne geirret haben, da er doch selbst auf diesem Concilio zu Tours mit gegenwärtig gewesen; wie Ordericus Vitalis versichere. Denn das ist er nicht gewesen, und Vitalis verdienet mit diesem seinem Zeugnisse nicht den geringsten Glauben, ob es schon Ant. Pagi(*) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus selbst gegenwärtig gewesen, so würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns dessen auch selbst zu versichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen sollen? Er konnte ja nicht wissen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daselbst vorkommen würde. Es geschah auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man sie ausserordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeschrieben worden, welches uns so viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus(**) gern möchten glauben machen.

Selbst das Zeugniß des sonst mit dem Lanfrancus genau übereinstimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnt, ist dießmal für ihn nicht. Denn Guitmundus schreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Pabstes, dessen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umstand endlich, daß gerade während dem Concilio die Nachricht von dem Tode des Pabstes eingetroffen, ist so besonders, zeichnet sich so merklich aus, daß Bergeßlichkeit oder Verwirrung sich kaum dabey denken läßt.

(*) In Annales Bar. ad annum 1055. §. 7.

(**) Operum T. V. p. 6. 7.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leonis des neunten Legatus; war es der Tod dieses Leo, der es unterbrach: so gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, sondern in das vorhergehende 54; als an dessen neunzehntem April Leo starb.

Was weiter hieraus für Verbesserungen in der Geschichte, und Veränderungen in der Ordnung der Concilien sich ergeben, ist klar. Nicht allein müssen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachstehen, indem das zu Tours sogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte Römische unter Leo dem neunten, folgen muß: sondern auch alle die andern drey Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius sollen seyn gehalten worden, sind in so fern für Erdichtungen zu erklären, als Victor der zweyte daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt sich noch ein Umstand, durch den sich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus dessen unumgänglicher Versekung, nunmehr von selbst. Nach dem Baronius nehmlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den sich Baronius lediglich bezieht, — soll Kayser Heinrich der zweyte, bey diesem Concilio den König Ferdinandus von Castilien verklagt haben, daß er sich den Titel eines Kayfers von Spanien anmaasse, und seine Abhängigkeit von dem Römischen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und Victor der zweyte soll zum Besten des Kayfers den Ausspruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigstens sehr sonderbar, wann sich ein deutscher Kayser, mit seinen Beschwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenversammlung irgendwo in Frankreich, sollte gewandt haben; denn daß ein Päpstlicher Legat dabey zugegen gewesen, das macht sie eben um so viel wichtiger nicht. Es sey aber die Sache selbst, so wahr als sie wolle: von beiden Umständen kann doch nur einer Statt gehabt haben. Ist sie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, so hat sie Victor auf diesem Concilio nicht entschieden: hat sie Victor entschieden, so kann sie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelst seines Legaten, seyn vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzählung des Mariana noch zu retten: und dieser wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwey Kirchenversammlungen zu Tours gehalten worden; die erste, von welcher Berengarius redet, und die zweyte das Jahr darauf, auf welcher die Gesandten des Kayfers möchten erschienen seyn. In der That finden sich auch Spuren von einer solchen zweyten, die bey den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unserm Manne noch weiter entfernen soll. —

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Bischofs von Orleans bezog. Der Widerspruch mit dem Durandus ist, denke ich, so klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu setzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bey dem Bischofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Eusebius, mit dem Zunamen Brano, welcher diese Würde seit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach einigen, den Berengarius zu seinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 gewesen seyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweisen davon sagen soll. (*) Gewiß ist es, daß er, während dem Concilio zu Vercelli, noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß ist es, daß er, auch während des Concilii zu Tours, noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun dem ohngeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte seyn können, und wirklich gewesen wäre: so müßte man sich wohl nicht sehr an den alten Kanon, vt non nisi in vnius civitatis Ecclesiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat, gefehrt haben, ob er schon auch damals, in einem Concilio über dem andern, aufs neue eingeschärft wurde. Doch dem sey, wie ihm immer sey; Berengarius sey auf dem Concilio zu Tours bereits des Eusebius Archidiaconus gewesen, oder nicht: genug, daß Eusebius der Meynung des Berengarius war.

(*) *Mabillon Acta Sanct. Ord. S. Bened. Sæculi VI. Parte II. præf. §. 12.*

Dieses Zeugniß giebt ihm, wie Sie gelesen haben, Berengarius selbst: „cessi tamen consilio Episcopi Andegavensis, atque Abbatibus majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant, quod dicerem. Es ist also keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man schon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten, sich so manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Besonders ist es Natalis Alexander, (*) und nach ihm sind es die mehrgedachten Französischen Benediktiner, (**) welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm lassen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernstlich zugethan gewesen. Sie beziehen sich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Eusebius, welchen Claudius Menardus zuerst herausgegeben. (***) Nun ist es wahr, daß Eusebius in diesem Briefe dem Berengarius sein Mißfallen über die noch fortdauende Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieses Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, ist nichts weniger als eine Mißbilligung der Meynung des Berengarius. Vielmehr spricht er von der ineptia atque infania Lanfranci, oder wiederhehlt doch wenigstens diese Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringste dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlassen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bey ihm gehabt hätte, als Berengarius. Eusebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht gestritten wissen; er wollte, daß man sich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen spitzfindigen Grübeleien über das Wie und Warum entsagen sollte. Das war so übel nicht: werden Sie meynen. Allerdings nicht: und zuverlässig ist in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts vortreflicheres von einem Theologen geschrieben worden, als dieser Brief des Eusebius. Die Französischen Benediktiner wundern sich, daß er nicht in die neuesten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel sahen die Besorger dieser Sammlungen ihn nicht so ganz mit ihren Augen an. Ich zweifele, ob sie selbst ihn in eine Bibliothek der Kirchenvä-

(°) In Hist. Eccl. sæculi XI. Dissert. I. art. 4.

(°°) Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 101.

(°°°) In Notis ad Augustini libros posteriores adversus Julianum, p. 499.

ter aufuehmen würden, deren Ansehen und Gebrauch er so sehr auf ihren wahren Werth herabsetzt. Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt) eorum sententiis, salva quæ eis debetur reverentia, in tantæ rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus. Auch schon diese Stelle ist ungleich stärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius; da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugnissen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetische Hülfsmittel gehören, unterscheiden wollte. —

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drey schon bekannten. Diese vierte aber ist, der Zeit nach, die erste, und daher auch die simpelpste, weil seine Feinde sich noch nicht einfallen ließen, was für verschiedene Begriffe man mit den nehmlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt sie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und ist so gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius selbst zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgesetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn wir auf die Meynung des Berengarius besonders kommen. Ich scheine Ihnen wohl ohnedem vergessen zu haben, daß ich einen Brief schreibe und kein Buch.

Noch ist

7. das Concillium zu Rom, unter Nicolao dem zwenten übrig; und ich schliesse.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er sich um den Berengarius und seine Lehre hätte bekümmern können und wollen: so dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch sein Nachfolger Stephanus der neunte, der den Stuhl noch kein Jahr besaß, ihn in Ruhe gelassen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Ursachen hatten, eine Sache

nicht weiter zu rühren, die sie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß sogar, ob selbst Nicolaus der zweyte sie aus eigener Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn soviel kann ich Ihnen aus unserm Manuscripte versichern, daß Berengarius nicht auf sein Erfodern, sondern schlechterdings freiwillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um seine Lehre von ihm prüfen zu lassen. Die nehmliche Bereitwilligkeit, nicht erst zu warten, bis man ihm seine Vertheidigung abfordere, sondern sich selbst damit anzubieten, haben Sie schon zu Tours an ihm bemerkt. Und wenn es schon nichts weniger als einerley für ihn seyn konnte, ob er sich zu Tours oder zu Rom wollte richten lassen: so konnten doch eben die Ursachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem neunten nach Rom zu gehen, ihn auch jetzt vermögen, sich vor Nicolaus den zweyten zu wagen.

Die wichtigste dieser Ursachen war unstreitig der eigene Beyfall des Kardinal Hildebrand, mit dem er sich schmeichelte: und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verstümmelung unsers Manuscripts, kann es zwar leicht seyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die seine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der stürmische Kardinal Humbert mit dabey im Spiele gewesen, ist dem ohngeachtet wohl gewiß. Dieser verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Ausschlage beiderseitiger Gründe entschieden ward. Voll geistlicher Vermessenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu untersuchen sey, sondern brauchte das Ansehen des Pabsts, einen Mann zu einem blinden Bekenntnisse zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er setzte die bekannte Formel auf, die seinen eigenen Glaubensgenossen in der Folge so anstößig geworden, daß sie die plumphen Ausdrücke derselben (*corpus et sanguinem Domini sensualiter, non solum sacramento, sed in veritate, manibus sacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri*) nur mit der Absicht entschuldigen

können, es einem Keger damit so nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der dritte sich darüber erklärt, ne remaneret anguis sub herba. Diese Formel sollte Berengarius beschwören und unterschreiben: er sollte, und mußte, und beschwor, und unterschrieb. Denn auf Gründe hatte er sich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet: (*) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere: concessa tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non auderes pro tuæ partis defensione aliquid respondere, pietate motus ad preces tuas præcepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet so:

„Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quid cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui objurgatione adortus, cur me quasi feris objecisset inmanuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, vt me ipse mansuetudine christiana, paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendissem labore vltroneus, si non probandus, multo essem minus cum præcipatione damnandus, sed potius ex otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia, si ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum (*) ista conjicerem, Papa respondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, vbi habes, *hæc sunt generationes cæli et terræ*, materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit; nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non aude- rem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus

(*) Cap. 5. p. 235. Edit. Dach.

*) „Hildebrannum“. C. N. Schmid.

constabat, quam binario geminato quaternarium constitui, sed quia comminatione mortis, et forensibus etiam libris indignissima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, usquequaque obmutui, nec vllas, quod mentitur scriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuissem, ne mecum Christianismo suo indigne agerent; corde convolvens, humi procubui; et secundum hoc, quod dicis, illum rectissime præcepisse, injustissime diceres, si verum dicere voluisses."

Hier wird des Humbertus nicht gedacht; sondern alles scheint durch die Hände des Kardinal Hildebrand gehen zu sollen. Wie schon gesagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weise dieser gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geschäfte verlor. Aber haben wir nicht gesehen, wie stürmisch es auf den Kirchenversammlungen damals zugieng? wie sehr selbst der Pabst das wilde Geschrey der kleinern Clerisey fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier selbst zugegen, und er mochte seinen Mann an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiste Lermen machen konnte, überkam die meiste Gewalt: und auf das Lermen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verstand sich besser, als Humbert? Er hatte davon eine vor-trefliche Probe kürzlich in Constantinopel abgelegt: was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der stolze häßliche Mann war dazu versehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeußerste zu treiben! Schon in der ersten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreisung desselben anzubringen. Sie werden also hier nicht ungern ein Paar Stellen lesen, die Berengarius dieser Heiligpreisung seines Verfolgers in unserm Manuscripte, als seiner zweyten Schrift, entgegensetzt.

„Servum Dei Humbertum dixisti, quod, quantum ad id quod scribebas, vere dicere nequisti. Expertus in illo ego sum non Dei servum, sed Antichristi membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem sanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiæ tuæ ineptus assensum non negaverit."

Und weiter hin:

„Quod de humilitate vitæ et doctrinæ Humberti confirmas, vtinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia, ad præferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romæ ego affui: si humilitas in illo christiana fuisset, non me inauditum quasi hæreticum condemnasset, potius me primo iustus in misericordia corripuisset atque increpasset; si membrum ecclesiæ fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad reuincendum errorem meum, mecum sub congruis iudiciis, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.“

Es kann gar wohl seyn, daß die heillose Assertion, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es schon den Griechen sehr hoch aufgemugt hatte, daß sie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Fasten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speisen zerstöret, und in Nahrungstheile aufgelöset werden könne: so hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein grosses Verbrechen angerechnet, daß sie mit den Brocken und Ueberbleibseln des geheiligten Brodes so nachlässig und unehrerbietig umgiengen, sie auf die Erde fallen ließen, mit Schweineborsten zusammensegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würffen; (*) als ob dadurch etwas mehr zerstöret werden könnte, als blosses Brod. Bey den Griechen konnte beydes sehr wohl mit einander bestehen. Denn hierdurch selbst gaben sie deutlich genug zu erkennen, daß sie im geringsten nicht das Brod für wesentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewissen Genuße desselben, sich etwas höheres verbinde. Nicht dieses Höhere, glaubten sie, breche die Fasten; sondern das damit verbundene Brod: nicht dieses Höhere glaubten sie zu vergraben und in Brunnen zu werffen; sondern

(*) *Humberti Disput. de Azymo et Fermentato apud Baronium, T. XI. p. 715.*

das Brod, welches auffer jenem gewissen Genusse nichts weiter sey, als Brod, unbrauchbares Brod. Uebertretene Folgen also aus einer Lehre, die sie nicht annahmen, die sie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Kezereyen zur Last: und er selbst scheint fast geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod sonst überall, im Wasser und in der Erde, zertrennet und zerstöret werden könne, nur nicht in dem menschlichen Körper.

Einem solchem Manne trug man es denn auf, für die gesammte Kirche zu sprechen und zu schreiben! Welcher Widerspruch hätte unsinnig genug seyn können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwert und Knüttel (*gladiis et fustibus*, wie dieser mehr als einmal sagt) eben so wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrsatz seiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden, über die abzufassende Formel, die geringste Rücksprache; am wenigsten mit dem Berengarius selbst. Nach dem Lanfrancus sollte es zwar scheinen, als ob dieses allerdings geschehen, indem er ihn mit so vieler Dreistigkeit fragt; *cur ergo scriptum hoc magis adscribitur Humberto Episcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio, quam denique omnibus Ecclesiis, quæ id eum debita reverentia susceperunt?* (*) Aber Berengarius antwortet:

„Iustissime id quidem; quia Humbertus auctor scripti erronei fuit, ego in corde errori non adfensi. Manu quidem — — — — — (***) subscripsi, verum vt de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. Tantum timore præsentis jam mortis scriptum illud, absque vlla conscientia mea jam factum, mani-

(*) Cap. II. Edit. *Dach.* p. 233.

(**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht heraus bringen können. Denn die Stelle ist von der ersten Seite des Manuscripts, die mehr als andere gelitten. [„Diese Lücke habe ich zu ergänzen, und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen, das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beynahè völlig verwischten ersten Seite der Handschrift, geben einen Sinn, der dem gerade entgegen ist, worauf Lessing, durch das falsch gelesene: *Manu quidem — subscripsi verum vt* — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung so: *Manu, quod mendaciter ad te peruenit, non subscripsi; nam vt te consensu pronunciarem meo, nemo exegit.* Berengarius hatte also seine Unterschrift nicht widerrufen, oder abgeleugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterschrieben.“ T. A. Schmid.]

bus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adſcribendum fuit, quia, etſi ambo cum coecus coecum ducere debet*), cadunt in foveam, minor tamen in ſequente coeco, quam in eo qui de ducatu coecus præſumſit, fuerat culpa.“

Und an einem andern Orte:

„Quod dicis, infamare me ſolitus Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me ſolent de perjurio arguere amici, quaſi ipſi mei fuerint cauſa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua profeſſio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod ſcribis egit, nullus a me quod iuraverim, vnde ſatis ſuperius ſum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, ſine mora et lima diligentioris ſecundum ſcripturas conſiderationis, quod voluit ſcripſit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non inſufficienter ſcribere — — quod dixerat Humbertus approbavit.“

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verleugnet, drückt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus, „Nonne præſtabat, ſi veram fidem te habere putabas, vitam honeſtam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam iurare, fidem abjurare? grauſam und höhnisch iſt. O infelix homo, o miſerrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere iurabas, quæ tantopere inter ſe diſſidere intelligebas? Warum? antwortet Berengarius, aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meifter war: aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorene Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meifter verleugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. — Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

*) „cum coecus coeco ducatum præbet. Die Stelle, die Berengarius hier anbringt, iſt aus Matth. 15. v. 14. genommen. Die Vulgata drückt ſo aus: Coecus autem ſi coeco ducatum præſtet —“ C. U. Schmid.

Nur einen Augenblick stehen Sie noch mit mir stille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu übersehen. Und ich denke, wir sind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertste Aussicht nicht allein rückwärts, sondern auch vorwärts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unsern Augen, und wir erkennen überall die Ursachen, warum er so, und nicht anders lauffen müssen.

Ich meyne, das Räthsel, wie sich Berengarius gegen so viele Kirchenversammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu seiner entsagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche sich gleichwohl gegen einen so hartnäckigen Relapsen so sanft und nachsichtsvoll erwiesen, dieses befremdende Räthsel ist gelöst.

Denn einmal haben wir gesehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen, und die Anzahl seiner Wiederruffe und Abschwörungen, bey weitem so groß nicht ist, als sie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris ist ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel besser seyn; wenigstens ist sicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter Victor dem zweyten fallen alle weg. Auf den Kirchenversammlungen zu Rom und Bercelli, unter Leo dem neunten, ward er ungehöret und abwesend verdammet. Auf der zu Tours, die seinetwegen gar nicht angestellt war, ward nichts untersucht, ward nichts von ihm abgeschworen; sondern er übergab da lediglich sein Glaubensbekenntniß, und ließ sich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß solches Bekenntniß seine wahre, eigentliche Meynung enthalte: so daß, nach aller Strenge, dieses Concilium nicht wider, sondern für ihn ist, indem man mit seinem Glauben zufrieden war, und nur die Bekräftigung verlangte, daß es sein wahrer Glaube sey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nicolao dem zweyten, von dem man sagen könnte, daß es ihn seiner Kegeren überführt habe; von dem man sagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müssen, weil er sich seinen Aussprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er sich diesen? Wie sehr Recht hatte er, sich noch immer für

nichts weniger als sachfällig zu halten, und nach Niederlegung seiner Protestation, einen besser unterrichteten Pabst, ein freyeres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabst, der sich durch das Zutrauen des Berengarius geschmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, seine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er sie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einschlug, gegen dessen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nemlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweytens, dieser billigere, bessere Pabst? Kein anderer als Gregorius der siebende; als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war, (*) welcher (veritatis perspicuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, sich getrost mit ihm zu Leo dem neunten zu verfügen, der, ob er ihn schon ungehört, auf die einseitige Klage seines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht erman- geln würde, dem Reide seiner stolzen, und dem Tumulte seiner abgeschmackten Gegner ein Ende zu machen. (**) Ohne Zweifel hatte dieser Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hoffnung, sich Nicolaus dem zweyten darstellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen lassen: das ist, er hatte ihn, und seine gute Sache, dem Widerstande, den sie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, sich selbst aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelassenen dadurch um so viel stärker zuschnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Ansehn nach, eben dieser Hildebrand gewesen, welcher unter dem nachfolgenden Pabste, Alexander dem zweyten, wiederum dem Berengarius so viel Nachsicht auswirkte, daß er ungeahndet seinen Wiederruf zurücknehmen, und sich so frey und kühn gegen den vorigen Pabst erklären durfte, welches alles

(*) S. oben S. 399.

(**) Cuius autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret. Ebendaf.

Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundschaftlich ermahnte, von seiner Sekte abzulassen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. (*) Denn Hildebrand war dieses Alexanders Kanzler, penes quod officium universæ Romanæ Ecclesiæ administratio vertebatur, wie Sr. Pagi gegen den Cohellius erwiesen hat. (**). Und als er nun selbst Pabst ward, dieser Hildebrand, was hätte ihn hindern sollen, einen Versuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und seinem ungern verlassenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieser Versuch waren die Kirchenversammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius selbst zugegen war, und Gregorius der siebende alles für ihn that, was sich nur immer sicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang: so kennen Sie seine Geschichte und seinen Charakter zu wohl, um leicht einzusehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. In Einsicht fehlte es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von seinem Ehrgeize setzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er sein Ansehen und seine Gewalt mit ihr zugleich befestigen kann. Lauffen diese hingegen die geringste Gefahr, so giebt er sie auf: er herrschte gern über erleuchtete Menschen; aber ehe er denn lieber nicht herrschte, mögen sie so unerleuchtet bleiben, als sie wollen. — Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthey des Benno, welche Gregorius wider sich hatte, und wie hämisch ihn diese auch dann noch, als er den Berengarius zu seinem letzten Bekenntnisse vermocht hatte, als einen Anhänger desselben verschrie. Lächerlich aber ist es, wenn Baronius (***) daraus, daß er den Berengarius bey seiner Lehre nicht geschüzet, beweisen will, daß ihn die Parthey des Benno auch in diesem Stücke verleumdet habe. In diesem Stücke, wie wir nun wissen, that sie ihm gewiß nicht zu viel: und Gdt wolle nur, daß verschiedene von ihren übrigen Beschuldigungen weniger gegründet waren!

(*) Alexander, succesfor Nicolai Papæ, literis Berengarium satis amice præmonuit, ut a secta sua cesfaret, nec amplius sanctam ecclesiam scandalizaret. *Anonymus Chisletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. pag. 1015.*

(**) Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

(***) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

V.

Allerdings mußte die Beschaffenheit der Lehre des Berengarius selbst darzu kommen, daß er den Anfällen seiner Feinde so lange widerstehen konnte. Sie mußte, diese Lehre, so irrgläubig und der Kirche so fremd nicht seyn; er und Hildebrand, und etwa noch Eusebius Bruno, mußten die einzigen nicht seyn, die sich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieses, zum Theil, selbst Gelehrte der Römischen Kirche neuerlich zugestanden, habe ich in dem ersten Briefe bereits berührt. (*) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maafgebung unsers Manuscripts, mich etwas weiter darüber auslassen soll: so müssen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu sprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu lassen. Ich wünschte, daß ich dieses schon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man so gern sich schließen sähe, aufs neue klaffen zu machen gesucht, nachdem so viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harschung durch Giestpflaster zu erzwingen; das ist, sich wenigstens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem so trefflich gelingt, daß man das ganze Giestpflaster nur für ein Schminkpflasterchen halten sollte.

Ich sage also so; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die sichtbaren Stücke des Abendmahls für bloße Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darinn zugeben, als einen geistlichen, welchen dieser geistliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben ist: so können diese Kirche, diese Gemeinden, keinen Anspruch auf die Beystimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde sehr unbillig und grausam seyn, wenn man bey ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntnisse, sondern

(*) Seite 323.

dieses nach jenen verstehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweydeutigkeit jener schliessen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich setze hierbey als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger desselben tief und genau ausgehöhlt zu haben versichert, ihm aus dem Munde dieser Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So schreibt nehmlich Guitmundus: (*) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum essentialiter non mutantur: sed vt extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et sanguine Domini sacramentis istis inesse, sed tantummodo umbras hæc et figuras esse dicunt. Alii vero rectis Ecclesiæ rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, vt quasi nobiscum aliquo modo esse videantur, dicunt ibi corpus et sanguinem Domini revera sed latenter contineri, et ut sumi possint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam ajunt. Diese letzten Worte sind so entscheidend, daß der Katholik Olimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randglosse hinzuzusetzen: Hanc sententiam videtur sequi Lutherus. Nun ist es zwar eben so falsch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Last zu legen, als gewiß es mir ist, daß sich Berengarius desselben nicht schuldig gemacht. Aber aus Olimmers Wahne erhellet doch immer so viel, daß er beide einerley zu lehren, beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu seyn, geglaubt hat; so wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Desgleichen setze ich alles voraus, was bereits Mabillon und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius selbst, so viel sie deren brauchen können, über die wahre Meynung desselben gesagt haben, welches ich für eben so unwiderleglich, als noch bis igt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unser Manuscript, Stück vor Stück, auf das voll-

(*) De Sacramento lib. I. p. 32. Edit. *Olimmerianae*.

kommenste bestätigt wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus seiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius dem neunten, „Quod scripserunt de improprietate naturæ et veritate substantiæ, contra me non scripserunt: ego ita habebam, panem et vinum sacrata in altari esse non alius ejusdam, sed proprium Christi corpus: non fantasticum, sicut Manichæi, sed verum et humanum:“ (*) — Diese Worte, sage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müssen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Transsubstantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle, geleugnet. Nun will ich igt nicht untersuchen, ob sie nicht passendere Worte zu einer solchen Anmerkung hätten finden können: sondern ich will bloß, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. (**)

„Berengarius, sagt dieser reformirte Gelehrte, hat seine Leser mit der Zweydeutigkeit des Wortes wahr zum Besten: er will aber weiter nichts sagen, als daß das Brod und der Wein in dem Abendmahle nicht Zeichen eines eingebildeten Körpers, sondern Zeichen eines wahren menschlichen Körpers wären. Hier ist nichts, was nicht diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart leugnen, nicht eben sowohl sagen könnten, ja was sie nicht sogar sagen müssen. Das geheiligte Brod, und der geheiligte Wein sind die Zeichen eines wahren Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig ist, als durch den Glauben derer, die sie genießen.“

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zu sagen! Wie? weil gewisse Leute gewisse Worte, zu Folge eines gewissen stillen Vorbehalts, so und so verstehen können: so muß jeder, der diese Worte braucht, sie eben so verstanden haben? Ich sollte meynen, von dem man dieses versichern will,

(*) Thesauri novi Anecd. T. IV. p. 107.

(**) Bibl. anc. & moderne T. XV. p. 306.

von dem müßte man vorher erwiesen haben, daß ihm ein solcher stiller Vorbehalt bekannt und geläufig gewesen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweisen? Wo hat Berengarius jemals sich merken lassen, daß ihm das Wort seyn so viel heiße als bedeuten? Es ist wahr, auch er nennet das Brod und den Wein Zeichen: nemlich, in so fern sie das Sichtbare sind, unter welchem und mit welchem wir das Unsichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber ist das der Sinn, den Clericus mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man sich eines andern Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes besitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieses besitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäischen Irrthums, daß der Leib Christi ein leeres Blendwerk gewesen, die wesentliche Verwandlung des Brodes leugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen protestiren? Aber konnte er in dem Antimanichäischen Verstande den Leib Christi nicht einen wahren Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieser wahre Leib auf eine eben so wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweise berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, *panem et vinum sacrata in altari esse verum et humanum Christi corpus* ausdrücket, das hat er dort (*) durch, *panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem* ausgedrückt. Daß aber *revera*, als ein Adverbium, zu *esse* gehöret, und nicht zu *corpus*, wer kann das leugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich sein vollständiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorhersehen können, die man ihm nach sieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und sonach „*panem et*

(*) Seite 399.

vinum altaris post consecrationem esse *revera verum* corpus et sanguinem Christi“ lauten würde? Oder könnte auch das sodann weiter nichts heißen, als daß Brod und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menschlichen Leibes wären? Denn es gibt ja wohl auch verblühte Zeichen!

Ich bin versichert, mein Freund, daß unser Manuscript dergleichen bis in das Unendliche lauffenden Vermuthungen ziemlich Schranken setzen wird. Denn da seine vornehmste, einzige Absicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgesetzte Formel, zu welcher sich Berengarius unter Nicolao dem zweyten, bekennen müssen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stücken aufs neue zu bestreiten und zu widerlegen; diese Formel aber beides, so wohl die Lehre, welche Berengarius abschwören, als auch die Lehre, welche er beschwören müssen, enthält: so werden Sie, in Ansehung ersterer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quæ in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi esse, so deutliche, so feyerliche, so oft wiederholte Erklärungen finden, wie dieses die Meynung des Verfassers schlechterdings nicht sey, und nie gewesen sey, daß er der größte, schimpflichste Heuchler von der Welt seyn müssen, wenn er dem ohngeachtet bey dem, was er für seine wahre Meynung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was sich bey der Lehre von den blossen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Ansehung derjenigen Lehre, zu welcher er sich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als solche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die schlechterdings nur wider die Transsubstantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen stehen. Er ist weit entfernt, seinen Gegnern im geringsten streitig zu machen, daß in Kraft der Consecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, so viel ich verstehe, doch wohl nichts zu sagen haben können, welche Brod und Wein für blosser Zeichen erkennen. Er streitet einzig und allein über die Art und Weise dieser Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paschasius zuerst ge-

lehret, so unmöglich, so abgeschmackt sey, daß sich ohne offenbar wider einander lauffende Worte auch nicht einmal davon sprechen lasse. Von dieser nur, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem sie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entstehung sey, sagt er, daß sie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringsten Grund habe.

„Da de Propheta, de Apostolo, de Evangelista locum aliquem, unde manifestissimum fit, ita debere sentiri de sacrificio populi christiani, vt non in eo sibi constet subjectum panis. Fac manifestum, verba ista tua, *non remanere panem et vinum in pristinis essentis*; et si panem videat, qui communicat mensæ dominicæ, non tamen, quod panem sensualem videat, sibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esse, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem asserre. Nec putet qui ista legerit, asserre me, non fieri panem corpus Christi de pane per consecrationem in altari: sit plane de pane corpus Christi, sed ipse panis, non secundum corruptionem subjecti, panis, inquam, qui potest incipere esse quod non erat, sit corpus Christi; sed non generatione ipsius corporis, quia corpus Christi semel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; sit inquam panis quod numquam ante consecrationem fuerat de pane, scilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Christi, sed non vt ipse panis per corruptionem esse desinat panis; sed non vt corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui, quia ante tot tempora beata constans immortalitate, non potest corpus illud etiam nunc esse incipere.“

Daher denn die häufigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geschehe, wenn Lanfrancus von ihm sage, daß er überhaupt von keiner Verwandlung des Brodes und Weines, überhaupt von keiner wesentlichen Gegenwart Christi in dem Abendmahle wissen wolle, weil er diese einzige Art derselben ihm nicht zugestehet.

„Quod de conversione, inquit ego, panis et vini in verum Christi corpus et sanguinem opportuniori te scribis reservare

loco, ego interim dico: panem et vinum per consecrationem converti in altari in verum Christi corpus et sanguinem, non mea, non tua, sed evangelica apostolicaque simul authenticarum scripturarum, quibus contra ire fas non sit, est sententia, nisi contra sanitatem verborum istorum sinistra aliquid interpretatione insistas. Quod si facis, non solum te, sed et angelum de caelo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Christi carnem et sanguinem, quam diceres conversionem, est enim multiplex et vera conversio, minime assignasti. Dicens autem tuam esse tuorumque sententiam hanc, quasi non sit mea, sed potius putem vecordium esse sententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Christi carnem et sanguinem, quantam potest scriptum tuum mihi invidiam comparat.“

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich so fortfahren wollte, Ihnen die Stellen selbst abzuschreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuschreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermissen, die sie für mich in dem Zusammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederholungen zu seyn scheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meynung eigentlich ankäme. Wir müssen uns selbst erst hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuscript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die sich der denkende Kopf gerade gegen das am liebsten macht, was er wahr zu seyn, am meisten wünschet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beygefallen, so oft ich mir von den Sakramentarischen Streitigkeiten überhaupt einen Begriff machen wollen, möchte ich Sie wohl ersuchen, sich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß diese Fragen dogmatischen Inhalts seyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geschichte des Dogma; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte.

Nehmlich: wenn die Lehre der bloſſen Zeichen die älteſte, erſte, urſprüngliche Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Tranſſubſtantiation daraus hätte entſtehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſeyn, dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um dieſen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von ſelbſt auf eine dritte Lehre kommen müſſen, durch welche der Uebergang von jener erſten auf jene zweyte erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieſes ſeyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich ſie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, dieſe dritte Lehre ſchon vor Alters, ſchon vor der Lehre der Tranſſubſtantiation, vorhanden geweſen, ſo wie ſie izt wirklich vorhanden iſt; wäre ſonach die ganze Progreſſion dieſe, daß man erſt bloſſe Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich, in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortſchreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen, ſo viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entſtanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erſte Fortſchreitung von den bloſſen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen ſo ruhig abgelauffen, ſo ganz und gar keinen Widerſpruch gefunden hätte, da ſie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene iſt, weit anſtößiger als jene hätte ſeyn müſſen? Oder ſind Ihnen Streitigkeiten über dieſe erſte Fortſchreitung in den ältern Zeiten bekannt?

Nur nicht; und ſo frage ich, biſ Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel loſ. Sind keine Streitigkeiten darüber entſtanden, was iſt wahrſcheinlicher, als daß keine entſtehen können? Und wie haben keine entſtehen können? Wie anders, als daß die Fortſchreitung ſelbſt nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr iſt, daß man, anſtatt der bloſſen Zeichen, prägnante Zeichen einſchleichen laſſen, ſondern daß, nicht die Lehre der bloſſen, ſondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erſte urſprüngliche Lehre geweſen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man ſchon längſt geantwortet hat: aber ich weiß, daß daraus wenigſtens ein Geſpräch unter uns werden kann, und daß ich mich auf jedes Geſpräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl.*)

*) „Da der Wolfenbüttelſche Codex 228 Seiten hat, und die von Leſſing ſtreuweiſe daraus angeführte Stellen, einem Leſer, der ſie dereinſt vielleicht, des Zusammenhanges wegen, gerne vergleichen möchte, aus einem ſo weitläufigen Werke herauszufuchen, beſchwerlich und ekelhaft ſeyn muß, ſo hoffe ich durch nachſtehende Angabe derſelben, keine überflüſſige Bemühung übernommen zu haben.

	Die Handschrift.		Leſſings Ankündigung.
	Seite	1. Zeile 8.	Seite 355.
Cur ergo ſcriptum	—	1. — 13.	— 410.
Iuſtiſſime id quidem	—	5. — 6.	— 408.
Seruum Dei	—	7. — 21.	— 409.
Quod de humilitate	—	9. — 20.	— 359.
Quod promulgatam	—	11. — 20.	— 373.
Dicens omnibus	—	14. — 1.	— 374.
Ad eam ſynodum	—	15. — 22.	— 383.
Quod ſententiam	—	18. — 17.	— 361.
Compellit me	—	23. — 2.	— 398.
Quod de conuerſione	—	30. — 1.	— 420.
Quod dicis infamare	—	41. — 18.	— 411.
Quod dicis comperiffe	—	43. — 6.	— 407.
Da de propheta	—	64. — 5.	— 420.“

C. H. Schmid.

Vermischte Schriften. Erster Theil.

1771.

Vorbericht.

Von den Lessingschen Schriften, welche in den Jahren 1753–56 zu Berlin in sechs Duodezbanden an das Licht gekommen, war der größte Theil seit langer Zeit verdammt, der Vergessenheit gänzlich überlassen zu werden. Verfasser und Verleger waren darüber einig geworden; und besonders glaubte jener diesen Entschluß sowohl sich selbst als dem Publikum schuldig zu seyn. Das Publikum wächst täglich an Einsicht und Geschmack: aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet.

Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgeloct, das hämische Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Absicht auf diesen Wunsch hat er sich zu einer neuen Sammlung entschlossen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen gesonnen, worauf die Liebhaberey des allernachsichtvollsten Lesers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erster Theil kann davon zur Probe dienen; wobey der Verfasser weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke desselben auf eben die Entschuldigung Anspruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbesserung einer lauffälligen Hütte, Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte.

Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersezt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Innschrift, Sinnschrift, Sinngedicht, u. s. m. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrengen.

Aufschrift und Innschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war; das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika; so wie auf die entgegengesetzte: Hier ist Peloponnesus, und nicht Attika: so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheint ein solches Epigramm von dem entfernt zu seyn, was wir bey dem Martial also nennen! Wie wenig scheint eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte sich Vavassor (*). Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach be-

(*) *De epigrammate cap. 3.* Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

deute, und ehemals nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sey geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das wichtigste Sinnge-
dicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmahls gemein, so daß beide bey einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerley Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nehmliche, welche Scaliger, zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm, aufwirft. (*) Scaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen „genannt? — „Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf ertheilet. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr, als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmähler gesetzt wurden, und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas falsches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind: so gilt der kau-
stische Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich; „wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen

(*) *Poetices lib. III. cap. 126.* — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset præter ipsam inscriptionem? An quæ statuis, trophæis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appellata?

„könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwey zu machen? —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bey meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler gesetzt wurden, Epigrammen hießen: aber darinn liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler gesetzt zu werden, weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinschaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst, bey ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freylich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte (*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sey, als ein guter Einfall mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bey ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie seyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehört, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmahls eingeschränkt zu seyn; und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form seyn, in welcher die Beant-

(*) *L'Art poetiq. Chant II. v. 103.*

L'Epigramme — — — — —

N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

wortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrücke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift, oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen steht. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen, oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwey Theile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwey Stücke; in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird; und in deren andern unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nehmlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich sage „nach Art der eigentlichen Aufschrift“: so will ich, wie schon berührt, das Denkmahl zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitem Anwendung und Entwicklung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt sind die zwey Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geliebet. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. (*) Da er sie nehmlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts, als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Voraussetzungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Voraussetzungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwey merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bey, daß bey jenem, bey der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit befrage, und folglich bey dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Voraussetzungen nennet, dem beschriebnen Werke, so wie das, was aus diesen Voraussetzungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Davassor hat ein lauges Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwey, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherley gute An-

(*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personæ, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quæ definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

merkungen macht. (*) Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weise zwey Theile: der erste ist der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat; und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige was den Leser reizt, was ihn interessiret.“ Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwey Theile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir & bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall, — denn ein solcher muß die Veranlassung seyn — bey welchem der Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger Weise zwey Theile haben muß, so können diese, so wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke seyn soll, der glücklich und in wenig Worten vorge-

(*) *Cap. 13, de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duæ numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, & conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis & uniusmodi epigrammatis. —

„tragen worden.“ Denn, wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergibt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erklärt, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten seyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmahl aufftößt, so vermengt sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmahls gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewusste Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmahle genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte auffuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassifikation unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweyerley Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt,

ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelnen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweyten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben: aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spizig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet (*),

Quod magni Thraseæ, consummatique Catonis

Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;

Pectore nec nudo strictos incurris in enses,

Quod fecisse velim te, Deciane facis.

Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:

Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig seyn, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Vernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen

Der Arme fühl': und flieh die Armut, nicht die Armen:

(* Lib. I. ep. 9.

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb? (*)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen

Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein: und doch ist jenes, bey vollkommen eben derselben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Vernike, so wie auch der ältere Logan, nur allzu reich an so genannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Vernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzulegen, die einzeln Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entsteht: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander liest, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der sich mit einem feinen Weltmaune und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bey keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden, als bey dem Owen. Nur daß bey diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig seyn will. Ich halte den, in allem Ernste, für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehl-

(*) Erstes Buch S. 14. der Schweizeris. Ausgabe von 1763.
Lessings Werke VIII.

bar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu, des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schließen: seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beispiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreyzehnte seines zwölften Buchs ist,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.

Odille quam donasse vilis constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalles, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen, nicht noch drey bey ihm aufzufinden. Und auch bey den wenigen scheint es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabey im Sinne gehabt. Auktus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache, warum nur diese, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede

geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand findet, ob da sich nicht etwas angetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Kato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Vaudius, oder mit dem Scharfsinne eines Wernike vorgetragen seyn, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus und Pibrak, oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darinn aufzunehmen seyn, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben; aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon, nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten seyn dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen seyn, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lukrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beyspiel mehr seyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläufig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darinn fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweyte Artgattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kayser des Ausonius, die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. s. m. so unzäh-

liche geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nehmlichen Person, sondern in der Einheit der nehmlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, Falls man uns nicht etwas daraus schließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Scaevola in folgende vier Verse zu fassen (*):

Dum peteret regem decepta satellite dextra,

Injecit facis se peritura focus.

Sed tam læva pius miracula non talit hostis,

Et raptum flammis iussit abire virum.

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contempto Mucius igne,

Hanc spectare manum Porfena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht vielmehr als Geschichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptæ fama est, et gloria dextræ:

Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen; und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesamte Vergnügen des Sinngedichts.

Dunstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bey einigen Stücken der griechischen Antho-

(*) *Lib. I. ep. 22.*

logie, und bey noch mehrern verschiedner neureren Dichter behelzen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histröchen zusammen reimten dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beyspiel aus der Anthologie sey dieses (*):

Κοινη παρ κλισιη ληθαργικος ηδε φρενοπληξ

Κειμενοι, αλληλων νουσου απεσκεδασαν.

Εξεθορε κλυνης γαρ ο τολμηεις υπο λυσσης,

Και του αναισθητου παντος ετυπτε μενους.

Πληγαι δ' αμφοτεροις εγενοντ' ακος· αις ο μεν αυτων

Εγρετο, τον δ' υπνου πουλυς εριψε κοπος.

„Ein Wahnwiziger und ein Schlassüchtiger lagen beysammen
 „auf Einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn
 „in der Wuth sprang jener auf, und prügelte diesen, der im
 „tieffsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die
 „Schläge halfen beiden: dieser erwachte, und jener schief vor
 „Müdigkeit ein.“ Das Ding ist schnurrig genug. Aber was
 denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr,
 daß beide kuriret wurden. Denn der Schlassüchtige schläft nicht
 immer, sondern will nur immer schlafen, und so schief er wohl
 auch hier bald wiederum ein: der Wahnwizige aber, der vor
 Müdigkeit einschief, konnte gar wohl als ein Wahnwiziger
 wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide
 durch einander kuriret worden: auch alsdann sind wir um nichts
 klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histröchen,
 welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können
 sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich
 schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde,
 daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle.
 Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding
 keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwen-
 digen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist
 nicht der wizige Schluß, den ich vermisse: sondern der Schluß
 überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hin-
 länglich ist. Ich gestehe, daß ich, aus eben diesem Grunde,

(*) Lib. I. cap. 45.

ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nehmlich das, über das Schicksal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,

Quid pareret, fertur consuluisse Deos.

Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Iunoque neutrum.

Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.

Quærenti letum? Dea sic ait; occidet armis:

Mars cruce: Phœbus aquis. Sors rata quæque fuit.

Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,

Quem tuleram, casu labor et ipse super;

Pes hæsit ramis, caput incidit amne: tulique

Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich; der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sey. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Scaliger und so viele andere gehalten haben; sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet sey: so möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheissen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn ehnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne. (*) Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muster eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder neu seyn. Einem so unfruchtbarren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts geringers, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht

(*) *Anth. lat. lib. III. ep. 77.*

mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Erräther hier aufgeführt werden: wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histröchen, — im Don Quijote, wo ich mich recht erinnere — von den zwey Brüdern und Weinkostern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerley Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende, bey dem Ausonius (*);

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,

Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.

At qui, quod terræ abdiderat, non reperit aurum,

Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieser Anthologie, die von mehreren Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden (**):

Ἄνερα τις λιπογυιον ὑπερ ἰωτοιο λιπαυρης

Ἦγε ποδας χρησας, ὄμματα χρησαμειρος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist ein Apolog, eine wahre äsopische Fabel: denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen

(*) *Epig.* 21.

(**) *Lib. I. cap. 4.*

nicht verändern; sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherley Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwey angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beygefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzehlt, und die weitläufigste, welche aus zwölf Zeilen besteht (*), hat nichts von der Geschwägigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm (**): nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darinn, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen, und daher nur in der Abstraktion Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen; oder läßt doch diese Wahrheit bey Seite liegen, und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartang, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber so nach, weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben: so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in wel-

(*) *Lib. I. cap. 22. ep. 9.*

(**) Die 16te des ersten Theils.

den der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu seyn scheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommener zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beyspiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorgieng, in seiner genauesten historischen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,

Und ungeru einen Tod sich selber wählen wollte:

Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht

Gab sie den Dolch dem Mann, und sprach: Es schmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht“ noch einer Verschönerung fähig sey, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund: (*)

Casto suo gladium cum traderet Arria Pæto,

Quem de visceribus traxerat ipsa suis:

Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:

Sed quod tu facies, hoc mihi, Pæte, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterinn des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden: da ich ohnedem damit nur ein Beyspiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der ersindsame Geist des Dichters noch geschäftig seyn kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann: es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung

(*) Lib. I. ep. 14.

die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmahle entsprechen soll, welches die Aufschrift führet: so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner seyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmahle entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich seyn; wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemähesten erkennet. Er kann ihn eben so wohl aus fünf sechs Worten, als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius (*):

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum

Mutato fama est corpore Pythagoram:

Cerne, iterum ut docti cælo generatus Asylæ

Vivat; ut antiquum servet in ore decus.

Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:

Sic in se magno pectore totus abit.

Possit et ille altos animi depromere sensus:

Sed, veteri obstrictus religione, silet.

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt (**):

Αὐτὸν Πυθαγόρην ὁ ζωγράφος· ὃν μετὰ φωνῆς

Εἶδες ἄν, εἶπε λαλεῖν ἤθελε Πυθαγόρης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen.“ Dieses übersetzte Saustus Sabāus so:

Pythagoram pictor poterat sinxisse loquentem.

Verum Pythagoram conticuisse juvat.

(*) Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.

(**) Anthol. lib. IV. cap. 33.

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dieß Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras.“

wenn die einzeiligten Sinngedichte in unsrer Sprache eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maaß der Erwartung scheint indeß, in dem gegenwärtigen Beispiele, weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben: sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und diesen bescheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausruffungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechischen Originale, nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war. Wie viel schöner und genauer also Julianus so! (*)

Οὐ τὸν ἀναπτυσσόντα φύσιν πολυμητιν ἄριδμων

ἠδελεν ὁ πλασῆς Πυθαγορῆν τελεσσαι,

Ἄλλα τὸν ἐν σιγῇ πινυτοφρονι· καὶ ταχὰ φωνῆν

ἔνθεν ἀποκρυπτει, καὶ τοδ' ἔχων ὅπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen
„erkläret, hat der Künstler darstellen wollen: sondern den Py-
„thagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er
„die Stimme, die er vernehmlich zu machen, sonst gar wohl
„verstand.“

Die Hauptregel also, die man, in Ansehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweyten Theile, nach dem Aufschlusse, richte, und urtheile, ob und wie viel dieser, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. C.

(*) Anth. I. c.

solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß, oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maasstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freylich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freygebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:

Sed rus est mihi majus in fenestra.

Hoc quo tempore prædium dedisti,

Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und heißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maasse, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen, durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. (*)

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:

Sed rus est mihi majus in fenestra.

Rus hoc dicere, rus potes vocare!

In quo ruta facit nemus Dianæ,

Argutæ tegit ala quod cicadæ,

Quod formica die comedit uno,

Clausæ cui folium rosæ corona est:

In quo non magis invenitur herba,

Quam costli folium, piperve crudam:

In quo nec cucumis jacere rectus,

Nec serpens habitare tuta possit.

Erucam male pascit hortus unam,

Consumto moritur culex salieto,

Et talpa est mihi fossor atque arator.

Non boletus hiare, non mariscæ

Ridere, aut violæ patere possunt.

Fines mus populatur, et colono

(*) Lib. XI. ep. 19.

Tanquam sus Calydonius timetur;
 Et sublata volantis ungue Procnes
 In nido seges est hirundinino,
 Et cum stet sine falce, mentulaque,
 Non est dimidio locus Priapo.
 Vix implet cochleam peracta messis,
 Et multum nuce condimus picata.
 Errasti, Lupe, litera sed una.

*Nam quo tempore praedium dedisti,
 Mallem tu mihi prandium dedisses.*

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darinn herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Unmuth. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: so wie dieses griechische (*):

Ἄγρου Μηροφάνης ὠνησατο, καὶ δια λιμὸν
 Ἐκ δρυὸς ἀλλοτριᾶς αὐτοῦ ἀπηγγονίσει.
 Γῆν δ' αὐτῷ τεθνεῶτι βαλεῖν οὐκ ἔσχον ἀνωθεῖ,
 Ἄλλ' ἔταφη μισθοῦ πρὸς τινὰ τῶν ὁμορῶν.
 Εἰ δ' ἐγνώ του ἀγρου του Μηροφάνους Ἐπικούρου,
 Πάντα γεμειν ἀγρων εἶπεν ἄν, οὐκ ἀτομῶν.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er
 „sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er
 „nicht, daß sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man
 „mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen.
 „Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde
 „er gesagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht, voller
 „Atomen.“ Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus
 nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das
 äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Er-
 wartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder
 kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes
 können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr.
 Die griechische Anthologie ist davon voll; da sie hingegen bey
 dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von
 der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeheth, die mehr hin-

(*) Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

ter sich hat. Man lese das drey und dreyßigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De prætoricia folium mihi, Paulle, corona

Mittis, et hoc phialæ nomen habere jubes.

Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,

Pallida quam rubri diluit unda croci.

An magis astuti derafa est ungue ministri

Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?

Illa potest culicem longe sentire volantem,

Et minimi penna papilionis agi.

Exiguæ volitat suspensa vapore lucernæ,

Et leviter fuso rumpitur ista mero.

Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,

Quam fert cum parvo fordidus asse cliens.

Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:

Plena magis nimio lilia sole cadunt:

Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:

Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.

Crassior in facie vetulæ stat creta Fabullæ:

Crassior offensæ bulla tumescit aquæ.

Fortior et tortos servat vesica capillos,

Et mutat Latias spuma Batava comas.

Hac cute Ledæo vestitur pullus in ovo:

Talia lunata splenia fronte sedent.

Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:

Mittere cum posses vel cochleare mihi?

Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:

Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da; sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts, als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht

Freugebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versifikator, in Erweiterung des ersten Theiles, oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht selten zu wenig: wenn er nehmlich den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben. (*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist,

An zwey sehr schöne aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug Agathen leihn,

„Blind wirßt du dann Rupido, die Schwester Venus sehn.“

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist,

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,

Et potis est forma vincere uterque deos.

Blande puer, lumen, quod habes, concede puellæ:

Sic tu cæcus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmahl verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden; und verhält sich in seinem Eindrücke zu jenem so, wie eine kable Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird,

(*) *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?

„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent infumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beyfügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bey ihm in dem Epigramme selbst enthalten: und wenn wir jetzt einen solchen ja darinn zu vermessen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweyte Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewundernten Denkmahle erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweytens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeygehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bey einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertiget seyn: für das letzte

aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bey allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltesten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Wig und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits diesem, noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entzwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte wiederfahren(*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,

Quod quacunq̄ venis, fuga est, et ingens

Circa te, Ligurine, solitudo:

Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das *Nimis poeta es* ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sah: so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen; oder, wenn man will, nach dem nehmlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

(*) Lib. III. ep. 44.

Hoc valde vitium periculosum est.
 Non tigris catulis citata raptis,
 Non diplas medio perusta sole,
 Nec sic scorpius improbus timetur.
 Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
 Et stanti legis, et legis sedenti,
 Currenti legis, et legis cacanti.
 In thermas fugio: sonas ad aurem.
 Piscinam peto: non licet natare.
 Ad cœnam propero: tenes euntem.
 Ad cœnam venio: fugas sedentem.
 Lassus dormio: suscitata jacentem.
 Vis, quantum facias mali, videre?
 Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu seyn, der uns, statt Eines Epigramms, in Einem zwey geben will? Besonders, wenn sie sich so gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das ist zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste seyn, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen Epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher: und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagrifen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat; und lautet so (*):

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
 Dente famis diræ discrucitata perit.
 Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
 Atque ferum finem tollere sine truci?
 Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
 Et funus plus quam funere præveniens.

(*) *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

O vitam invitam: o incommoda comoda: lux nox!

Si, ne aliquid fias, cogaris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beyspielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eines: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwüllet, bis er endlich in ein wahres Nichts zerfliehet.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepflropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem Schlusse geführt wird,“ den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch weitläufige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird.“ Wernike hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entsteht, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beyspiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätigt vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe (*).

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
„So wie das Laster für die Jugend

(*) Seite 38.

„Den Schreiber für den König nahm,
 „Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
 „Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
 „Und, durch die Schande nicht verzagt,
 „Das was das Laster ihm versagt,
 „Der Tugend selber abjudringen:
 „Er machte, daß der Haß sich in Bewundrung wandt,
 „Verbrennt, entwafnete sein und des Feindes Hand;
 „Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
 „Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte.“

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abjudringen“ aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschloffen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr: denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen; hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufschrift zugleich, entsprechen sollen: so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen; so wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt; eben so muß auch die

Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe gieng (*).

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cyenis,
 Agna Galefi mollior Phalantini,
 Concha Lucrini delicatior stagni:
 Cui nec lapillos præferas Erythræos,
 Nec modo politum pecudis Indicæ dentem,
 Nivesque primas, liliumque non tactum;
 Quae crine vicit Bætici gregis vellus,
 Rhenique nodos, aureamque nitellam;
 Fragravit ore quod rosarium Pæsti,
 Quod Atticarum prima mella cerarum,
 Quod succinorum rapta de manu gleba:
 Cui comparatus indecens erat pavo,
 Inamabilis scyurus, et frequens phoenix:
 Adhuc recenti tepet Erotion busto,
 Quam pessimorum lex avara fatorum
 Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
 Nostros amores, gaudiumque, lususque.
 Et esse tristem me meus velat Pætus:
 Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
 Deslere non te vernulæ pudet mortem?
 Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
 Notam, superbam, nobilem, locupletem.
 Quid esse nostro fortius potest Pæto?
 Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein

(*) Lib. V. ep. 38.

kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmt, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten, sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend; und boshafter Wig verstummet sonst so leicht bey einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraste nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm seyn, und wenigstens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beym Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés, Chef d'œuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colifée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.

Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Possé thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses skarronschen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekanntem Dichters zu seyn scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Ob-

schöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bey dem Barth selbst nachsehen (*). Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuscht, als erfüllet sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leser dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermiffen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten; als eine wigige Schnurre wohl nur: und doch ist des Wiges von mir noch kaum gedacht worden; geschweige, daß ich die verschiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt; ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter *acumina*, und die französischen *pointes* nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur feinnetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen *acumen* oder *pointe* schlechterdings nicht seyn kann. Es bleibt vielmehr, dieses *acumen*, das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen; wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter *acumen*, oder *pointe*, man etwas meynet, was bloß das Werk des Wiges ist; mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Nutzliches

(*) Advers. Lib. XXXVI. c. II.

größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entsteht, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gefundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert, oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen *pointe* haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter, oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet: eben so ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen versteht! Denn es giebt in der That auch hier *paduanische* Münzen, die zwar falsche aber doch von so schönem, und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, als der echten; so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschlag dabey gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwey Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweydeutigkeit besteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige seyn muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist.

Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu sehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. B. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu seyn: genug wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbey schießt. Ein einziges Exempel aus dem *Martial* sey statt aller (*).

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
 Rectam vocatus cum cucurrit ad cœnam,
 Quam tot diebus nociibusque captavit;
 Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
 Et utramque coxam leporis, et duos armos:
 Nec erubescit pejerare de turdo,
 Et ostreorum rapere lividos cirros.
 Buccis placentæ sordidam linit mappam.
 Illic et uvæ collocantur ollares,
 Et Punicorum pauca grana malorum,
 Et excavatæ pellis indecens vulvæ,
 Et lippa ficus, debilisque boletus.
 Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
 Rosos tepenti spondylos sinu condit,
 Et devorato capite turturem truncum.
 Colligere longa turpe nec putat dextra
 Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
 Nec esculenta sufficit gulæ præda,

(*) Lib. VII. ep. 19.

Misto lagenam replet ad pedes vino.

Hæc per ducentas cum domum tulit scalas,

Seque obserata clusit anxius cella,

Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerlegte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammen raste, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen, und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten, aller Zeiten und Völker, aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen (*): Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero setzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, sit fallius. Und das wäre die zweyte Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweydeutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweydeutigkeit überhaupt sey, brauche ich nicht zu erklären: eben so wenig, als ich nöthig habe, Beyspiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu eckle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweydeutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes seyn, und dem Ernste selbst Unmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, sagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, sæpe etiam in gravitate versantur.

(*) de Oratore lib. II. c. 63.

Denn wenn die Zweydeutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diene bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bey einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schliesse also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schliesse ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Wises insgesammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können (*). Ego in his præceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quæ natura, quæ studio, quæ exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

II.

C a t u l l.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung, der martialischen spizfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sey: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze.

(*) L. c. cap. 57.

Es sind kleine giftige oder obfcoene Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso (*), ein Disertissime Romuli nepotum (**), ein Cæli, Lesbia nostra, Lesbia illa, (***) für Sinngedichte halten kann: der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. So gar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiæ, und andere, die so unzähligmahl nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas besseres sind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches icht unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung, in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte; da es die schönste Nænia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst, ihn für seinen einzigen Meister erkennet (†): so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahiret haben konnte. Von solchen, z. E. (††)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam

De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.

Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi

Affidue: verum dispeream, nisi amo.

(*) Carmen 44. (**) Carmen 50. (***) Carmen 59.

(†) *Lib. X. ep. 78.*

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi præferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

(††) Carmen 92. 95. & 105.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris

Accidere a nostro, Calve, dolore potest,

Quo desiderio veteres renovamus amores,

Atque olim missas flemus amicitias:

Certe non tanto mors immatura dolori est

Quintiliæ, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello præconem qui videt esse,

Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kommt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr bald weniger zugeschliffen seyn kann, so wie sie es auch wirklich bey dem Martial selbst ist.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catull, mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catull's Naugerius auch immer mag gewesen seyn: so ist doch gewiß, daß er den Martial eben so wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtign Catull. Dieses hingegen kann darum nicht seyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catull; welches bereits Davassor, und noch ein Gelehrter(*), ob schon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Wize nicht wohl verträgt, zu thun; wel-

(*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes micellanæ in Auctores v. & n. Vol. II. T. II. p. 208.

ches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius (*), die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbarisch schrieb. Wenn er also ja die zugespitzten Schlussfälle des Martials zugleich mit verwarf, so geschah es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen, und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen, am ersten verleiten. Denn die nehmlichen Schlussfälle, so bald sie nur einer altrömischen Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zwey und vierzigste seiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpilii. Das letztere ist auf sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna verusatus in ulla,

Hæc humeris pictor induit arma meis.

Verum, hoc quod bello, hoc Patriæ quod tempore iniquo,

Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial seyn, als dieser Schluß? Nur freylich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammen gepresset, und anstatt in vier Zeilen, nur in zweyen würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut seyn, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr seyn, daß Maugerius ein so besonderer Verehrer des Catulls gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewissen den Musen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Samianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sey. Maugerius zeigt sich, in seinen Gedichten selbst,

(*) Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bey weitem kein Cotta, der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offeubarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Raubigkeit des catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren seyn kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste, und richtigste, und beste wäre: sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. *Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus* (*), *quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus.* Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial, vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls, auf uns gekommen ist; wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wieder auffinder des Catulls, gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

(*) Ep. 16. Lib. I.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der, bey allmäliger Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine, und eben so räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes, und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuscripte genommen zu seyn scheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange seines Commentars über den Dichter, bekannt; wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.

Causa mei reditus compatriota fuit.

Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:

Quique notat cursum prætereuntis iter.

Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,

Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst, oder vielmehr der Dichter selbst, redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sey. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sey: so möchte es hingehen. Allein er behauptet gerade zu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst siehe. In Gallis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwey Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem longis a finibus eben so wohl Deutschland, und jedes andere Land, verstanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein

Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen sollen. Denn die Worte, Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catull's, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sey. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es seyn: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sey diesem Lande bey Wiederherstellung der schönen Litteratur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern, auch dem Skaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catull's durchaus nicht einräumen wollte (*). Er merkte an, daß das nehmliche Epigramm sich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catull's befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sey, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catull's macht (**). Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catull's; und der Fehler, den er dabey begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nehmlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts sagen

(*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Palavii 1628. 8vo.

(**) Zuverlässige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden ist (vom Catull nehmlich) hat Baptista Guarinus, aus Verona, in Frankreich „zuerst gefunden.“

sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheissen habe. Und das ist augenscheinlich falsch: denn er soll ja nicht seinen Namen von Francia haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indesß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt gelesen, als Skaliger. Nehmlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen (*).

Und so hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Bestimmung des longis a finibus, in der ersten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für sich allein genommen, freylich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht; und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Skaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer seyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich a calamis ableiten lasse. Angenommen nemlich, daß a calamis so viel heißen soll, als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann; und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch Plumes heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatus zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catulls gewesen wären? Allerdings; und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist, in der letzten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts

(*) Zwar sieht bey ihm selbst das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,
 aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alibi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

ein berühmter Medicus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli(*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm *Francia a calamis* den Namen beygelegt habe.

Raum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das *a calamis* auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskrifte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt *a calamis*, deutlich und ungezweifelt *a talamis*, das ist, *thalamis*.

(*) *Historia Gymnasii Patavini*, T. II. p. 184.

Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Wichtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern sein Glück versuchen lassen; und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript, auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Skaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum prætereuntis iter,

welche beym Skaliger keinen Verstand hat, steht anstatt *cursum*, *turbæ*: und so scheint doch einigermassen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius (*); ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunction der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius liest die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich sie auch in dem wolfsenbüttelschen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile, anstatt *revocate*, *celebrate*; und in der sechsten, anstatt *clausa*, *causa*. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (*sub modio*) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts besseres zu sagen.

(*) Biblioth. lat. T. I. p. 53.

III.

M a r t i a l .

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bey den Griechen sowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen; daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalbe aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte klassificiren können, oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterscheid beygelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogæ, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius stellte es frey, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beylegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Sylbenmaaße überschrieben hatte. (*)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle seyn mögen: so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nehmlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehöret: so ist er auch, noch bis jetzt, der erste, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er: und niemand unter so vielen so viel gute; und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kömmt, ist unser Wernike. Beyder Reichthum ist fast gleich groß: nur daß

(*) *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licet ut voces: ego tantum Hendecasyllabos præsto.

man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Bernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoofe der Erde zu Tage. Bernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale gieng mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Wize des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feyerlicher, gleich ehrlicher Mine bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bey einem ernstern, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bey einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn: und nur das ist der wahre Probestein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Wertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nehmlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, — wer kennt es nicht? — ist dieses. (*)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quæreret arma dolor:

(*) Lib. I. ep. 43.

Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?

Credideram fatis hoc vos docuisse patrem.

Dixit, et ardentem avido bibit ore favillas:

I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.“ Freylich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen; wie z. E. Kaderus (*): dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnt hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bey der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aussicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bey dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausföhrung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niedersiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können; wie sie denn auch wirklich so etwas sagte. (**). Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmigten Flecke gereinigt, höre man seine Racheiferer.

(*) Bey dem diese letzte Zeile *Insultantis et irridentis Porciæ victricis vox* heißt.

(**) *Plinius ep. 16. lib. III. Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negafestis.*

Der erste sey *Markus Antonius Casanova*; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten, und zugleich den nächsten Platz nach dem *Martiale* zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken! (*)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis

Vivere? debueram non superesse patri.

Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:

An dux ad mortem non satis unus erat?

Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:

Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der *Porcia* bekannt seyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bey dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen? Oder was hätte *Porcia* wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figurlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht seyn muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungesehr um gleiche Zeit mit dem *Casanova*, versuchte auch *Sauftus Sabäus* sein Heil; und so: (**)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,

Ebibis ardentem cur moritura faces?

Non aliter potui tantum compescere luctum:

Ignem exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, *Porcia* habe sich, unter allen möglichen Todesarten, gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapsen, sondern lieber mit Feuer

(*) *Delitiæ Poet. Ital. Par. I. p. 707.*

(**) *Delitiæ Poet. Ital. P. II. p. 565.*

austrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen Schlusse davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuren, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle; und setzt endlich hinzu: (*)

Hæc simul; ardenti simul obstruit ora favilla.

Quæ potius flagrans tela ministret amor?

Quæ potius? Ich dünkte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen; besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer seyn mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius; ader beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martials. (**)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
 „Noch daß dieß edle Weib in Dummacht weibisch sinkt;
 „Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
 „Und isset Feur, weil er aus Lethe Wasser trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschick beugt,
 „Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
 „Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
 „Was für ein Feur in ihrem Herzen.

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Wize zu verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glü-

(*) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

(**) Zweytes Buch, S. 45.

henden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bey alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige worinn er den alten Possenreisser übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Iuvenilia: und das kritische Urtheil fällt er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nannte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sey, wofür Virgil in seiner größern gelte; wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet: so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen Geschmacke zu seyn. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen; und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anstrengung, ihm nach zu empfinden, fodert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen eben so viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele (*): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unablässig, als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besondere auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetrüge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(*) Lib. IV. ep. 49.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neueren Zeiten mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön seyn könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennt.

Diejenigen meynen es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, franken, ansteckenden Theile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zarteren Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe seyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verlohren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts darwider einzuwenden sey, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bey so unreinen Gedichten bestehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht so wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freye Sprache zu führen, und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand, außer dieser Absicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln

gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte Eines der letztern zu betrachten? Mogenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bey ihm uns schon so viel Abscheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Davassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worinn ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das drey und vierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis

Legisti nimium, Sabelle, versus:

Quales nec Didymi sciunt puellæ,

Nec molles Elephantidos libelli:

Sunt illic Veneris novæ figuræ;

Quales perditus audeat fututor;

Præstent et taceant quid exoleti;

Quo symplegmate quinque copulentur;

Qua plures teneantur a catena;

Extinctam liceat quid ad lucernam.

Tanti non erat esse te disertum!

Davassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meynet: so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück (*). — Ich kann mich

(*) *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspicevit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis &c.* Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacentis recidant.

dessen schwerlich bereden. Denn auch der umbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freyesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu seyn geglaubt haben; und ich meyne, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie? hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben so ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmahl für den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freylich eben so gut brauche, als du; aber zu einer andern Absicht, als du. So gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist, als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehst, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bey dem Berseinten, Bersteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit besser befinden, als bey dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest du dieses, und verschwendest an jenes so viel Wig und Blumen. Bey Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in das Gesicht jagen solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lieber umgehst du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann;

„aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten.
 „Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter; ei-
 „nen eckeln Poffenreißer, wenn du willst. Wer wird nicht lie-
 „ber ein Spötter seyn wollen, als ein Verführer? Noch lieber
 „ein Poffenreißer, als eine listige, gleißende, maulspizende Hure!
 „Frage bey dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mäd-
 „chen am liebsten lesen? ob meine, oder deine? Welche von
 „beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsin-
 „gen? Mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke
 „ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; du allein liegst
 „auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn
 „ich schlage, und du kizelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine
 „menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut
 „meine Schläge selbst zu Kizel macht. Aber wer fragt nach
 „der? An der ist nichts zu bessern, und nichts zu verderben:
 „und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes
 „Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein“ u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheint. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sängern der unschuldigern Wollust, sich auf diese Weise vertheidigen kann: so wird er seine Sache, aus eben den Gründen, um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet: sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereyen an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch

haben können, der Beiseferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitem Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fodert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbniße seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martiale begegnet sey, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich; und ein unwidersprechliches Beyspiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:

Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kayser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehreren Epigrammen, nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vor-

lege, über die es ihm nicht möglich sey, einen gescheitern Einfall zu haben (*).

Vivida cum polcas epigrammata, mortua ponis

Lemmata: qui fieri, Cæciliane, potest?

Mella jubes Hyblæa tibi, vel Hymettia nasci,

Et thyma Cecropiæ Corfica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cæcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaassen von dem moralischen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig seyn könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war, als sein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? Gewiß nicht: — doch dieses, gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bey der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen Punkt, durch einige Beispiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freylich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meynen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darinn nicht der Dichter seyn könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bey den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nehmlich verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maafgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über —

(*) Libr. XI. ep. 43.

die Frau des Martials. Hat Martial, während seines vier und dreyßigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kayser das *Ius trium liberorum* erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drey Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm (*).

Natorum mihi jus trium roganti
 Musarum pretium dedit mearum,
 Solus qui poterat. Valebis uxor!
 Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau versteht Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das *valebis uxor* eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht (**), wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn *Valebis uxor* überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn: und beweisen zu können glaube ich, daß das *Ius trium liberorum* auch wirklich Unverehlichten ertheilet worden.

Aber freylich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er

(*) Lib. II. ep. 92.

(**) *Funccius de imminente latinae linguae senectute*, p. 212. Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

sagt von ihr, was man nun freylich von seiner Frau eben nicht einem jeden auf die Nase bindet (*):

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.

Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare, und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt (**).

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!

Non ego sum Curius, non Numa, non Tadius. - -

Si te delectat gravitas, Lucretia tota

Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderstwo scheint sie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte (†). Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: so daß es kaum zusammen zu reimen stehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach so sittsame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfsen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheyrathet gewesen seyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bey ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheyrathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heyrathsregel ertheilet? (††)

Uxorem quare locupletem ducere nolim

Quæritis? Uxori nubere nolo meæ.

Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:

Non aliter fuerint foemina virque pares.

(*) Lib. III. ep. 92.

(°°) Lib. XI. ep. 105.

(†) Lib. XI. ep. 44.

(††) Lib. VIII. epigr. 12.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heyrathe, und warum er sie dennoch wohl heyrathen möchte? (*)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?

Moccha est — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Wittwer gewesen seyn? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen: so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern, daß er sich erst in Spanien verheyrathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sey es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen. (**) Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom gewesen: und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er demohngeachtet mit ihr schon verheyrathet gewesen, und die ganzen vier und dreyßig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hiesse ja wohl etwas sehr unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr wahrscheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters, will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson, dessen Schrift mir eben nicht bey der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines

(*) Lib. II. epig. 49.

(**) Lib. XII. ep. 21. 31.

Dichters, seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm seyn sollte: so vermiffen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nik. Antonio (*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,

Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,

Male collocare si bonas voles horas,

Et invidetis otio tuo, lector:

A Valeriano Pollio petes Quincto,

Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derselben, gemeynet seyn. Denn ob der Dichter auch schon von diesen, an mehr als einem Orte, eine sehr bescheidene Meynung äußert: so konnte er sie doch so weit nicht herunter setzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb, oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede seyn kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so gestiffendlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache: weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert,

(*) Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nehmlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bey ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz; aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet? (*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu seyn glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre: so wäre es freylich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen (**). Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martials, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, *ne aliquis ex fungino genere ea desideret.* Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: *Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque averfis nata. Procul dubio ab infulis monachis et scribis deliramenta hæc profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter fues.*

Wer giebt auf solche kritische Trümpe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Skrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Feh-

(*) Animad. in Spectac. p. 28.

(**) Nchmlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

ler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darinn liegen; kurz, ich habe für die Nase, als Nase, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bey dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben? Verhält sich dieses aber so: warum sollte es nicht möglich seyn, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich seyn, daß eben daher Ein Manuskript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuskripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist, als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: so will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,

Ornatus dives, parvula coena fuit.

Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri

Apponunt oculis plurima, pauca gulæ.

Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:

Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth (*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto

Arva vacant: uxor non minus inde parit.

Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:

Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse &c. Wenigstens, wo ist das Mönchmäßige in diesen zwey Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen seyn, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen; so gar das aller schlechteste In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit seyn kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Skriver selbst die Zusätze des Junins vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so weniger Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Skriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenten, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene

(*) Advers. lib. XXIII. cap. 6.

authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Skribers, ohne Unterschied *Martiali afficta* genannt, und ihrem Autor beygefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuscript, welches *Salmasius* vom *Joh. La-Furnäus* bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile desselben hat *Gudius* eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu *Wolfsbüttel* befindet; und in dieser sehe ich dem *Martial* folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,

Sed medium vitæ temperet illa gradum.

Invidia excelsos, inopes injuria vexat:

Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meyne ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sey.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn *Martial* zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,

Nil illi satis est, Cæciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein *Archetypon* (*), oder

(* Lib. VII. ep. 10.

eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quintus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bey eben demselben, sondern bey einem andern, Namens Atraktus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt(*). Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nehmliche, durch den Quintilian sein Werk ausgehen ließ) besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheint(**): so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen, und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen seyn, als manche ihrer theuern Nachfolger iesziger Zeit zu seyn pflegen. So gar hat es das Ansehen, daß sie bey einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,

Et comites longæ quæris habere viæ;

Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:

Scrinia da magnis, me manus una capit.

Ne tamen ignores ubi sum venalis, et erres

Urbe vagus tota: me duce certus eris.

(*) Ep. 118.

(**) Lib. XIII. ep. 3.

Libertum docti Lucensis quære Secundi,

Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen, Ubi libri venales, erschöpft den Sinn desselben bey weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen; nemlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt; eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwey Zeilen unwidersprechlich. Hos eme, quos aretat brevibus membrana tabellis ist der Gegensatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die ausgerollt wurde: dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand; nach Art der Schreibraseln. Und nur mit dieser gab sich der Freygelassene des Sekundus Lucensis ab: denn wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Arretus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon, (*) weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stuch giebt. (**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,

Constabit nummis quatuor emta tibi.

Quatuor est nimium, poterit constare duobus,

Et faciet lucrem bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Theil von dem Gewinnste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Alterthümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unssterblich machen will, daß er sich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß

(*) Lib. IV. ep. 72.

(**) Lib. XIII. ep. 3.

machen läßt; (*) nehmlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenden Buches redet. Es ist klar daß dieser Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:

Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist, oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern, eben so mühsam als vergeblich, aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe: so will ich nur ein Paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sey das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare

Bis decies solus, Sextiliane, bibis?

Iam defecisset portantes calda ministros,

Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch das ist längst widerlegt.

(*) Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.

Dem daß sich Sertilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweyten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog (*):

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,

Solus: aqua toties ebrius esse potes.

Nec confessorum vicina numismata tantum,

Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Non hæc Pelignis agitur vindemia prælis,

Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.

Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,

Egerit et nigros Massica cella cados.

A caupone tibi sæx Laletana petatur,

Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sertilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein, und einen seines gleichen, bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kayser auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulæ entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bey denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meynen sie einmüthig, sey klar: denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nemlich quinque numismata. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, ist bey dem Skriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et desoedam hallucinationem trefflich den Text liest, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundert und sechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht

(*) Lib. I. ep. 27.

fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Viktoriatas darunter verstanden werden könne: sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die *quinque numismata* wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sertilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hinzugegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

Nec confessorum vicina numismata tantum,

Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die *Missilia* in der Angst herbey ziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bey einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worinn ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf *Numismata*, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bey dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren *Tesseræ*: und so wie es *Tesseræ frumentariæ*, *oleariæ*, *coenariæ*, *nummariæ* gab (*), warum sollte es nicht auch *Tesseræ vinariæ* gegeben haben? Ganz gewiß; die *quinque numismata* waren *quinque tesseræ vinariæ*, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche *Tesseræ* galten außer ihrer Bestimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freygebig damit seyn konnte. Warum sollte

(*) *Torrentius ad Suet. Aug. c. 41.*

man einen andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sertilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegische Sylbenmaaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweyten Beispiele wähle ich das ein und funfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist; nemlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam, und das er daselbst folgendermaaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?

Mentoris hæc manus est, an, Polyclete, tua?

Livescit nulla caligine fulca, nec odit

Exploratores nubila massa focos.

Vera minus flavo radiant electra metallo,

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Materiæ non cedit opus; sic alligat orbem,

Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi

Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.

Hanc nec Cinyphius tonfor violaverit, et tu

Ipsæ tua palci vite, Lyæe, velis.

Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,

Palladius tenero lotos ab ore sonat.

Sic Methymæo gavifus Arione delphin,

Languida non tacitum per freta vexit onus.

Imbuat egregium digno mihi nectare munus

Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus --

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schaale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzt werden mußte, wenn sie ruhig liegen

solte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer Phiala macht (*): *κατα τον πυρμενα μη δυναμενη τιδεσθαι και ερειδεσθαι, αλλα κατα το ζομα*. Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist, und auf seinem Fusse nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen, — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß sie von Gold gewesen sey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheissen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meynung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den ersten Anblick, die wahrscheinlichere zu seyn scheinete, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? gewesen.

Ich sage also, die Trinkschaale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschaalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar, sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaassen von Silber gewesen, für berechtigt, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern, (**) in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und Phialas senas in eben so viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bey dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

(*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech.

(**) Cap. 4. vitæ Alex. Sev.

Die ersten zwey, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schaale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich, eben sowohl Werke in Stein als in Erz, bey alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweyte und dritte nun;

Liveicit nulla caligine fusca, nec odit

Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold *nubila massa* heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es *nulla caligine fuscum* sey? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? *Nubila massa* kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel zu erforschen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zusatz verfälscht sey? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe des Feuers nicht zu scheuen

hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schaale keine Komposition, sondern echter natürlicher Stein sey, konnte der Besizer auch höchstens nur versichert zu seyn verlangen; wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die vera Electra? Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das Succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeynet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es zweyerley Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist. (*) *Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito.* Von dieser zweyten nachgemachten Sorte, meynen sie, sey die Schaale gewesen; und Martial habe in den Worten, *Vera minus flavo radiant electra metallo*, von ihr rühmen wollen, daß sie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold; und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und

(*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

nicht weniger, als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermischen könne, als die Andere; da sich die Natur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beyleget. *Quod est nativum*, sagt er, *et venena deprehendit*. Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich seyn, wenn sie auch schon nicht, durch die ungereimte Unterscheidung zweyer Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, *vera electra* sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt, *flavo radiat metallo*, das hat freylich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten, oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort *Metallum* nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst, den laconischen Marmor, welcher auf dem *Taygetus* gebrochen ward, grünes Metall: (*)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das *flavo metallo* nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte: (**)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

(*) *Lib. VI. ep. 42.*

(**) *Lib. IX. ep. 62.*

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweydeutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; ein Blatter, eine Maser, und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter, oder Maser, über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher; ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schaale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Vock beschreibet? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Bestand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bey dem Plinius auch verrucæ heißen: und so wie Plinius maculae und verrucæ verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas (*), als die in solchen von einem versangenen Luftbläschen entstanden zu seyn scheinen. Und

(*) *Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12.* Illud vero meminisse conveniet, incrementibus varie maculis ac verrucis - - mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap. 13.* Factitiis pustulae in profundo apparent.

was kann nun deutlicher seyn, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. *Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet.* Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich, das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem

Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O das wissen uns die Ausleger auf so vielerley Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wenn das nicht genügt, dem giebt Kader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — *An potius claudit (luna) orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat?* — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobey kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nehmlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geschnitten gewesen; und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene *felix pustula* zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiernit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

In andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfsinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu seyn scheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden. (*)

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invidias, livide, nemo tibi.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darinn stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern liest, und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter, bey einer so hohen Verwünschung, durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde; und das Eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter seyn muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Mine darüber verzieht? Und was für ein bössartiger, unmenschlicher Geck er seyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bössartiger Geck war Martial nicht: ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl,

(*) Lib. I. ep. 41.

daß er sich dafür bloß gegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde dem Decianus ein so seltenes Lob ertheilet, daß er, nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen, selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
 Quales prisca fides, famaue novit anus:
 Si quis Cecropiæ madidus Latiaëque Minervæ
 Artibus, et vera simplicitate bonus:
 Si quis erit recti cultos, imitator honesti,
 Et nihil arcano qui roget ore deos:
 Si quis erit magnæ subnixus robore mentis,
 Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit so fort das folgende; und urtheile selbst.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
 Omnibus invidias, livide, nemo tibi.

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwey Epigrammen unter sich, schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären siehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersezt worden. (*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
 Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

(*) Lib. I. ep. 48.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freylich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob schon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger, als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lakurnaischen Manuskrifte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Glenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte; und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,

Ut te non dubitem dicere bicipitem.

Nam te si addictum mittat sententia campo,

Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die

beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beysammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariser von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skrierversche von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständign und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besigen sollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuscripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besiget, woron drey auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlichem Alter: denn die andern beide sind aus der ersten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nehmlichen dritten abgeschrieben zu seyn; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Marispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Panhormitæ liber: Aurispæ donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariæ per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drey Handschriften auf Pergamen, so wie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienen, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne

Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigsten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geschickten Balansirer, (Ventilator) welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verschiedenen Theilen seines Körpers in der Balanse wieder auffing. Von diesem sagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,

Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.

Nolentem sequitur — — — — —

Wir ist von jeher das *pericula ludas* verdächtig vorgekommen. Denn *pericula ludere* mag nun heißen sollen, so viel als *cum periculo ludere*, oder so viel als *contemnere pericula*, et perinde *ludere parma*, ac si nullum esset casus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freystellen: so streitet doch, das eine sowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so wigigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bey dem Spiele sey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, *nolentem sequitur*, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drey von unsern Manuscripten anstatt *pericula ludas*, deutlich und klar *pericula laudes*: und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das *pericula laudes* nehmlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten; und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahr-
„niß bei deiner Kunst sey! Es steht ja doch nicht in deiner
„Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt dich wider
„Willen, u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den *Exercit. Plin.* angewandt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen: so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten seyn.

(9.)

Ich schliesse diese Rhapsodie über den Martial mit einer litterarischen Anmerkung über ein Paar Uebersetzer desselben; in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersezt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato, in ein Griechisches übertrugen, das nun freylich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersezten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Scaliger. Im Bette, bey schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersezte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches J. Kasaubonus, zu Paris 1607, zu erst heraus gab. Es enthält das dem Martial beygelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreyzehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kasaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maassen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenæ ipsæ magis Atticæ. Gleichwehl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Kasaubonus dünkte, ausführlich gezeigt (*), daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen.

(*) Nehmlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325-336. Edit. de Paris.

Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburthen des Skaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeynte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorget hat. Denn was sich darinn an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio stehet, das gehöret nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesezten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio (*) schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen, noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerey ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitem Irrthum zu verhindern, in der Note (**) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Doussa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialische Epigrammen in das Griechische übersezt.

(*) Bibl. Hisp. vet. I. c.

(**) Es sind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59) (70) (78) Lib. XIV. 38. Die in Klammern eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials; weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersezt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112. und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Skaliger nicht übersezt hatte.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt: so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersezt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian *Arte de Ingenio* finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velazquez, als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Uebersetzers des letztern, entzogen zu haben scheinen.

IV.

P r i a p e i a.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu bestrecken?

Ich habe ein Paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek, und führet den Titel: *Publii Virgillii Maronis de vita et moribus Lampfacenorum liber*. Sie ist auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geschrieben seyn. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht auf-

gehelt, nach dem sich die Scioppii vergebens umgesehen. Eine Probe sey das fünf und siebenzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicæ, quid me spectatis ocellis?

Non stat in inguinibus mentula tenta meis.

Quæ tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:

Utilis hæc, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, das Priapus einen Altar verlangen sollte; und zu so einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppins glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür lesen müsse. Ita lego, sagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nehmlich, anstatt aram, arram oder arrham, so wie das Manuscript will: und auf einmal ist Sinn und Wig wiederum da. Priapus nehmlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Kommentar ist. (*)

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,

Et dabo Sentini jugera culta soli.

Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, menas:

Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches sich zwischen dem zwey und dreyßigsten und drey und dreyßigsten befindet: doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweyte Handschrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, ist unter den rhedigerschen Manuscripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese liefert manche Zeile viel schmeidiger, und dem Verstande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beispiele geben will.

(*) Lib. XI. ep. 30.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:

Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:

Qualia credibile est spatiantem rure paterno

Nausicaam pleno sæpe tulisse sinu:

Quale fuit malum, quod litæra pinxit Aconti,

Qua lecta, cupido pacta puella viro est:

Taliacumque puer dominus florentis agelli

Imposuit mensæ, nude Priape, tuæ.

Hier ist von sehr schönen Äpfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesem das taliacumque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt (*). Scioppius sahe sich daher auch gedrungen in seinen Anmerkungen zu sagen: το cunque παρελκει. Aber was ist so ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Glückworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem rhedigerschen Manuscripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli &c.

Es waren solcher schönen Äpfel fünf, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,

Indicio nec me prode, Priape, tuo.

Hæc quæcunque tibi posui vernacula poma,

De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes, Melissus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadriani des nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. *Quæque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber sonach nur noch der Bestimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des

(*) Ad Lib. I. Od. VI.

rhedigerschen als wolffenbüttelschen Manuscripts vollkommen so liefert. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß: denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Hr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgils, mit Jos. Scaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darinn die Priapeia mit einem Manuscripte verglichen, und mancherley Lesarten beygeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachlässigkeit schuld seyn. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas, in der Anthologie genommen sey: warum hat man demohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwey letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque

Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechischen Zeilen,

Αλλ' ὡς ἐντεταμαι, φῶρ ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐρωτας,

των ὀλιγων λαχανων εἰνεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — *feramque*

Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des gruterischen Martials wirklich beygeschrieben.

V.

Griechische Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genuzet worden: so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beyworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologieen diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fodert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Literatur stolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes, fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem heidelbergischen, nun vatikanischen Manuscripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem barberinischen Roder, welchen Holzstein und Allatius gebraucht, scheint sehr gegründet zu seyn (*): und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem, wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager

(*) Præfat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Dem was stellet sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen, und höchstens aus wenig Beyspielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren besten Zeiten, eigen war? Und diese Manier wofür hält er sie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bey dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nehmlich, war ein eigener Abschnitt satyrischer Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserey gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freylich mehr Empfindung als Witz seyn mußte, nur auf die dedikatorischen und sepulkralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrücke entsprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maasstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag sich nun freylich wohl aus dem satyrischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verschiedenes in der Samm-

lung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin gehöriges findet, das ist von der Manier des Martials so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können; und die, wenn man sie übersezte, manchen vermeynten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Duzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet: aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersezt habe. Es ist nur Thorheit sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen seyn: ihnen, die so gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen sich mehr als Ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientiſische Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial so sehr verschrienen Pointen hinauslaufen mußte(*). Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist; aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferinn lieben kann.

(5.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darinn findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Nesigenes sezte(**),

Παμμιητος γη χαιρε· συ του παρος ου βαρυν εις σε
 Αισιγενην, καυτη νυν επεχους αβαρης.

(*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 & 71.

(**) Anth. lib. III. cap. 1.

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übertragen. (*)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesammten Anthologie ist, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Ähnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen: so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben Er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt seyn, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bey den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas (**),

Τ τετρακοσι' ἔστιν· ἔχεις δε σὺ τοὺς ἐνιαυτοὺς
Δις τοσσοὺς τρυφερῇ πεντακοσῶν Ἐκαβῆ,
Σισυφοῦ ὦ μαριμῆ καὶ Δευκαλιωνοῦ ἀδελφῆ.
Βαπτε δε τὰς λευκάς, καὶ λεγε πασι τὰτα.

und diesem vom Martial (***) ,

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarium maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern seyn gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Märrinn, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist: nur daß das eine von ihr wirklich erzehlt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur rathet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß; und Herr D. Reiske giebt es

(*) Lib. V. ep. 35.

(**) Anth. lib. II. cap. 9.

(***) Lib. I. ep. 101.

selbst für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena seyn könne. (*)

Singegen ist zwischen folgendem des Martials (**),
Lotus nobiscum est, hilaris cœnavit; et idem

Inventus mane est mortuus Andragoras.

Tam subitæ mortis causam, Faustine, requiris?

In somnis medicum viderat Hermocratem.

und diesem des Lucilius (†)

Ερμουγειη του ιατρον ιδων Διοφαντος εν ὑπνοις,

Ουκ ἐτ' ἀνηγεροση, και περιαιμια φερων.

die Sache außer Streit: und Kader hätte nicht so unbedachtsam mit einem e Græco hoc est expressum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernsten möchte ich dem Martial sein so Bekanntes, und noch immer so oft Anzuwendendes (††)

Non de vi, neque cæde, nec veneno,

Sed lis est mihi de tribus capellis.

Vicini queror has abesse furto.

Hoc iudex sibi postulat probari:

Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,

Et perjuriam Punici furoris,

Et Syllas, Mariosque, Mutiosque

Magna voce sonas, manumque tota.

Iam dic, Postume, de tribus capellis.

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Sarnabius in seinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein schöner Kommentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen: was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Sarnabius hier zum Erfinder macht, ist der nehmliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter

(*) Notit. Poet. Anthol. p. 248.

(**) Lib. VI. ep. 53.

(†) Anth. lib. II. cap. 22.

(††) Lib VI. ep. 19.

andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht(*). Nun möchte ich zwar unter diesem nicht, wie Fabricius gethan(**), den sogenannten Iatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynet ist, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst, ist nicht schlecht: sie hat sogar eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, sondern eines dritten Musters seyn könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sey(***), und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darinn wagen zu dürfen.

(6.)

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Bataux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht „alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu „urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhänge, als „ein wigiger Einfall.“

Es ist, z. E. sehr möglich, und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die

(*) Anth. lib. I. cap. 39.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.

(***) Adagior. Chil. III. cent. I.

trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Auspielung auf ganz etwas anders liegt, und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meynung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden: nemlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bey einem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; *Sophocles ultimæ jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit(*)*. Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters(**).

Εσβεσθησ γηραιε Σοφοκλεεσ, ανδρεσ αιδων,

Οινωπον Βακχου βοτρυν ερεπτομειροσ.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt seyn. Zwey sehr verschiedene Todesarten, dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben, und an einer Beere den Tod finden, davon scheint eines dem andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese, als Geschichtschreiber, ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besondern Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinlese, zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dich-

(*) Val. Max. lib. IX. c. 12. Plinius Nat. Hist. lib. VII. cap. 53.

(**) Anth. lib. III. cap. 25.

ter und Spieler dionysische Künstler; und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen: so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieses in der poetischen Sprache, mit Fortsetzung der nehmlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden: sondern der Leser, bey dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beyfall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu sagen scheint, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides, und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht, oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben: dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der *Μακροβίων* sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen seyn. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen siehet.

(7.)

Freylich dürfte, bey dem allen, dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweytes bey, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu seyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet. (*)

(*) Anth. lib. II. cap. 22.

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοσρατε, χαιρ' ἱερὸν φως,
 Εἶπε ταλαν· ὄυτως ἔυκοπος ἐσι Διων.

Οὐ μιονου ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλὰ δι' αὐτου
 Εἰκονος ἧς εἶχευ τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quackjälber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüftet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sey: darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdenn auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sey, daß er selbst die Augen an den treibenden Wännen zu zerquetschen Vergnügen finde!

Man sieht sich vergebens bey den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schaaale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich: aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Pspopdus: Non solum excæcavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man sieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι' εἰκονος ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der

Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das propter imaginem haben könnte: aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bey diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: τυφλου γαρ οντος αυτου ενδεχεται και την εικονα τυφλην ειναι. Der Scholiast meynet nehmlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen, als dieses: „Da der „Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind seyn können.“ Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ionische der Statuen, welche die olympischen Sieger erhielten; auf das Gesetz der Hellenodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Ähnlichkeit gearbeitet seyn mußte. (*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezelet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Ähnlichkeit nur bey dem dreymaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen mußte: und zweytens mußte sich ja wohl diese Ähnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchem er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bey dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweyter freywilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz; der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bey den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völ-

(*) Plinius II. N. lib. XXXIV. sect. 9.

liges Licht gesezet worden. (*) Da nehmlich die Bildhauerey nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll: so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerey. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde: so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst, die Malerey hier wiederum einzuhohlen. Sie machten nehmlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzenderm Marmor, als die Bildsäule selbst war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meyne, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit sonst vorwarf, nichts geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kuriret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweydeutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellt wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darinn gesehen habe. (**). Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzehlet: (***)

(*) Winkelmanns Anmerkungen über s. Geschichte der Kunst. S. 81.

(**) Fab. 21.

(***) Lib. IX. ep. 98.

Clinicus Herodes trullam subduxerat ægro:

Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt: (*)

Φαρμακισι ροδων λεπραν και χοιραδας αιρει,

Ταλλα δε παντ' αιρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesezte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth; und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bey einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweyte Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bey weiten den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden, und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch igt hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meyne den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nehmlich, daß Hero, die Heldinn des Gedichts, fern von ihren Aeltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe. (**)

(*) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

(**) Ver. 32.

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασση.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr Unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt, als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttinn, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeyert, bey dem sie Leander zu erst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Berrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe: bis ich endlich auf zwey Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheint Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses, und einer Stätte gedacht, welche der Göttinn an dem Ufer geheiligt waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euploä, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden, erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet so:

Λιτος μοι δομος ούτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῃ
Ἰδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)

Ἄλλα φιλος· ποτιῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.

Ἰλασκει τὴν Κυπρίω. ἐγὼ δὲ σοὶ ἢ ἐν ἔρωτι

Ουρίος, ἢ χαροπῶ πνευσομαι ἐν πελάγει.

„Gering ist dieß mein Haus, mir, der schäumenden Wogen
 „Gebietherinn, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch ist es
 „mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das
 „Meer vor mir erschrickt, und der Schiffer mir seine Rettung
 „danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich
 „bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde be-
 „glücket.“ — Was Antipater δομος nennet, heißt bey dem Musäus πυργος: und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen, und vor Ueberschwemmung gesichert seyn sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Berrichtung erhellet, welche einer Priesterinn der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπρίδος οὗτος ὁ χωρος, ἐπεὶ φίλον ἐπλετο τήνῃ

Ἄιεν ἀπ' ἠπειροῦ λαμπρὸν ὄραν πελάγος,

Ὀφρα φίλον ναυτήσι τελεῖ πλοῦν, ἀμφὶ δὲ ποντος

Δειμαίνῃ, λαμπρὸν δερκομένος ἕοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade
 „immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer
 „zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheint: die
 „Wogen erschrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten ist
 sicher zu schließen, daß, bey entstehenden Stürmen; das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherinn zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterinn: und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nehmlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, ἔρωτος

ἀγαλμα: (*) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses ἀγαλμα hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα soll das ξοανον der Ahyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttinn der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beywort lætabile, welches Kromayer dabey für nöthig erachtet, wäre eben so überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephala. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. 3. C.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz, (**)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,

Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:

Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,

Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach, ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm, aus der Stelle selbst, nicht: aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bey dem

(*) Ver. 8.

(**) Lib. I. Epist. I. v. 28.

Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sey. Weil nun dieser Lykon, wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden: so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meynung des Heinsius noch lange so abentheuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nemlich der farnesische Herkules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift, von einem Künstler, Namens Glykon, gearbeitet worden: so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meisters, wolle verstanden wissen(*). Er machte also aus einem Ringer, einen Gott; aus einem Menschen, einen Stein.

(*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?“

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the antient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meynungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstecken zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Cephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen, als der, welchen Horaz selbst zum Beyspiele angezogen (*). Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
 Ὅ παρμαχων κεραινος, ὁ πλατυς ποδας,
 Ὅ καινος Ἀτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερες,
 Ἐρρον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
 Ὅυσ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι
 Ὅ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn ob schon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuschreiben: so haben doch beide, wenn man unter erstern den Thessalonier versteht, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beywort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz, als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheint die Sache vollends außer Streit zu setzen.

just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.*)

(*) Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reif. p. 168.

Ueber die so genannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden.

1771. *)

Eine weibliche sitzende Figur, über Naturs Größe, das Haupt gestüzet auf die rechte Hand, wird unter den Alterthümern zu Dresden für eines der schönsten und vollkommensten Werke gehalten, und hat von langer Zeit den Namen einer Agrippine geführt.

Winkelman selbst ließ ihr diesen Namen; und sagte: „daß ihr schönes Gesicht eine Seele zeige, die in tiefe Betrachtungen versenkt, und vor Sorge und Kummer gegen alle äußere Empfindungen fühllos scheine. Man könnte muthmaßen, setzte er hinzu, der Künstler habe die Heldin in dem betrübten Augenblicke vorstellen wollen, da ihr die Verweisung nach der Insel Pandataria war angekündigt worden.“

Woran aber dann und wann ein Kenner nur gezweifelt, das hat vor Kurzem Herr Casanova (in seiner Abhandlung über verschiedene Denkmähler der Dresdner Antikensammlung) ausdrücklich bestritten; nicht ohne Bewunderung über Winkelmannen. „Auch Winkelman, sagt er, legt dieser Statue den Namen einer Agrippine bey: denn auch er ist bisweilen von der Seuche der Antiquare befallen worden, welche die Kenntniß der Künste aus der bloßen Lektüre besigen, und deren Auge eben nicht der feinste Sinn ihres Körpers ist.“

Unstreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dingen dieser Art oft sehr falsch urtheilen. Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich? Und sollte es nicht möglich seyn, daß ein Mann, der sich das allerfeinste Auge zutrauet, ohne Zuziehung schriftlicher Nachrichten, nicht eben so falsche Urtheile fällen könnte?

Herr Casanova sagt: „die Statue kann keine Agrippine seyn, weil der Kopf keinem andern Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, noch an der berühmten Statue der sitzenden Agrippine in Rom, gleicht.“

*) Aus der Braunschweigischen Zeitung, St. 58 vom J. 1771, in den zehnten Theil der Lessingischen Schriften (1792) aufgenommen und danach hier gedruckt.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob Winkelmann nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken gehabt, als von der ihn Herr Casanova versteht. Sondern was ich eigentlich hier anmerken will, betrifft beyde; Winkelmannen sowohl, als den Herrn Casanova.

Winkelmann sagte, es sey eine Agrippine; denn ihr Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer stehenden Agrippine in dem Vorsaale der Bibliothek zu St. Markus in Venedig.

Herr Casanova sagt, es sey keine Agrippine; denn ihr Kopf gleiche keinem andern Kopfe der Agrippine.

Winkelmann sagte, ihr schönes Gesicht zeuge von Sorgen und Kummer.

Herr Casanova sagt, sie sitze mehr in einer nachdenkenden tiefsinnigen, als traurigen Stellung; und ihr Gesicht sey das schönste Ideal.

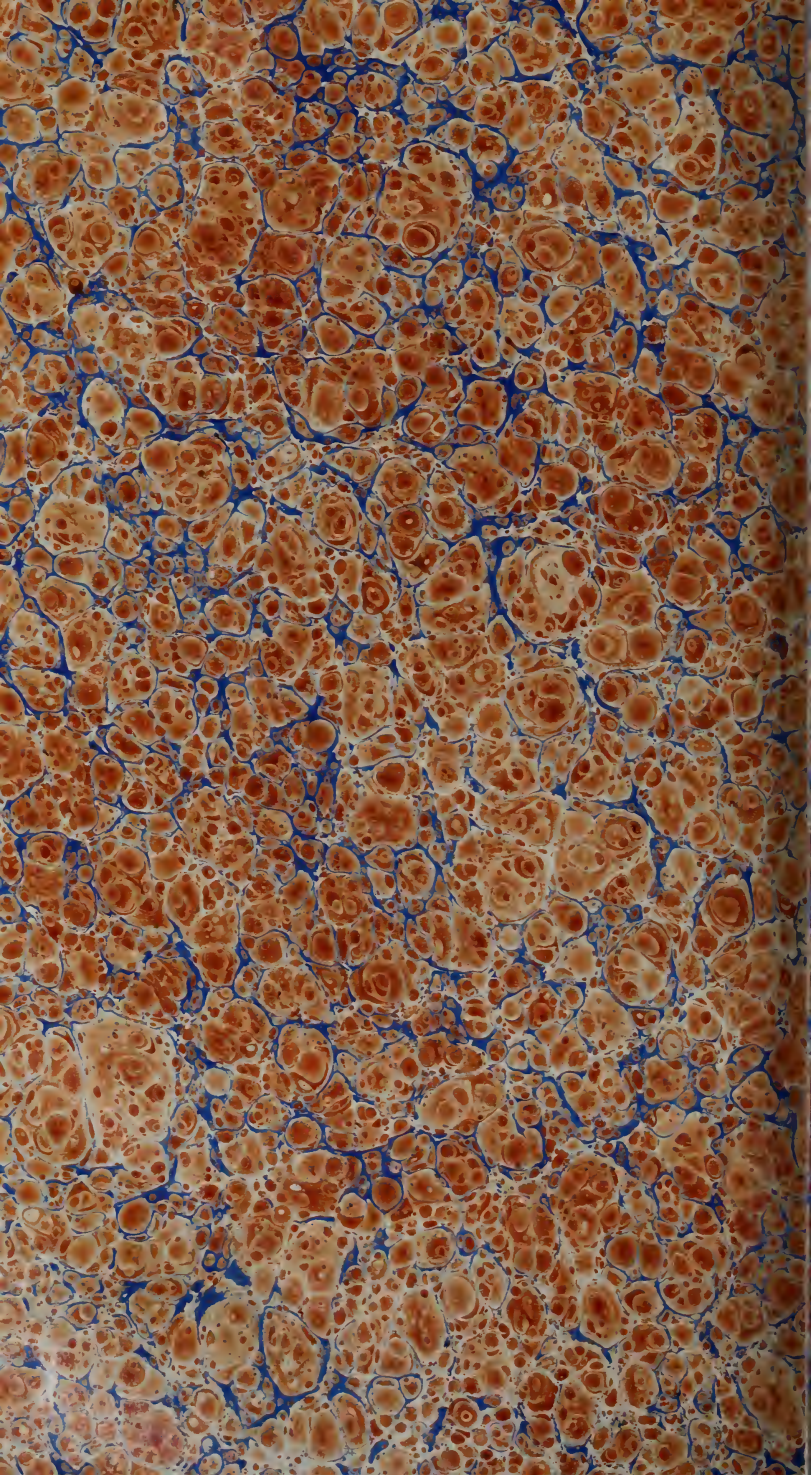
Aber was reden sie denn beyde uns so viel von dem Kopfe und von dem Gesichte vor? Wußte denn Winkelmann nicht, und weiß es Herr Casanova selbst nicht, daß aus diesem Kopfe nichts zu schließen ist?

Dieser Kopf ist neu; dieser Kopf gehöret, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieser dem ohngeachtet vortrefflichen Statue.

Sollte es möglich seyn, daß man dieses in Dresden nie gewußt hätte? Und doch scheint es fast. Denn nur bloß vergessen können weder die Gelehrten noch die Künstler daselbst einen Umstand haben, auf den, bey allen Vermuthungen, was die Statue vorstellen soll, es einzig und allein ankömmt.

Indeß habe ich weder diesen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläufig zu erweisen. Herr Casanova und die Künstler haben das Werk selbst vor sich, das sie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten aber werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es sich kaum der Mühe, daß ich es ihnen sage: ob es sich schon sehr der Mühe verlohnet, die Sache selbst wieder allgemein bekannt zu machen.

C. IV, 21.



GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00780 8476

